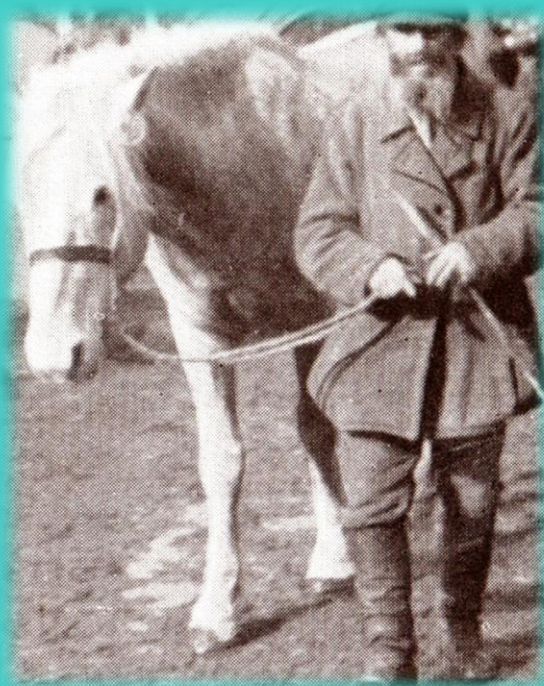



Heinrich Hauser

# WETTER IM OSTEN

Ostpreußen 1932



[www.autonomie-und-chaos.berlin](http://www.autonomie-und-chaos.berlin)



WETTER IM OSTEN erschien 1932 im Verlag Eugen Diederichs (Jena).  
Diese erste Wiederveröffentlichung enthält Fotografien des Autors aus der  
Originalausgabe, zwei neu hinzugefügte Bilder, Literaturhinweise,  
einen Anhang sowie ein Nachwort des Herausgebers.

© 2018 Verlag Autonomie und Chaos Berlin

**ISBN 978-3-945980-20-0**

Diese online-Veröffentlichung kann  
zum privaten Bedarf heruntergeladen werden.

## So entsteht ein Buch

In meinem Arbeitszimmer in Blankenese saßen wir uns gegenüber, der Verleger Diederichs und ich. Es war an einem Winterabend, nahe dem Ende des Jahres 1931, kurz nach Sonnenuntergang.

Wir saßen an dem breiten, niedrigen Fenster, das wie ein großes Auge aus den buschigen Brauen des Schilfdachs auf die Elbe blickte. Tief unter uns, wie aus der Gondel eines Luftschiffs gesehen, zog der große Strom. Die stillen Lichter der Schiffe glitten über seine dunkle Fläche; nur die Keile ihrer Kielwasser blinkten silbern im letzten Schein des Sonnenuntergangs. Die große Ebene aus wanderndem Wasser, die roten und grünen Lichter, die unbeirrt wie Sterne ihre Bahn zogen, dem Meer entgegen oder dem fernen Lichtenebel Hamburgs, gaben ein seltsames Gefühl des Schwebens. Man konnte die Gedanken schweifen lassen wie Wolken am Himmel, sie folgten ihren eigenen Gesetzen, verdichteten sich und gingen über irgendeinem Punkt der Erde wie ein Regen nieder.

"Früher konnten Sie die Elbe jeden Tag so sehen", sagte ich. "Es war ein Leben, wie auf einer Ameisenstraße. Es kam mir manchmal vor, als könnte der breite Nacken des Stroms die Last der Schiffe kaum noch tragen. Das Hafenwasser kam niemals zur Ruhe, so wurde es zerrissen und durchfurcht von dem Gewimmel der Schlepper und Barkassen. Ganz Hamburg lebte im Echo des Niethammergeprassels von den großen Werften. Es war ein ganzes Volk von Schauerleuten und Werftarbeitern, das Tag und Nacht so regelmäßig wie Ebbe und Flut in großen Strömen an den Fähren, an den Brücken und an dem großen Maul des Elbtunnels ab- und zuströmte. Es war herrlich. Es war ein Kaleidoskop der ganzen Welt, es war ein großes Tor, das für mich aufstand. Es war wunderbar an diesem Tor zu leben mit dem Bewußtsein: jeden Tag kannst du abreisen nach einem der fünf Erdteile.

Heute ist der Hafen trostlos, wie eine aufgeräumte gute Stube. Die Hellinge der Werften sind nackte Skelette. Nur Sonnabends ist auf der Elbe etwas Leben, da jagen sie ein paar Schiffe heraus, um den Liegetag im Hafen zu ersparen. Das Tor der Welt, das ein paar Jahre lang für mich und für uns alle offen schien, ist zugefallen. Mir ist manchmal, als hörte ich im Gebälk der Welt ein böses Knistern – unheimlich kann ich Ihnen sagen –, einen beginnenden Brand, eine anrollende Lawine, etwas Ungeheures, drohend wie die Wolkenbank vor einem Orkan.

Ich begreife nicht, wie man heute als Schriftsteller im Winkel sitzen und Romane schreiben kann. Man müßte etwas tun, man müßte den Grund abtasten nach dem

Ursprung des Bebens, das die ganze Welt durchschüttelt, forschen wie ein Arzt, ob es ein Fieber ist oder die Wehen der Geburt von etwas ganz Neuem –. Aber immer, wenn ich diese Aufgabe praktisch erfassen will, dann stehe ich wie vor einem enormen Gebirge: es ist zuviel, es ist so viel zu tun, daß ich nicht weiß, wo ich es anpacken soll, und so endet es damit, daß ich gar nichts tue. Ich glaube, so geht es vielen Menschen."

Auf diese lange, und wie ich fürchte nicht ganz klare Rede erwiderte mein Gegenüber etwa Folgendes: "Es kommt nicht darauf an, wo Sie die Aufgabe anpacken. Es kommt darauf an, daß Sie es tun. Die Richtung, die Sie haben, stimmt. Wir stehen alle vor einem Gebirge der Aufgaben und haben nur den inneren Kompaß unsres Wesens, um den Weg hindurchzufinden. – Wählen Sie sich Ihre Aufgabe!"

"Nein, ich will nicht wählen. Ich will die Aufgabe bekommen. Ich bin der geborene Gemeine, den man in Marsch setzen muß durch höheren Befehl. Ich bin faul und drücke mich gern vor der Arbeit. Geben Sie mir Marschbefehl und Ziel, den Zeitpunkt, wann ich fertig sein muß, und ich bin Ihr Mann."

"Ich glaube, daß Deutschland jetzt das interessanteste und wichtigste von allen Ländern ist. Von dem, was jetzt in Deutschland vor sich geht, hängt das Schicksal Europas ab. Schreiben Sie über Deutschland."

"Deutschland ist ein ungeheures Thema, es ist zu groß für mich. Es ist größer als die Fähigkeit meines Gehirns und meiner Sinne, zu begreifen und aufzunehmen, was da vor sich geht. Ich sehe eine solche Wandlung, wie sie in einem Frühlingssturm geschieht: ein jähes Schmelzen der Schneedecke und Milliarden neuer Pflanzen durchbrechen die nackte Erde. Das Bild der deutschen Landschaft ändert sich: vor ein paar Jahren war es noch, als sähe man nur die Schlote riesenhafter Industrien und die Häusermeere riesenhafter Städte; heute ist es, als löste sich das alle auf in Nebel und empor stiege wieder die Landschaft mit ihren vielfältigen Gesichtern, für jede Gegend ein anderes und typisches Gesicht. Es ist, als würden Mensch und Landschaft wieder eins und bestimmten einander, und die Menschen verwurzelten sich und würden fest –

Nein, ich kann unmöglich über Deutschland schreiben. Über ein Teilgebiet vielleicht, über eine bestimmte Gegend, am besten über eine, die ich noch nicht kenne."

"Kennen Sie den Osten?"

"So gut wie überhaupt nicht. In Königsberg kenne ich nur Geheimräte, die in purpurnen Ordensmänteln schlafen und im übrigen ist da jedermann ein Fachmann oder ein General. Es ist sehr gefährlich, über den Osten zu schreiben."

"Ich hätte trotzdem gerne, daß Sie es versuchten."

"Sie müssen bedenken, daß ich so gut wie nichts vom Osten weiß. Ein Schriftsteller, der über den Osten schreibt, müßte Politiker sein. Er müßte das polnische, das litauische und das russische Problem beherrschen. Er müßte in diesem Land geboren sein, um es so genau zu kennen, denn es ist uns sehr fremd. Er müßte Landwirt sein, um über die

Agrarverhältnisse richtig zu schreiben, die für das Schicksal der Provinz entscheidend sind. Er müßte Volkswirt sein und Spezialist für Siedlung, die die wichtigste Aufgabe für Gegenwart und Zukunft ist. Er müßte ein Kenner unseres Staates und der preußischen Regierung sein, denn die Art der Regierung zeigt sich in Grenzbezirken deutlicher als in der Zentrale. Er müßte ... Aber wozu sage ich Ihnen das: Sie wissen ja, daß mir von diesen Voraussetzungen jede einzelne fehlt."

"Sie haben trotzdem eine große Chance; oder eben deshalb, wenn Sie so wollen. Grade weil Sie ganz von außen kommen. Grade weil Sie die letzten Jahre viel im Ausland waren, so daß Sie Deutschland wieder wie ein unbekanntes Land ansehen können. Fachleute sehen die Dinge meist nur aus dem Gesichtspunkt ihrer Teilgebiete. Sie kommen ohne Vorbelastung. Versuchen Sie das Ganze zu sehen. Bedenken Sie doch: Ostpreußen ist in Deutschland weniger bekannt als Indien oder Amerika – eine deutsche Provinz, acht Bahnstationen von Berlin –, bedenken Sie doch!"

Laut sagte ich: "Gut, ich werde reisen. Aber es wird etwas ganz anderes dabei herauskommen, als Sie denken. Sie stellen mich vor eine fast unmögliche Aufgabe; wundern Sie sich nicht, wenn etwas Unmögliches dabei herauskommt. Das eine sollen Sie wissen: ich habe Angst –"

So bin ich, zwei Monate nach jenem Abend, losgefahren, mit Angst und Bangen und ohne eine bestimmte Haltung dem Osten gegenüber. Im Zug nach Berlin kam ich ins Gespräch mit einem Zeitgenossen: "Ach, da ganz oben fahren Sie hin? Ostpreußen; hat uns eine Menge Geld gekostet. Ewig Osthilfe. Weggeschmissene Millionen. Da sieht man mal wieder, wie wir regiert werden. Hat natürlich alles keinen Zweck gehabt. In fünf Jahren haben's doch die Polen. Sind ja wohl alles halbe Polacken da oben. Was soll uns der abgeschnittene Zipfel; da werden wir nicht reicher von."

So kam es, daß ich Königsberg erreichte, zwar immer noch mit Angst und Bangen, aber außerdem von einem dritten Gefühl erfüllt: Wut.

Ich war mir klar darüber: Solange es solche Zeitgenossen gibt wie diesen Mann in der Eisenbahn, der ein typischer Vertreter einer ganzen Menschenklasse ist, solange kann es Ostpreußen gegenüber nur eine nationale Haltung geben. Insofern schwimme ich also im Fahrwasser der nationalistischen Parteien und Gruppen, obwohl ich keiner einzigen von ihnen angehöre.

Die Aufgabe, an die ich heranging mit einem kühlen Herzen, hat mich warm gemacht. Was ich geschrieben habe, wird von den verschiedensten Seiten angefochten werden, nicht zuletzt von Ostpreußen selber aus.

Meine Aufgabe wäre erfüllt, wenn durch dies Buch in einigen Menschen die gleiche Wandlung sich vollzöge: wenn kühle Herzen warm würden. Wenn die ferne Insel ihnen näherkäme. Wenn sie begriffen: diese *Kolonie* ist deutsches Mutterland.

## Damals vor zwölf Jahren

Meine erste Erinnerung an Königsberg verbindet sich mit der Erinnerung an meine erste Seereise.

Im Februar 1920 erhielten einige Torpedoboote der sogenannten *Eisernen Flottille* Befehl von Wilhelmshaven aus, nach Lübeck, Rostock, Stralsund, Pillau und Königsberg zu fahren. Der Anlaß dieser Reise war traurig genug: Nach der Versenkung der Flotte in Scapa Flow sollte jetzt auch der letzte Rest der Kleinen Kreuzer abgeliefert werden. Man hatte ihnen die Wappenschilder abgeschlagen, die sie am Bug führten, die Wappen der Städte, die die Taufpaten dieser Schiffe waren: Lübeck, Rostock, Stralsund, Pillau und Königsberg; jetzt sollten die Torpedoboote den Städten jene Wappen und die Kriegsflaggen der Schiffe überbringen.

Ich war damals als jüngster Matrose auf dem Torpedoboot S 63. Der verlorene Krieg, die Revolution, die Rheinlandbesetzung, der Bürgerkrieg, die Ablieferung der Schiffe, die Versenkung, die Kämpfe im Baltikum, das alles waren Ereignisse, die ich in ihren Ursachen, ihrem Zusammenhang und ihrer Bedeutung durchaus nicht begriff. Ich fühlte nur wie wir alle den dumpfen Druck, der über der rostigen Friedhofsöde von Wilhelmshaven lag.<sup>1</sup>

Damals formten sich mir die ersten Eindrücke von der Ostsee und von ihren Häfen zu dem Bild, wie es heute noch besteht. Es war Vorfrühlingswetter; Regen und Hagelböen wechselten mit Sonnenschein, am Himmel zogen große Wolkenballen in jagender Fahrt. Schwarz lag das niedrige Land zu beiden Seiten des Kaiser-Wilhelm-Kanals; unheimlich, verlassen, als sei der Krieg darüber hinweggezogen. Auf unsern Schiffen spielte Musik, als die Hochbrücke von Rendsburg, ein riesiges Skelett auf ungeheuer dünnen Stelzenbeinen schwebend, über uns hinwegzog. Ein Eisenbahnzug wand sich, eine winzige dünne Schlange, das schräge Band der Serpentine hinauf.

---

<sup>1</sup> Unter anderem von dieser Zeit berichtet der Autor in seinem Buch *KAMPF. GESCHICHTE EINER JUGEND* (Jena 1934, Neuausgabe Berlin 2014: A+C). [Anmerkungen vom Herausgeber der Neuausgabe, MvL.]

In der Kieler Buch heulten die Sirenen heimkehrender Minensucher. Rauchfahnen lagerten sich schwer über das graue Wasser; in einer weiß schäumenden Furche lagen die niedrigen Leiber unserer Schiffe tief gebettet. Das riesige Mal des Luftsaugers auf dem Vordeck brummte, und die stählernen Decksplatten zitterten im Schwirren der Turbinen. Wir liefen hohe Fahrt.

Und dann die Spannung der Einfahrt in den Hafen; – die alten Hansestädte sind so schwesterlich verwandt, daß sie mir in der Erinnerung wie eine Stadt erscheinen: Die Fahrt, das Revier herauf, die Trave aufwärts nach Lübeck, die Warnow aufwärts nach Rostock. Die Silhouette der Stadt, wie sich die Dächer duckten unter den ragenden Leibern der riesigen Kirchen. Wie rot die Ziegel leuchteten, noch naß vom Regen, wenn die Sonne durch die Wolken brach. Wie die schwankenden nackten Sparren der Ostseeschoner das Bild seltsam belebten. Wie die Kais uns näherglitten, bedeckt mit Menschen, und unsre Kapelle mit dem Flaggenlied das Rasseln der Dampfwinden übertönte beim Festmachen.

Dann traten wir an auf dem Acherdeck in unsrer besten Uniform; die Offiziere trugen silberne Schärpen. Die Kriegsflagge des Patenschiffs der Stadt wehte vor uns, als wir, schwindlig noch vom Schlingern des Schiffs, über das holprige Pflaster dem Rathaus zumarschierten, um Flagge und Wappen abzugeben.

So war das damals, so werde ich die Ostseestädte immer vor mir sehen: vinetastädtefeucht, feucht, als seien sie eben aus dem Meer getaucht, schwermütig im tiefen Klang der Glocken ihrer Dome, mit ihrem Geruch nach Tang und Fisch und Torffeuer. Mit ihren blonden Kindern, die in der Dämmerung Papierlaternen durch die krummen Hafengassen tragen und zum Geklapper ihrer kleinen Holzschuhe das uralte Lied von derr Laterne singen: "Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne ..."

Aber Königsberg war anders: Ich stand eine Stunde am Ruder in der schwarzen Nacht, als wir die Danziger Bucht durchfuhren, den Blick gefesselt an die schwimmende Scheibe der Kompaßrose in geisterhaftem, trübem Licht. Ich sah im Augwinkel die schwarzen Schatten der Offiziere mit knirschenden Stiefeln auf- und abwandern vor dem bestirnten Himmel. Ich trat mit einem Fuß auf den andern und regte die Zehen im Schuh und spürte meine Hände klamm werden am Steuerrad; es wurde kalt.

Am Morgen erwachte ich von Knirschen und Poltern an der Bordwand dicht an meiner Koje: Wir fuhren durch Eis.

Nie hatte ich gedacht, da ein solcher Klimagegensatz in Deutschland möglich wäre. Wir hatten Pillau schon passiert und brachen uns die Fahrwinne den Königsberger Seekanal hinauf. Der scharfe Bug der Zerstörer riß das Eis in große in große geometrische Figuren, Trapeze, Dreiecke, Halb- und Viertelkreise; das gelbliche Wasser quirlte, wenn die Leiber der Schiffe die Schollen auf die feste Eisdecke herüberschoben;

eine Schleppe von spitzig-gelben Eisklumpen zog im Sog des Schraubenwassers langsam hinter uns her.

Es war eine Landschaft, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte: die ungeheure weiße Ebene des erstarrten Haffs, die Kette unserer Schiffe unter wehenden Dächern von schwarzem Rauch, und schneeeschwerer Himmel, dunkel, drohend.

Schlitten fuhren neben unseren Schiffen her, bespannt mit struppigen Pferdchen, so dicht, daß man von Bord zu ihnen hinüber hätte springen können. In der Ferne glitten Segelschlitten mit geisterhafter Schnelligkeit, sie sahen aus wie Böte<sup>2</sup> mit abgesägtem Unterwasserschiff. Soweit man sehen konnte, war das Eis gepunktet mit winzigen Menschengestalten. An manchen Stellen arbeiteten sie dicht an der Fahrrinne, Fischer in langen Schaftstiefeln, die rot gefrorenen Gesichter von Pelzmützen umrandet. Einige hieben mit Äxten vierkantige Löcher in die Eisedecke, andre schoben mit langen dünnen Stangen Metzleinen von Loch zu Loch, wieder andre hatten Pferde vor die Leinen gepannt, die zogen den Netzsack Hunderte von Metern unter dem Eis entlang. Dann packten die Männer die Leinen und rückwärts stampfend, Schritt um Schritt, mit hallenden Zurufen, zogen sie das Netz aufs Eis herauf, voll von den glitzernden Leibern halbbetäubter Fische. Schutzwände aus Segeltuch hatten sie bei den Löchern aufgerichtet gegen den eisigen Wind, Stroh hatten sie gestreut, um fest zu treten. Der Atem kam ihnen in spitzen Wolken aus dem Mund und sie beugten sich vor und schlugen klatschend die Hände in den dicken Fausthandschuhen seitwärts gegen ihre Rippen.

Schneetreiben setzte ein, als die Drehbrücken an der Hafeneinfahrt vor uns sich öffneten; unsere Sirenen heulten; an den Ufern liefen die Menschen zusammen. Eine kompakte Menschenmasse erwartete uns, als wir festmachten am Grünen Markt, dicht vor der Synagoge.

Ich weiß es noch wie heute, in welcher Spannung ich mich klarmachte, an Land zu gehen. Auf den Torpedobooten war es Sitte, daß sich auf See keiner wusch. Schwarz wie die Neger waren wir von dem Ölruß, der sich aus den niedrigen Schloten niederschlug; unsere Hände waren rissig vom Frost und zerschunden von den "Fleischhaken" der Festmachetrossen. Mit einer Hand voll Schmierseife und Soda stieg ich in den Schacht des Heizraums und log den Heizern vor, daß ich das heiße Wasser brauchte, um Backschaft zu machen; das Soda brannte in den Rissen der Haut wie Feuer. Im Logis wanderte die Kleiderbürste von Hand zu Hand, und man half sich gegenseitig beim Abbürsten, und vor dem Spiegel gab es ein Gedränge, weil jeder, die Haare ins Gesicht gekämmt, den richtigen Scheitelpunkt zu finden trachtete.

Ich ging nicht mit den andern zum Marineball.

---

<sup>2</sup> sic!



Ich wanderte ganz einsam durch die Stadt, die Hände in die Taschen der blauen Jacke gestopft, den Kragen hochgeschlagen. Es machte mich befangen nach der Enge des Schiffs, nach dem Lärm der Kameraden im Logis jetzt einsam und allein zu sein. Ich suchte Kontakt mit dieser Stadt, ich wollte von ihr aufgenommen werden, erschließen sollte sie sich mir. Aber die Stadt blieb fremd, düster, leer, kalt. Mir graute vor den glitzernden Schneekristallen, vor dem schneidenden Landwind, vor dem grünlichen Licht der schwächlichen Gaslaternen, vor den leeren Trambahnschienen, die aus dem Nichts zu kommen und ins Nichts zu führen schienen, vor den dunklen Fenstern, deren gewölbte Scheiben sich spiegelnd vorwölbten, vor dem harten Dialekt der Menschen, den ich nicht verstand. Es lag ein Druck über der Stadt, etwas von der Luft einer belagerten Festung. Ich geriet auf einen ungeheuer weiten, vollkommen leeren Platz. An einem Ende lag ein kleiner hölzerner Bahnhof, dessen Architektur mich an Postkarten aus Rußland erinnerte, am andern Ende fuhren Schlitten vorbei mit klingelndem Geläut; der Schnee stob von den Pferdehufen. Da fühlte ich mich wie in ein ganz fernes Land versetzt, der Winter selber schien in dieser Stadt zu wohnen, das war der Osten, dieser Platz war wie eine russische Steppe, auf der ganz gut die Wölfe heulen konnten.

Und ich wandte mich um und lief an Bord zurück.

So war das damals vor zwölf Jahren.

## Seereise über Pillau

Dampfer Irmgards, März 1932

Im Kieler Kanal und in der Danziger Bucht ist es nicht kälter gewesen als in Hamburg; Vorfrühlingswetter, westliche Winde, milde – feucht. Aber jetzt, einige Meilen vor Pillau, fällt das Thermometer mit jeder Meile einen Grad. Zwölf Grad Wärme hatten wir auf See, und jetzt haben wir zwei Grad unter Null; vor uns liegt Pillau, die Häuser mit dicken Kappen von Schnee, wie mit Pelzmützen bedeckt.

Wir machen fest vor dem Leuchtturm, den Schinkel erbaute; er wächst wie ein Baum aus breiter Wurzel und erinnert mich in seiner edlen Proportion und wegen der Rillen in seinem Mauerwerk an den Schaft einer Palme.

Wir liegen neben andern Schiffen; wir sind ein ganzer Konvoi, der auf Eisbrecher und Lotsen wartet. Nasser Dampf vernebelt die Schiffsformen.

Zeit an Land zu gehen: Vom Kai her lockt ein Leierkasten, seltsam holpernd und stolpernd in der Melodie, als ob der Mann die Kurbel bald schnell, bald langsam drehte. Jetzt sehen wir ihn an der Planke stehen. Ist das ein Mann mit drei Beinen? – Nein, das dritte ist ein hölzernes Bein, auf das er den Leierkasten stützt, der oben mit Tragbändern an seinen Schultern hängt. Eine groteske Erscheinung in grauer Uniformjacke, die vorn mit langen Nägeln statt mit Knöpfen zusammengehalten ist. Eine graue Wollmütze, die aussieht wie ein oben zugebundener Strumpfschaft, hat er so tief in den Nacken und über die Ohren gezogen, daß er aussieht wie ein Bauer aus den Niederlanden auf Bildern von Breughel. Sein Kreuz ist seltsam hohl, der Oberkörper vorgebeugt, der Hintere weit vorgestreckt, um die Schultern vom Druck des Leierkastens zu befreien; das Gesicht ist nach oben gewandt, zum Deck des Schiffs.

Wie er mich kommen sieht, verdoppelt er das Tempo seines Spiels, es galoppieren die Töne, und er verneigt sich unaufhörlich, nickt mit dem Kopf zum Takt wie ein Gaul, der die Haferkrippe wittert. Wie ich ganz nahe bin, reißt er die Kappe vom struppigen Schädel und schwenkt sie mir entgegen: es ist wirklich ein Strumpf. Ich werfe einen Groschen hinein. Darauf nun trillert die Melodie, sie jubiliert, steigt auf wie eine Lerche in den Himmel – ja der Leierkasten hebt sein hölzernes Bein vom Boden auf, wie der Mann sich ganz hoch aufrichtet, um sich ganz tief zu verneigen. Noch lange höre ich hinter mir die holpernde Polkamelodie, und ich denke bei mir: sonderbar, so einen Mann hat du noch nicht gesehen. Ob sie wohl alle so sind? – Ist das der Osten? Ist das ein Zufall, daß mir dieser Mann zuerst begegnet, oder ist es ein Symbol?

Aber Pillau ließ mir nicht die Zeit darüber weiter nachzudenken.

Erster Eindruck: die Stille. Die ganze kleine Stadt schien wie in Watte gepackt; nichts rührte und nichts regte sich. Ich war beinahe erstaunt, daß blauer Rauch aus den Schornsteinen der Häuser aufstieg und auf Leben deutete. Ich ging in einen Laden und frug nach dem Bahnhof.

Ich mußte sehen, ob dieser Ort noch eine Verbindung mit der Außenwelt besaß. Erst als ich eine Lokomotive keuchen hörte, war ich beruhigt.

Die zweite auffallende Erscheinung waren die Adler. Es gab ihrer eine große Menge. Sie prangten an Zollämtern und Kasernen, an Festungstoren und Wegeschildern, an beinahe jedem Haus war einer angeschlagen, bald mit besträubtem Gefieder, bald ziemlich kahl, bald mit einem und bald mit zwei Köpfen. Pillau ist Festung, daher sind die Adler hier zuhause.

Die Straße auf der ich ging, hieß *Coronel*. Und die Turnhalle darin hieß *Tsingtau*. An der roten Ziegelmauer blieb ich stehen und lauschte: ein rhythmisches Donnern kam aus der Halle und heiserer Kommandoruf. Es klang nach Ausfallübungen mit dem Bajonett; dann kam ein schnelles Prasseln, ähnlich wie wenn man trockenes Holz auf ein scharfes Feuer wirft. Das klang nach "Auf-der-Stelle-Hüpfen".

Ich spürte den Geruch von Leder und Soldatenschweiß und fühlte mich sonderbar erinnert und bewegt: Genau so war es gewesen, als ich Soldat war 1918 und nach dem Krieg. Es gibt einen Begriff "Soldatsein", der sich nicht ändert durch Jahrhunderte hindurch.

Ich sah auf der Straße einen Kapitänleutnant gehen. Einen Augenblick zuckte es mir im Arm, die Hand an den Mützenrand zu reißen. mit Augen rechts in strammer Haltung vorbeizugehen – es war nur das veränderte Gefühl der zivilen Kleidung, das mich hinderte – . Und ich erschrak: verflucht, wie war das möglich, daß einem das "Soldatgewesensein" noch so in den Knochen saß nach all den Jahren.<sup>3</sup>

Dann aber grinste ich, denn vor mir entwickelte sich eine kleine Szene: Der Offizier schritt schnurstraks, sozusagen mit fliegenden Fahnen, auf das Tor einer Kaserne zu. Hinter dem Tor ging ein Matrose mit geschultertem Gewehr in schnellem Tempo auf und ab. Er sah die Achselstücke kommen und sauste plötzlich wie ein Karnickel, das den Jäger äugt, in die Wachtstube hinein. – Sehr komisch anzusehen, wie ein kleiner Junge, in den Halbstiefeln, dem Matrosenkragen und dem Koppelchen. Und kaum, daß er verschwunden war, stürzten vier andre kleine Jungen im Trippelschritt die Treppe herunter, die Gewehre vorsichtig etwas angelüftet, daß sie nicht gegen die Stufen stießen: Sie reihten flink sich auf. Wie eine Fregatte unter vollen Segeln lief der Kapitänleutnant mit hoher Fahrt durch die Kaserneneinfahrt: "Gewehr über!" piff das

---

<sup>3</sup> Hauser (geboren 1901) war bis 1918 als Kadett auf der Kadettenschule in Kiel und nach 1918 zeitweise Mitglied eines Freikorps. (Vgl. das Buch KAMPF.)

Kommando, und die Läufe krachten gegen die Schultern an – "Die Augen links!" – "Gewehr ab!" –

Ich stand und schüttelte den Kopf: Nein, das hast du nun auch gemacht, wenn so einer daherkam – wie komisch; und wie unheimlich.

Ich gehe um die Festung herum. An allen Nebenwegen Schilder, auf denen mit deutschen Buchstaben geschrieben steht: *Fußweg! Der Reichswehrminister. I.A. Der Festungskommandant.*

Ich besah mir diese winzigen kleinen Waldwege und dachte: wie wunderbar das doch klingt. Das Ausrufezeichen macht, daß man diesen Weg kaum zu betreten wagt, denn es klingt nicht wie Fußweg, sondern wie "Fuß weg!" mit der gewichtigen Unterschrift des Reichswehrministers. Ob wohl der Herr Reichswehrminister wirklich alle diese kleinen Wege hier besichtigt hat und danach beim Festungskommandanten den Auftrag gegeben hat, sie Fußwege zu nennen?

Nun stehe ich vor dem düsteren Festungstor, das Wall und Gräben schützen, und lese die düsteren Schilder am Eingang: *"Verrat militärischer Geheimnisse wird schwer bestraft"*. Soll ich es wagen da hineinzugehen? Wie, wenn ich etwa ungewollt ein militärisches Geheimnis erblicke?

Unter dem Adler des Großen Kurfürsten hindurch führt der Weg in einen dunklen Tunnel, der Schlimmes ahnen läßt. Da aber wird es plötzlich licht, und wie durch Zauberei ist man in ein Idyll versetzt und in ein ganz anderes Jahrhundert.

Da ist ein Dorfplatz; um den Ziehbrunnen in der Mitte gruppieren sich Häuschen, wie aus der saubersten und nettesten Nürnberger Spielzeugschachtel hervorgeholt. Da ist eine Kommandantur von 1712 von bezaubernder Schlichtheit mit einem rührend bescheidenen Mäanderschmuck in Bändern verziert. Da ist ein Zeughaus von 1707 mit klassizistischem Giebel, der allerhand Embleme des Waffenhandwerks trägt, Mörser, Haubitzen, Lanzen und Fahnen. Da sind Kasernen und Wohnhäuser aus derselben Zeit; die ganze Zitadelle könnte getrost auf einer Reinhardt Bühne stehen.

*Verrat militärischer Geheimnisse wird streng bestraft* – was gibt's hier zu verraten? Das Zeughaus ist als Museum eingerichtet. Außer allerlei alten Waffen, Schiffsmodellen und Ankern enthält es eine Menge von amüsanten Dokumenten: Verordnungen des Großen Kurfürsten und des Alten Fritz, illustrierte Briefe eines seekranken Malers, der auf der preußischen Marine diente, alte Stiche, auf denen man die Festung Pillau aus der Vogelschau erblickt, umgeben von hohen Wellen und den Schiffen der Kurfürstlichen Flotte, deren Tonnenleiber über die Wellen zu rollen scheinen und deren wehende Wimpel größer als die Segel sind. Aber bis auf die Schiffe hat sich seit der Zeit am Gesicht der Festung kaum etwas geändert.

Im Fortgehen kommt mir linkerhand ein Schild unter die Augen: *Familienarzt*. Wie schön, daß es das noch gibt in einer Welt voll Spezialisten.

Jetzt lenke ich zielbewußt den Schritt zur *Ilsekefalle*.<sup>4</sup> Sie liegt am Kai, dies Urbild aller Kneipen, die Zuflucht vieler Generationen seefahrender Männer. Ein Iltis ist das Wirtshausschild; dunkelbraun verräuchert sind drinnen die getäfelten Wände. Da steht der Wirt noch an dem Kontorpult, wo er seine Eintragungen macht genau wie sein Ahn vor hundert Jahren. Da lagern noch in langen, schmalen Kästen hinter Draht die Vorräte an Flaschen und Tabak, da sind noch immer die Schnüre gespannt, an denen der Fremdling zieht, damit etwas ganz Unerwartetes geschieht: ein Damenhöschen etwa schwebt von der Decke oder ein Krokodil oder eine Runde Grog wird aufgefahren für alle Mann. Bilder, exotische Waffen und patriotische Sprüche bedecken die Wände, und es riecht – wie riecht es nur? – es riecht nach abgebrannten Zündblättchen aus Kinderpistolen.



---

<sup>4</sup> <http://holldack.de/pillau/pillau.htm>

## Königsberg

Ich habe die Stadt kaum wiedererkannt. Was für eine erstaunliche Entwicklung! Ich finde beinahe nichts von dem, was ich hier vor zwölf Jahren sah.

Der kleine hölzerne Bahnhof der Samlandbahn ist verschwunden. An seiner Stelle erhebt sich der beste und modernste Bahnhof, den ich in Deutschland oder irgendwo gesehen habe: organisch vereint mit Verkehrsamt und Hotel. Der riesige Platz, auf dem damals die Füchse sich gute Nacht zu sagen schienen, empfängt mit langen Fronten mächtiger und eindrucksvoller Bauten wie eine Kaiserliche Residenz. Der Vergleich mit Petersburg hat sich mir aufgedrängt, als ich mich umsah nach Rathaus, Polizeipräsidium, Ausstellungshallen und dem Haus der Technik.

In wenigen Tagen planlosen Herumstreifens fand ich in Königsberg: die besten und großzügigsten Siedlungsbauten nächst Frankfurt und Berlin. Die schönsten und ausgedehntesten Parkanlagen, teilweise sehr geschickt aus den alten Festungswällen herausgestaltet. Den landschaftlich reizvollsten und geräumigsten Zoologischen Garten. Die größte Buchhandlung Deutschlands mit dem interessantesten Betrieb. Die freundlichste Bedienung in den Läden. Die größten Schupos. Den wichtigsten Briefkasten.

Hierüber wird im einzelnen noch zu sprechen sein.



Erster Eindruck: Das ist keine Provinzstadt, das ist eine Hauptstadt; man sieht es auf den ersten Blick. (Ein Wort von Droysen<sup>5</sup> über Ostpreußen fiel mir ein: "Wir sind nicht bloß eine Provinz, wir sind ein Land.")

Zweiter Eindruck: Hamburg wirkt dekadent neben Königsberg. Dritter Eindruck: Was für ein erfreuliches Klima: es ist kalt, aber man friert nicht, eine trockene, total gesunde Kälte.

Ich schreibe meine Notizen so wahllos, wie ich sie gesammelt habe: Diese nördlichste Großstadt Deutschlands hat den südlichsten Verkehr. Ich sah nie ein so lebhaftes Straßentreiben. Abends, zwischen sieben und neun, scheint ganz Königsberg auf den Beinen. Die Bürgersteige der Hauptstraßen können die Menschen gar nicht fassen. Sie quellen über, in den höchst verwickelten Fahrverkehr hinein.

Da kommen die Trambahnen, weiß und neu, in ganzen Ketten. (Der Zustand der öffentlichen Verkehrsmittel ist sehr bestimmend für den Eindruck, den ein Fremder von einer Stadt gewinnt.) Die Autos treten ganz zurück und man sieht verhältnismäßig viele altmodische Wagen. Aber die Pferde! Das sind nicht die langsamen, schwerfälligen Gefährte, die sich in Berlin und anderswo zwischen den Autos verstecken.

Hier herrscht das Pferd. Hier wird gefahren, daß es eine Art hat: in schärfstem Trab zwischen den Autos und Elektrischen. Hier können die Kutscher noch kutschieren! Fahren ist eine Kunst, so gut oder noch besser als Autofahren, und diese Pferde haben Blut in den Adern. Wieviel lebendiger ist so ein Straßenbild mit fliegenden Mähnen, klappernden Hufen, schnaubenden Pferdemaulern und scharfem Peitschenknall, als die leise rotierenden Gummireifen der Autos, der summende Motor und die eintönige Hupe.

Dieser schnelle Pulsschlag des Verkehrs, dieser wirkliche Betrieb auf der Straße gibt die Vorstellung, daß das härtere, kältere Klima in Mensch und Tier eine schärfere Verbrennung erzeugt. Es steckt Leben in dieser Stadt und Blut.

Telefonbuch: Da gehören Seiten und Seiten den Nummern der landwirtschaftlichen Behörden, Organisationen, Instituten. Landwirtschaftskammer, Landwirtschaftlicher Zentralverein, Landwirtschaftliche Universitätsinstitute, Landwirtschaftliche Maschinen, Düngemittel, An- und Verkaufsgesellschaften, Konsumvereine; das will kein Ende nehmen. Das riesige, bis in die letzte Schraube moderne Haus der Landwirtschaftskammer ist einer der zentralen Punkte Königsbergs. Landwirtschaftliche Grenossenschaften, aber auch einzelne Güter besitzen eine Menge Läden in der Stadt, die direkt vom Erzeuger zum Verbraucher Gutserzeugnisse verkaufen. Prachtvollen Quarkkäse mit Sahneschichten, "Glumse" genannt, die frischesten Eier, die schönsten

---

<sup>5</sup> Wurde offenbar von dem Historiker Johann Gustav Droysen zitiert als Widerspruch aus der Bevölkerung an ihn, als er 1851 von einer "Provinz Ostpreußen" gesprochen oder geschrieben hatte. (So bei Paul Fechter: ZWISCHEN HAFF UND WEICHSEL, Gütersloh 1954, S. 98)

Würste und Schinken, die jedem Fremden ein Erlebnis sind – alles, was aus dem Boden wächst, wird da gehandelt, bis zum landesüblichen Johannisbeerwein.

Aber wir geraten zu stark ins Detail.



Das Grundgefühl, das diese Stadt mir gab, war: Achtung! Hier ist etwas los! Hier ist man wach und aufgepaßt. Hier ist das Zentrum einer starken Aktivität, hier laufen alle Fäden zusammen. Ich muß wissen, was hier los ist.

Und in der ersten Hitze der Begeisterung lief ich aufs Rathaus, um den Herrn Oberbürgermeister zu befragen, von dem ich annahm, daß er es wissen müßte.

Man fährt zu ihm hinauf in einem Paternosteraufzug wie in einem Hamburger Bürohaus. Es war da ein Betrieb wie in einem Bienenstock; ich wartete im Vorzimmer. Das Warten war mir angenehm: ich habe eine Witterung für Vorzimmer. Vorzimmer sind die getreuen Spiegel der Persönlichkeiten, die dahintersitzen. Die Vorzimmerleute hatten die gewisse sprungbereite und zugleich respektvolle Haltung von Menschen, die immer gewärtig sein müssen, daß eine rasche Gewalt sie plötzlich ruft. Es war ein ausgesprochen angenehmes Vorzimmer.

Der Oberbürgermeister Dr. h. c. Lohmeyer ist äußerlich der Typ eines Seeoffiziers, ein großer, schanker Mann, sehr langgliedrig. Er saß, auf drei Seiten gedeckt, hinter einem riesengroßen Schreibtisch. Ein Kopf! Ein langer Schädel; im Profil bilden Stirn und Nase eine beinahe gerade Linie; die grauen Schläfen eines Mannes von etwa fünfzig Jahren. Eine lange, bewegliche Nasenspitze, eine Nase mit Witterung. Ohne



allen Zweifel: ein Mensch von Format und von Bedeutung. Tatsächlich besteht eine nahe und wichtige Beziehung zwischen der Entwicklung einer Stadt und dem Mann, der seit dreizehn Jahren an ihrer Spitze steht.<sup>6</sup>

Bei einer kurzen aber einprägsamen Unterredung sind mir einige Angelpunkte für die Betrachtung der Stadt Königsberg klargeworden:

Erstens: Ostpreußen hat durch den Versailler Frieden zwar das Memelgebiet und das Soldauer Gebiet mit 166 000 Einwohnern verloren. Es hat aber auf der anderen Seite den Rest Westpreußens, östlich der Weichsel, mit 244 000 Seelen dazubekommen. Die relative Bedeutung Ostpreußens zum Reich ist damit gestiegen.

Zweitens: Die Abschnürung vom Reich, die Insellage Ostpreußens, bewirkt im großen, was im kleinen bei jeder Zellteilung vor sich geht: Der Zellkern wird mehr als bisher zum Mittelpunkt. Königsberg ist die zentralste Behördenstadt von allen Provinz-Hauptstädten Deutschlands.

Drittens: Das Reich mußte der Insel Ostpreußen in ihrer gefährlichen Lage mehr als anderen Provinzen hilfreiche Hand bieten. Es galt nicht nur Ostpreußen, sondern der Welt zu zeigen, daß man diese Provinz fest in der Hand behielt. Einige der repräsentativsten Bauten Königsbergs, wie die neuen Bahnhöfe, die Anlagen des Freihafens, der glänzende Ausbau des Königsberger Seekanals sind auf Aktionen des Reichs zurückzuführen.

Viertens: Die Finanzen der Stadt sind nach einem Grundsatz verwaltet, der vor einigen Jahren noch vielerorts als altmodisch galt: "Keine Ausgabe ohne Deckung". Jetzt in der Krise hat Königsberg den Nutzen dieses Prinzips: die Finanzen sind gesund, was allerdings nicht verhüten konnte, daß die Stadt jetzt auch am Ende ihrer Kräfte steht.

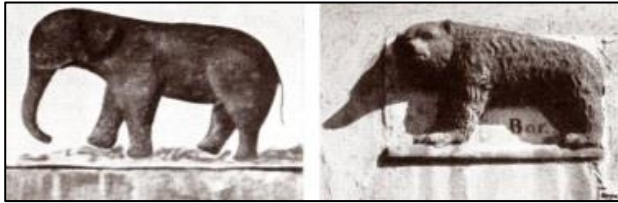
---

<sup>6</sup> Dr. dr. h.c. Hans Lohmeyer (1881-1968) war 1914–1919 als Stadtrat in Schöneberg (Berlin) tätig, 1919–1933 als Oberbürgermeister in Königsberg. In seine Amtszeit fielen die Gründung der Ostmesse (zweitgrößte Messe im Deutschen Reich nach der Leipziger Messe), der Bau des Königsberger Hauptbahnhofs und des Flughafens Devau. Ab 1931 war er mit der Schauspielerin Gerda Müller verheiratet. Im März 1933 wurde er von seinem Amt suspendiert und pensioniert, 1939 erhielt er Publikationsverbot. Über Carl Friedrich Goerdeler, der von 1920-1930 als 2. Bürgermeister in Königsberg amtierte, hatte er Kontakt zum Kreis vom Attentat vom 20. Juli 1944. Nach dem Attentat wurde er vernommen, jedoch nicht verhaftet. Lohmeyer war Mitglied der Bekennenden Kirche. Nach 1945 war er kommunalpolitisch beteiligt am Wiederaufbau von Berlin (West). Vgl. auch sein Beitrag *MEINE KÖNIGSBERGER JAHRE* in Martin Borrmann (Hrsg.): *EIN BLICK ZURÜCK* (München 1961).



Hafen: Vor dem Krieg besaß Königsberg nur einen Hafen in der Innenstadt, da, wo der Pregel sich in zwei Arme teilt. Dieser Hafen ist einigermaßen eng und unhandlich für große Schiffe; auch die beiden Drehbrücken, die unterhalb der Hafeneinfahrt liegen, hindern den Schiffsverkehr. Hier liegen an der Werfthalle und im sogenannten *Hundegatt*, da, wo die alten Speicherhäuser stehen, die kleineren Tourendampfer aus Hamburg und Bremen, die Ostseedampfer, die in Stettin, Lübeck, Kopenhagen, Stockholm und Oslo beheimatet sind. Die Motorschoner, die in den letzten Jahren so große Konkurrenten des Linienverkehrs geworden sind, und die Haff- und Weichselkähne.

Herrlich sind die alten Speicher mit ihrem schönen Holzfachwerk, schmal, gereckt, spitzgieblig wie Tannen. Seltsame Wappentiere sind in ihre Mauern eingelassen: Bären, Löwen, Elefanten, Pelikane, Königinnen und Kühe. Noch weiter flußauf, am Fischmarkt und an der Schmiedebrücke, liegen die Kähne der Pegelschiffer und Haffschiffer, uralte Gefäße, bauchig mit den breiten Spiegeln der Hansekoggen. Winzige kleine Fensterchen, mit winzigeren Gardinchen behängt, sind in die Schiffshinterteile eingelassen. Schwarzbraun verwittert ist das geteerte Holz und schneeweiß sind die Masten, nackte, geschälte Tannenstämme, fast ohne Takelwerk.

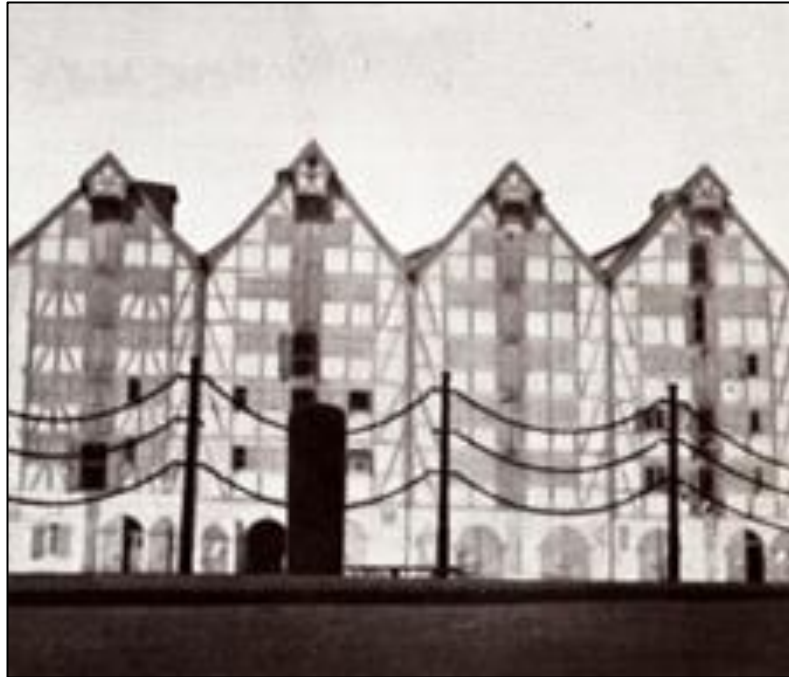


Am Fischmarkt senken sich die Ziegeldächer der Marktbuden fast bis aufs Pflaster herab; wahre Nachtmützen von Häuschen, in denen das kräftige und derbe Geschlecht der Fischweiber haust. Wehe dem Mann mit der Kamera, der ihre Züge festzuhalten sucht; er kann froh sein, wenn ihm nur faule Worte und nicht auch faule Fische an den Kopf geworfen werden.

Der neue, größere Hafen durchbricht den alten Festungsgürtel. Hier ist der Freihafen, seit einem Jahr erst fertig, technisch vollkommen eingerichtet mit elektrischen Kranen, modernen Lagerschuppen, Zollhäusern, Gleisen – aber leer, trostlos leer. Die Welt hat eine andre Entwicklung genommen als man annahm.

Einiges Leben steckt noch im Industriehafen und im Holzhafen. Im Industriehafen erheben sich die riesigen Getreidesilos, die man schon vom Haff her, als Wahrzeichen der Stadt, erblickt. Sie fassen 40 000 Tonnen und dienen in der Hauptsache dem Umschlag von russischem Getreide.

Holzbearbeitung war vor dem Krieg die bedeutendste Industrie in Königsberg. Sie beruhte auf Zufuhren aus Rußland, den russischen Randstaaten und dem heutigen Polen. Diese Handelsverbindungen sind jetzt so gut wie vollständig abgeschnitten. Zwei Zellstoffabriken vermögen vorläufig noch sich zu halten. Der Memelfluß, der vor dem Krieg jährlich 2 Millionen Raummeter Holz aus Rußland herunterflößte, liegt heute tot. Länder wie Finnland und Polen haben sich eigene holzverarbeitende Industrien zugelegt.



Größte Buchhandlung Deutschlands: Hat zwei Jahrhunderte gebraucht, um heranzuwachsen. Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Liegt am Paradeplatz, gegenüber der Universität. Ein Haus wie ein Bienenstock, vom Keller bis zum Boden in Betrieb, ein Labyrinth, treppauf, treppab zwischen 3 Kilometer langen Wänden von Büchern. Vorbildlich organisiert von der Lehrmittelabteilung im Keller bis zum Kinderlesesaal unterm Dach. Auf einer Generalstabkarte sind die Fähnchen ihrer Filialen und Agenten sieghaft eingesteckt: sie beherrschen die Provinz.<sup>7</sup>

Schloßteich: Musik, Lichter, Schlittschuhläufer zwischen Ketten junger Tannen. Süße Musik, süße junge Mädchen, Sternhimmel – ein Wintermärchen, sentimental und schön. Ganz unwahrscheinlich, wenn man vom Reich kommt, wo schon die Veilchen blühen.

Ein Monat später: hellblaues Wasser, das unter einer weißgemalten Brücke fließt, voll weißer kleiner Boote. Man rudert nicht, man wriggt am Bootsende nur mit einem Ruder. Studenten in der Mittagspause zwischen Vorlesungen und ihre Mädchen. Die Mädchen hier sind schön, viel Charakter in diesen Gesichtern und viel Wärme. Man hat

<sup>7</sup> *Gräfe und Unzer* wurde 1722 von Gottfried Eckart in Königsberg (Preußen) als Haus der Bücher gegründet. 1831 verkauft August Wilhelm Unzer das Sortiment an seinen Sohn Otto und an seinen Schwiegersohn, den Hamburger Buchhändler Eduard Gräfe. Die Buchhandlung firmierte seit dem 2. Januar 1832 unter dem Namen *Gräfe und Unzer*. Otto Paetsch, seit 1927 Alleininhaber der Firma, machte das Unternehmen zu Europas größter und modernster Sortimentsbuchhandlung. Bei den Luftangriffen auf Königsberg im August 1944 brannte das Gebäude aus. (*Wikipedia*)

etwas durchgemacht und ist doch schön geblieben. Die Liebe ist rasch und heiß hier oben.

**Blutgericht:** Wenn irgendwer in der Provinz verlorengelut, so sucht und findet man ihn schließlich im *Blutgericht*. Im Schloßhof links, im Keller. Tiefe Gewölbe, grauer Stein, verwittert und mit Spinnweben behängt, durchduftet von Wein aus riesigen, geschnitzten Fässern, die die Wände füllen. Schwere Eichentische, die die Last der schweren Häupter tragen können. Gewichtige Kellermeister in gestreiften Kitteln, dicke Lederschurze umgehängt. Leicht kommt man herein, aber schwer wieder heraus: sie schenken den Wein aus Doppelflaschen. *Bremer Ratskeller – Lübecker Schifferbörse* –: das *Blutgericht* in Königsberg geht mir noch darüber.<sup>8</sup>

**Flecklokale:** *Fleck* ist ostpreußisches Nationalgericht. Dutzende von kleinen Kneipen in Königsberg pflegen es als Spezialität. Eine Suppe, gekocht aus dem Bauchfleisch und den Eingeweiden vom Rind. Als Anblick etwas unheimlich, für den Mutigen herrlich als Geschmack. Man gießt sich Essig hinein und bestreut den Teller dick mit Majoran.

**Zierner:** Braut die besten Schnäpse. Am Steindamm. Eine Bar so groß wie eine Reitschule, bestreut mit Sägespänen und rund wie ein Ei. Weitgereiste Bauern ziehen vor der Tür die Schuhe aus und kommen herein mit einer Verbeugung, leere Flaschen in der Hand, die lassen sie sich füllen mit *Weißem*, klarem Kartoffelschnaps. Die Wände glitzern von Flaschen. Der riesige Raum ist immer gedrängt voll Männer. Der beste Platz, um der Stimme des Volks zu lauschen.<sup>9</sup>

Herrliche Schnäpse mit wunderbaren Namen: *Flüssiges Heu* heißt einer, der wie eine Sommerwiese duftet. *Bärenfang* heißt ein anderer: der reinste Spirit, mit Honig abgekocht, unschuldig anzusehen und zu schmecken, aber verheerend in der Wirkung.<sup>10</sup>

<sup>8</sup> Das *Blutgericht* war ein historisches Wein- und Feinschmeckerlokal in Königsberg, das in den Kellergewölben des Nordflügels im Königsberger Schloss untergebracht war. (...) Als infolge des Salzburger Emigrationsediktes von 1731 der Exulant David Schindelmeißer seine Heimat verlassen musste, siedelte er sich in Königsberg an. Er gründete 1738 das Weinlokal im Schloss, das von den Königsbergern, den Studenten und vor allem von Besuchern der Stadt gern besucht wurde.

Hierzu mussten die Besucher im Innenhof des Schlosses einen kleinen, unscheinbaren Kellereingang unterhalb des Marstalles betreten, über dem ein schräges, provisorisch wirkendes Abdach angebracht war. Das gesamte Lokal war in den breitspannenden Tonnengewölben eingerichtet. Die grottenartigen Räume des unterirdischen Katakombenlabyrinths hatten Namen, die an Folterkammern des Mittelalters erinnerten: Marterkammer, Peinkammer, Diebesgefängnis, Pfefferstub, Große Glocke oder Spanische Nadel usw. Zum unverwechselbaren Charme der Weinsänke gehörten neben der kühlen Feuchte der Kelleratmosphäre auch das grobe hölzerne Mobiliar wie auch das passende Interieur von radartigen, schmiedeeisernen Wandleuchtern und großen kunstvoll geschnitzten Prunkfässern im Hintergrund sowie die Modelle von alten Hansekoggen an der Decke. Die "Krupsch" war die Kleidung der Kellner, die die Gäste stilecht wie Küfer eines Weinkellers in blauen Kitteln mit vorgebundener Lederschürze bedienten. (...) Das *Blutgericht* war nicht nur die erste Lokalität am Platz, sondern auch international so bekannt wie Auerbachs Keller in Leipzig. Zu den Gästen gehörten E.T.A. Hoffmann, Richard Wagner, Lovis Corinth, Felix Dahn, Thomas Mann, Joachim Ringelnatz, Paul Wegener, Heinrich George, Fritz Skowronnek, Ernst von Wolzogen, Felix Graf Luckner, Prinz Heinrich von Preußen und Gustav Stresemann. Später wurde das Weinlokal zum Restaurant erweitert. Neben Königsberger Klopsen und Königsberger Fleck war Ochsenblut die Spezialität. Zur Unterhaltung der Gäste wird auch die Tatsache beigetragen haben, dass im Obergeschoss des Gebäudes das Oberlandesgericht Königsberg tagte. (*Wikipedia*)

<sup>9</sup> Wilhelm Zierner G.m.b.H. Likörfabrik und Weinbrennerei, gegründet 1852 in Königsberg.

<sup>10</sup> Siehe auch hier im anhang: *Ostpreußische Spezialitäten*.

Briefkästen an der Post: Zwei Briefkästen flankieren den Eingang der Hauptpost. Auf ihren weißen Bauchtäfelchen stehen die Abfahrtszeiten der beiden Nachtzüge nach Berlin. Um 22.20 Uhr müssen die letzten Briefe eingeworfen sein. Sehr oft bin ich zu diesen Briefkästen gewandert von meinem Schreibtisch aus, und immer traf ich Menschen, die wie ich dem gleichen Ziel zustrebten. Bis 22.20 klapperten fast ununterbrochen die Schlitze dieser Briefkästen. Sie sind mir stets als Symbole der Insellage Ostpreußens erschienen. Vor dem inneren Auge erschien das Bild der beiden Städte Berlin und Königsberg, dazwischen dehnte sich die dünne Nabelschnur des Schienenstrangs, durchbrochen von der dunklen Zone des polnischen Korridors. Es war ein beängstigendes, beinahe würgendes Gefühl, die Dünne dieser Verkehrsader zu spüren, die leichte Verletzbarkeit dieser Verbindung – und ich glaube, die andern, die mit mir zu diesen Kästen pilgerten, kannten das gleiche Gefühl.

Die tragische Landkarte: Das Prussiamuseum in Königsberg ist aus vielen Gründen sehenswert.<sup>11</sup> Es enthält sehr schöne Sammlungen aus der Stein- und Bronzezeit. Herrliche Möbel und Bernsteinarbeiten. Aber der interessanteste Teil ist für mich die Sammlung der Landkarten im höchsten Stock. Auf diesen Karten sind die Sprachbezirke innerhalb der alten und neuen Grenzen Deutschlands aufgezeigt. Da ist etwa im Memelland zu sehen, wie seit der Abtrennung von Deutschland das Litauische als Sprache noch stärker verschwunden ist als vor dem Krieg, daß umgekehrt bei den Wahlen litauischer Einfluß sich unter mehr oder weniger sanftem Druckmittel immer stärker bemerkbar macht. Es ist auch interessant, zu sehen, daß wir in Deutschland Grund haben, die polnischen Minderheitsschulen zu fördern. Denn viel größere deutsche Minderheiten leben in Polen als polnische in Deutschland. Mit den polnischen Minderheitsschulen können wir die deutschen Minderheitsschulen in Polen offenhalten.

Das Hauptdokument der Kartenabteilung aber ist die Karte, die bei den Friedensverhandlungen von Versailles die Grundlage für die Erschaffung des polnischen Korridors abgegeben hat.

Diese Karte ist ein ausgezeichnetes Beispiel, wie man mit Statistik eigentlich alles beweisen kann; sie ist eine Fälschung, aber eine sehr geschickte Fälschung. Die Bezirke der deutschen Sprache sind hier grün und die der polnischen Sprache rot eingezeichnet. Danach sieht es tatsächlich so aus, als sei der ganze Korridorbezirk rein polnisch.

Wie ist dies Ergebnis zustande gekommen?

Zunächst hat der Herausgeber der Karte das deutsche statistische Material auf seine Weise ausgelegt. Alle Personen, die als zweisprachig in der Statistik angeführt waren,

---

<sup>11</sup> Die Prussia-Sammlung war die wichtigste archäologische Sammlung zur Vor- und Frühgeschichte Ostpreußens. Sie wurde im Prussia-Museum im Königsberger Schloss ausgestellt. Um das Jahr 1943 umfasste sie ca. 240.000 (nach anderen Quellen rund 450.000) Exponate. Im und nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie auseinandergerissen und galt lange Zeit als verschollen. Große Teile der Prussia-Sammlung befinden sich heute in Museen in Berlin, Kaliningrad (Königsberg) und Olsztyn (Allenstein). (*Wikipedia*)

hat er einfach für Polen erklärt. Die Bezirke des masurischen Sprachgebiets (die auf den deutschen Karten besonders eingetragen waren) hat er ebenfalls mit dem polnischen Rot gestrichen.

Als das alles noch nicht ausreichte, um das Land polnisch zu machen, hat der Herausgeber das ganze Gebiet in ein Netz von Bezirken aufgeteilt und die polnischen Bezirke rot, die deutschen grün gemalt. Er hat dann Bezirk mit Bezirk gleichgesetzt und danach gezeigt, daß der überwiegende Teil dieser Bezirke polnisch sei. In Wirklichkeit verhält sich die Sache so, daß die deutschen Bevölkerungsteile sich vor allem in den Städten, die polnischen auf dem Lande finden. Dadurch, daß nun einfach Bezirk mit Bezirk gleichgesetzt wird, bleibt die Dichtigkeit der Bevölkerung unberücksichtigt. Es geht aus dieser Karte nicht hervor, daß die deutsche Bevölkerung in einem Stadtbezirk die dünne polnische Bevölkerung in einem Landbezirk zahlenmäßig weit überwog.

Als Herausgeber zeichnet ein Doktor Joseph Spett (Pseudonym eines polnischen Nationalisten), sie wurde gedruckt in einem angesehenen deutschen Verlag schon vor dem Krieg und, wie am Rande angegeben *auf Grund des amtlichen deutschen Materials* hergestellt.<sup>12</sup>

Daß diese Karte falsch war, ließ sich ohne Abstimmung kaum nachweisen, und eine Abstimmung fand nicht statt.

Es ist eine wahre tragische Landkarte, denn sie wird ergänzt durch eine zweite Karte, die die Situation von heute zeigt. Daraus geht hervor, daß seit 1919 etwa drei Viertel der deutschen Bevölkerung aus dem Korridorgebiet verdrängt und vertrieben worden ist. Selbst wenn es heute zu einer Revision der Korridorfrage käme, so könnte Polen nach dem Recht des Buchstabens behaupten, daß das Korridorgebiet jetzt in der Tat fast hundertprozentig polnisch ist.

---

<sup>12</sup> Auf einem NPD-nahen blog findet sich diese "Nationalitätenkarte der östlichen Provinzen des Deutschen Reiches des jüdischen Ingenieurs Jakob Spett". (<https://heimatrecht.wordpress.com/2012/01/05/publizistische-vorbereitung/>)

## Kaltblutauktion

"Ostpreußen ist Agrarland. Ostpreußen ist das Land des Pferdes." Die beiden Sätze werden einem hier in Königsberg so oft und an so vielen Stellen wiederholt, daß ich anfangs, ein schlechtes Gewissen zu bekommen, weil ich seit acht Tagen in der Hauptstadt sitze. Als Entschuldigung habe ich nur das Klima; das Land ist tief verschneit, und selbst wenn ich jetzt fahren könnte, gäbe es da draußen nicht allzuviel zu sehen. Aber das Land kommt in die Stadt hinein: auf dem Messegelände ist Kaltblutauktion.

"Einmal 'rum um die Bahn", sagt der Mann vor mir zum Kartenverkäufer. Ein Pferdenschmied, in Reithosen, eleganten Stulpenstiefeln, Sportpelz und mit grünem Hütchen. Er hat ganz recht: die große Halle gleich einer Reitbahn, Torfmüll ist zwischen den Banden gestreut, und an den Seiten liegen Tribünen.

Draußen steht im Schnee eine Lokomobile<sup>13</sup> und versucht, mit ihrem Dampfrohr die Heizkörper drinnen zu erwärmen.

Gegen Mittag füllen sich die Tribünen. Aus der ganzen Provinz scheinen alle grünen Hütchen und Pelzmützen zusammenzufließen; es ist ein vollkommen ländliches Publikum. Da sind Bauern mit knochigen Gesichtern und dunkelrot gegerbter Haut mit wunderbar klaren, hellen Augen. Da sind Besitzer (Großbauern würden wir sie nennen), behäbige Gestalten, rotbackig, gesund, mit dick gefütterten grünen Jacken, unter denen die Beine in den Reithosen etwas unbedeutend hervorsehen. Ihre Gestalt und ihre würdevolle Haltung haben etwas vom Hahn; man merkt ihnen an, daß sie die Herrscher ihrer Höfe sind. Da sind Gutsbesitzer, denen man den Pferdezüchter und den passionierten Reiter ansieht, unter ihnen einige alte Herren von wirklich großer Haltung. Viele Viehhändler, erstaunliche Gestalten, Gesichter wie rohes Beefsteak, unwahrscheinliche Fettwülste aus Kragen quellend, breite Männer, die den Pelz offen tragen, um dicke goldne Uhrketten zu zeigen und Krawattennadeln mit Hufeisen.

Zuerst geht man durch die Ställe und besieht das Pferdmaterial. Die Pferde stehen wie üblich mit den Köpfen nach der Wand. Das ist eine Parade von prachtvollen Pferdehinterteilen. So ein Kaltbluthengst wiegt etwa eine Tonne, und er sieht auch danach aus: Riesenhafte Hinterbacken, blank wie Kastanien, die eben aus der Schale platzen, Rundungen, eine toller als die andre schwellend, mit der Üppigkeit von Kürbissen. Die Schwänze sind kurz geschnitten, stark und dick, durchflochten mit Bast und hochgebunden, daß sie aussehen wie der Dutt einer älteren Dame.

---

<sup>13</sup> Fahrbare dampfmaschine



In einer Box wird grade ein Hengst gestriegelt. Unglaublich, der wollüstige Ausdruck, mit dem er sich nach dem Striegel umsieht, der ihm angenehm die Flanke kratzt. Die lockere Haut seines enormen Halses schmiegt sich in Wellen, er schnaubt mit geblähten Nüstern, er spreizt die Hinterbacken; wie ein ungeheurer Krater sieht er aus.

Von zwölf Uhr ab werden die Tiere gezäumt und mit Papptafeln beiderseits der Ohren, auf denen Nummern stehen, der Prämiiierungskommission vorgeführt. Mit dem Blick und mit den Bewegungen von Ärzten gehen diese Herren musternd um die Tiere herum, greifen mal da, mal dort mit schnellem, festem Griff in Muskelfleisch, tasten einen Knochen ab; kein Fehler, den sie nicht im Augenblick entdecken. Die Auktion beginnt. Der Auktionator besteigt die höchste Tribüne, ein junger Mann mit heller, scharfer Stimme. Die Händler sammeln sich in den Boxen unter der Tribüne.

Man bietet langsam und träge, man beobachtet noch, sucht Kauflust und Stimmung zu erfüllen, aber der Auktionator treibt: "Nummer 29. Ein Wallach. Geboren dann und dann. Na, meine Herren, das ist doch ein netter Wallach, was?" – Er blickt um sich und hält die Interessenten wie mit Gummifäden im Blick. Von 300 Mark klettern jetzt die Zahlen schnell auf 490. "Na, sagen Sie doch schon 500, meine Herren. Weiter! Weiter! Ist doch mehr wert, der Wallach. Zum! – Zum! – Na, endlich: 10 – 20 – 50 – 70 – Wo sind die 600 Mark? Meine Herren, weiter – w – e – i – t – e – r!"

Die ganze Zeit über wandern seine Augen über die Käufergruppe, und die ganze Zeit wird der Gaul im Trab vorbeigeführt von Stallknechten, die ganz den gleichen, schönen, ausgreifenden Trab wie diese schweren Tiere haben.

So erhitzt sich der Handel. Kaum ein Wort fällt von den Käufern. Sie stehen scheinbar völlig teilnahmslos. Aber sieh: Da hebt ein Händler seinen Stock – ganz wenig nur – aber der Auktionator nickt: "Zehn Mark mehr!" Da spreizt ein anderer dicker Mann nur einen Finger seitwärts, eine ganz heimliche Bewegung – aber es gilt: zehn mehr. Der Auktionator kennt seine Leute. Da tippt einer wie absichtslos mit dem Finger auf die Zigarette, als wollte er die Asche abstreifen: Jawohl, zehn mehr. Das Angebot wird laut verkündet.

Die große Händler sind von einer Schar von Trabanten umgeben, die ab- und zugehen, Botschaften flüstern; wie Haifische sind sie, die ihre Piloten ausschicken, ehe sie selbst zupacken. Die einzelnen Händlergruppen lassen sich gegenseitig nicht aus den Augen; im stillen wird gekämpft.

"Na, meine Herren, wer bietet noch zehn Mark mehr? Ist doch ein Tausendmarkwallach. Zum! – Zum! – " Er hebt den Hammer, läßt ihn scheinbar niedersausen, hält aber nochmals inne: "Niemand mehr? – Zum dritten!"

So passiert Pferd auf Pferd. Zuerst die Wallachs, dann die Stuten. Die Siedehitze der Auktion entsteht aber erst, wenn die Hengste kommen.

Man hört schon ihren schweren Hufschlag auf dem Bretterboden hinter den Tribünen. Dann traben sie in die Bahn, prachtvoll wie schwer beladene Schiffe unter vollen Segeln, den dicken Hals gebäumt, die Mähne flatternd wie aufgeregte Wogen. Sie schnauben, steigen, daß es aussieht, als stünde ein Berg auf; sie scheuen, keilen seitwärts, daß die Kommission flink an die Bande flüchtet. Und dann ziehen sie los: Galopp, daß der Torfmüll bis an die Decke der Halle fliegt! Tonnengewichte, die den Stallknecht am Zügel einfach im Flug mitreißen; er rennt ums Leben, möglichst weitab, um nicht zerstampft zu werden. Aber das ist das Ende der Bahn! Da reißt der Knecht den Riesenschädel des Pferdes seitwärts, blendet zugleich ihm flink mit der Mütze die Augen: da ist er schon herumgefahren und bereit, die Bahn von neuem hinabzustürmen.

Die Leichtigkeit, mit der diese Riesenleiber sich bewegen, die ungeheure Dicke ihrer Häuse auf Köpfe macht ihren Anblick humorvoll, als wären sie überlebensgroße Ponys.

Es ist, als teilte sich die Erregung dieser starken Tierleiber den Menschen mit: heftiger wird geboten, selbst die größten und dicksten Händler verlieren etwas von ihrer Unbeteiligtheit: die Zahlen schwirren wie vom Börsenticker. Zank entsteht: wie böse Eber schnauben sich die Konkurrenten an.

Die Preise? Zahlen zu nennen hat keinen Zweck; nur die Relation der Zahlen hat Bedeutung.

Niedrige Preise – zu niedrige: sie betragen im Durchschnitt weniger als die Hälfte der Preise in den guten Jahren 1928 und 1929.



Der Ostmarkenrundfunk bereitet eine Reportage über die Grenzstation Eydtkuhnen vor.<sup>14</sup> Das Eydtkuhnen von 1914 soll mit dem Eydtkuhnen von heute verglichen werden. Ich bin eingeladen, die Fahrt im Auto mitzumachen; eine gute Gelegenheit, den ersten Begriff von Land und Leuten zu bekommen.

Wir haben den dritten Sonntag im März, es ist fünf Uhr morgens, sehr dunkel und sehr kalt. Die Menschen im Auto sind dick in Pelze und Decken eingemummt, obwohl es ein geschlossener Wagen ist. Sogar die Motorhaube ist in einen dick wattierten Überrock gepackt. Zwischen Rückwand und Reserverädern sind Schaufeln festgeschnallt; der Wetterbericht hat Schneeverwehungen gemeldet.

Königsberg liegt bald in unserm Rücken. Vom Haff her weht ein eisiger Nebel herüber, die Chausseebäume sind dick mit Rauhreif überzogen. Die Sonne geht sehr düster auf: eirund und wie glühendes Kupfer. Eine Wolkenbank legt sich quer in ihren Weg wie der Gitterbarren eines Gefängnisfensters; sie verschluckt die Sonne.

Wir fahren ein mäßiges Tempo, die Entfernung Königsberg – Eydtkuhnen beträgt 150 Kilometer, und wir brauchen erst gegen neun Uhr dort zu sein. Die Straße ist in

<sup>14</sup> Tschernyschewskoje (russisch Чернышевское, wissenschaftliche Transliteration: Černyševskoje; deutsch Eydtkuhnen bzw. 1938–45 Eydtkau, litauisch Eitkūnai) ist ein Ort in der Oblast Kaliningrad, Russland, an der Grenze zu Litauen. Er gehört zur Landgemeinde Prigorodnoje im Rajon Nesterow. (*Wikipedia*)

gutem Zustand. Die geteerte Straßendecke, ein warmer, dunkler Untergrund, hat bewirkt, daß der Schnee auf der Straße selbst fast ganz abgeschmolzen ist. Aber mächtige Schneemauern erheben sich am Straßenrand. Bewegliche Brustwehren, spanischen Reitern ähnlich, sind aufgestellt, um wehenden Schnee aufzufangen.

In einem Kieferngehölz am Straßenrand ist ein Zigeunerlager. Die ausgeschwirrten Pferde stehen im Windschutz der Wagen, struppig, steifgefroren, mit gesenkten Köpfen, traurig und dem Tode nahe. Wir haben acht Grad unter Null, einige Pferde haben zerlumpte Decken, andere nicht.

Die Sonne ist über die Wolkenbank hinausgeklettert. Ihre schrägen Strahlen fallen auf den Friedhofshügel einer alten Dorfkirche und auf ein uraltes Weiblein, das da gebückt über einem Grab steht. Mit zitternden Händen pflanzt es einen Narzissentopf.

Es wird ein herrlicher Wintertag: Blendende Sonne, Rauhreif, unendliche Schneeflächen. Die Landschaft ist weit, aber nicht vollständig flach, sie ist aus großen, sanft geneigten Flächen zusammengesetzt. Überall am Horizont ziehen sich wie feine Spinnweben die bereiften Silhouetten von Bäumen. Nicht eigentlich Wald, sondern dünne Waldfransen, die als Windschutz Straßen, Gehöfte säumen. Schwarz gegen den Schnee heben sich die Ketten der Zaunpfähle ab, die die Koppeln begrenzen. Über den flimmernden Schneeflächen liegen die feingetönten blauen Schatten der Bäume und der Bodenfallen. Es ist eine Landschaft, zart wie Blätterteig.

Bei steigender Sonne stiebt der Rauhreif von Bäumen und Telegraphendrähten. Das geht so schnell, daß in einer Viertelstunde die weißen Bäume nackt und schwarz geworden sind.

In den Dörfern am Weg sind die Wände der Häuser bis zum Dach hinauf mit Feuerholz umschichtet; das schützt und hält die Wärme. Die Schilfdächer sind tief hinuntergezogen wie Hauben, bis an die Pfosten der niedrigen Türen.

Schön sind die Gasthäuser: alte, feste Bauwerke, niedrig, langgestreckt, den Gutshäusern ähnlich. Sie sind meist nach den Helden der Befreiungskriege benannt. Leider haben die Tankstellen sich ihrer bemächtigt und haben sie mit den Hausfarben der Ölgesellschaften bemalt. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich mit einer Art Schrecken, daß die angeschlagenen Preise für Benzin und Öl die höchsten im Reich sind.

Zur Linken der Straße bleibt der Pregelfluß, man sieht ihn manchmal in den Ortschaften. Kähne sitzen fest in seinem Eis, Rauch steigt aus den Blechschornsteinen der Kajüten: die Schifferfamilien überwintern in ihren schwimmenden Häusern. Geschlossene Ortschaften sind eigentlich nur die Marktflecken und Städte. Die Dörfer ziehen sich weit auseinander, ähnlich wie in Westfalen. Ein ostpreußisches Dorf kann sich mehrere Kilometer weit dehnen.

In den Städten fällt am meisten die Größe der Marktplätze auf. Weite Flächen, die Häuser, die sie begrenzen, wirken winzig klein. Diese Märkte des Ostens wirken durchaus fremdartig. Es ist, als seien sie so groß gemacht, damit die Bauern, die aus dem flachen Lande kommen, die Enge der Stadt nicht spüren sollten. Fast überall ist die Schule das stattlichste und modernste Gebäude. Überhaupt ist ein verhältnismäßig großer Teil der Häuser neu erbaut, und dieser Anteil wächst, je weiter wir nach Osten kommen und damit in das Gebiet der Kriegsverwüstung durch die Russen.

Wir überschreiten die Pregelnebenflüsse Deime und Inster. Die Deime bildete 1914 die letzte Verteidigungsstellung der deutschen Truppen, als die Russen bis auf dreißig Kilometer an Königsberg herangekommen waren. Ein Hotel in Insterburg bezeugt das wechselnde Kriegsgeschick: hier hatten Hindenburg und Rennenkampf abwechselnd ihr Hauptquartier.<sup>15</sup>

Je tiefer wir ins Wiederaufbaugesbiet vorstoßen, um so häufiger werden die hellen Mauern und die leuchtend roten Ziegeldächer neu erstellter Dörfer und Siedlungen. Die Vielfalt der Baustile ist erstaunlich und nicht immer erfreulich. "Wir haben drei Invasionen gehabt," sagen die Ostpreußen, "zwei Russeninvasionen und eine Architekteninvasion."

Schon fahren Wagen und Schlitten zur Kirche. Die muschelförmigen Schlitten und die strohumflochtenen Mulden der Bauernwagen sind wie Nester, in denen ganze Familien hocken. Vater kutschiert mit Zylinder und Bratenrock, die Mutter trägt ein schwarzes Fransenkleid, eine schwarze Haube und das Gesangbuch fest unter den Arm geklemmt. Den Jungen stehen die weißen Stehkragenecken hoch um die roten Backen. Es klingeln die Schellen im Geschirr der flinken Panjepferdchen. Immer wieder freue ich mich über die Gesichter dieser Bauern: kantige, kühne Gesichter, viele mit mächtigen Schnurrbärten. Jedes Gesicht ist persönlich, und doch sind sie alle vom gleichen Schlag: **eine harte, kräftige Rasse.**<sup>16</sup> Wenn sie von Schlitten zu Schlitten einander zurufen, sieht man oft ihre weißen Zähne blitzen. Sie lachen gern, und die Worte kommen ihnen leicht unter ihresgleichen.

Autos sind kaum zu sehen; die wenigen, die uns begegnen, sind Kleinstwagen, alle mit Schaufeln ausgerüstet, manche auch mit Schneeketten.

Je weiter man nach Osten kommt, desto weiter dehnen sich die Abstände zwischen den Ortschaften. Die Straße verschlechtert sich. In den Städten hat der Schnee zum Glück die Löcher des berühmten Kopfsteinpflasters zugebügelt. In Gumbinnen treffen wir die letzte Reichswehrgarnison. Wie ganz anders wirken hier Soldaten als im Reich! Hier sind sie Mittelpunkt. Hier bedeuten sie den Rückhalt der ganzen Zivilbevölkerung.

<sup>15</sup> Paul v. Hindenburg war der deutsche, Paul Georg v. Rennenkampf (aus einer deutschbaltischen Familie) der zaristische Oberbefehlshaber. Es handelte sich um das Hotel *Dessauer Hof*.

<sup>16</sup> Um auf nazistisch-ideologische Momente hinzuweisen, wurden diese braun eingefärbt.

Diese Menschen haben **den Instinkt für die drohende Gefahr** noch nicht verloren, denn er ist auf diesem blutgetränkten Boden in ihnen immer wachgehalten worden.

Wie in Gumbinnen ist es in vielen Kleinstädten Ostpreußens: das Private tritt ganz hinter dem Beamteten zurück: Amtsgericht, Finanzamt und Kaserne bestimmen das Gesicht der Stadt.

Seltsam ist in den kleinen Städten der Gegensatz zwischen den alten, wie von Kinderhand zackig geschnittenen Giebeln und dem Allerweltskram, der in den Schaufenstern der Läden liegt.

Zwischen Gumbinnen und Stallupönen liegt rechts der Straße Trakehnen, das berühmte Gestüt.

Immer noch, seit mehr als anderthalb Stunden, strömen die Menschen zu den Kirchen. Jetzt kommen sie schon mit Stühlen daher, aus Besorgnis, keinen Platz mehr zu finden. Ich habe eine solche Kirchenfrömmigkeit noch nie gesehen. Wenn von weitem die Sirene unseres Autos ertönt, fliehen die Kirchgänger in den Schnee des Sommerwegs. Sie erschrecken sich mehr, als nötig täte; Radfahrer springen ab und sinken bis zu den Knien ein, alte Mütterchen fliehen wie verängstigte Hühner geradewegs in die Schneeschanzen. Aber wenn der Wagen vorbei ist, lachen alle, und keiner flucht oder schüttelt die Faust, wie ich das sonst erlebt habe.

Jetzt zieht sich ein Schienenstrang dicht an die Straße heran. Zur rechten, jenseits der Schienen, steigt das Land sanft gegen den Horizont zu an, eine weiße dunstige Ferne, durchstrichelt mit Baumreihen.

"Da drüben ist Litauen."

"Teufel nochmal, die gucken einem ja in die Suppe!" Es ist kein Zeichen einer guten Grenze, wenn man zum Nachbarn hinaufgucken muß.



Wenige Minuten später fahren wir durch die Hauptstraße Eydtkuhnens der Grenze zu. Hinterm Marktplatz eine Biegung: da ist das Zollamt, da ist der Schlagbaum, und da halten wir.

Seltsam, wie total anders die Wirklichkeit hier ist als meine Vorstellung. Da sind weder Grenzposte unter Gewehr, noch Soldaten, noch großes Aufgebot an Zollbeamten. Menschen kommen und gehen von der schwarzrotgoldenen Fahne nach der rotgrüngelben Fahne Litauens herüber und hinüber auf einem etwas gewundenen Fußweg zwischen den Schlagbäumen. Still verschwinden sie in den Zollhäusern, kommen nach gemessener Zeit still wieder heraus, und in ihren Gesichtern spiegelt sich keinerlei Erregung wider.

Was man an litauischer Bevölkerung im Augenblick sieht, sind ein paar Viehhändler in kurzen Pelzen, ein paar halb bäuerisch, halb städtisch gekleidete Frauen. *Man sieht wohl einen dem Augen ungewohnten Gang, eine Verschiedenheit der Rassen in Backenknochen und Haar.* Aber der Bauer ist als Typ so ausgeprägt Bauer, daß ein nationaler Unterschied sich hier kaum bemerkbar macht.

Was gibt es sonst zu sehen? – Eine Herde Truthühner, die auf eignen Füßen die Grenze überschreiten, weil das Verschieben eines Eisenbahnwaggons zuviel Geld kosten würde. Das Lapaneflüßchen, das die Grenze bildet, den weißen Pfeiler des Kirchturmes von Wirballen drüben –; das ist ungefähr alles.

Haupteindruck, der bestehen bleibt: Diese Grenze ist tot.

Eine Beschreibung Eydtkuhnens könnte genau so gut für andre ostpreussische Grenzstationen passen, für Prostken im Süden, für Deutsch-Eylau im Westen.

Der Ort scheint in der Hauptsache entstanden aus dem Bahnhof. Diese riesige Bahnanlagen, deren Schienenlänge der ganzen Strecke Königsberg – Eydtkuhnen gleichkommt, war durch den großen Güterverkehr mit Rußland vor dem Krieg bedingt. Die Güterschuppen und Beamtenhäuser nehmen eine ganze Seite der Hauptstraße Eydtkuhnens ein, während sich in die andre Seite in der Hauptsache Spediteure teilen.

Straße und Bahnhof wirken öde, verlassen; Eydtkuhnen hat nur noch die Hälfte der Einwohnerzahl von vor dem Krieg. Von den verrosteten Wellblechdächern des Bahnhofs tropft eintönig Schmelzwasser. Auf der spärlichen Fahrplantafel sind nur noch drei Züge rot markiert, D-Züge mit Kurswagen nach Kowno.<sup>17</sup>



<sup>17</sup> Kaunas (deutsch veraltet Kauen, russisch Ковно, weißrussisch Коўна, polnisch Kowno) ist mit ca. 304.000 Einwohnern (Stand 2014) die zweitgrößte Stadt Litauens, das Zentrum des Regierungsbezirks Kaunas und der Stadtgemeinde Kaunas. Die Stadt liegt am Zusammenfluss von Memel (litauisch: Nemunas) und Neris etwa 100 km westlich der Hauptstadt Vilnius. (*Wikipedia*)



Der Wartesaal ist eine hohe, feierliche Halle, einer Kirche ähnlich mit seinen gotischen Fenstern, in denen bunte Glasstücke sitzen. Ein seltsamer Geruch von Vorkriegszeit erfüllt den Raum. Über den langen Tafeln hängen an den Wänden noch die Plakate französischer Sektmarken und holländischer Austern, aber die Bilder der Vorkriegs-Fürstlichkeiten haben nur helle Flecke zurückgelassen. Hier gingen große Herren aus und ein, hier hat der Zar auf der Durchreise goldne Uhren verteilt. Hier wurden rauschende Feste gefeiert, denn Eydtkuhnen, das war ja von den Russen aus gesehen der Westen. Es verkörperte die Zivilisation und die Kultur, die es in den russischen Grenznestern nicht gab, und die angestaute Vergnügungslust der russischen Offiziere brachte viel Geld nach Eydtkuhnen herüber.

So ist es nur natürlich in dieser Stadt, die nicht leben und nicht sterben kann, daß die Menschen in Erinnerungen an das Vorkriegs-Rußland schwärmen. Das traurige Gesicht der Gegenwart hat etwas von einer verlassenen Goldgräberstadt in Amerika.

Ich habe später noch manchen Grenzort Ostpreußens besucht. Der Eindruck ist immer der gleiche geblieben: Diese überlangen Grenzen sind alle miteinander tot. Ostpreußen ist tatsächlich eine Insel – aber nein: der Vergleich stimmt nicht. Wasser verbindet, weil es Schiffe trägt.

Ostpreußen gleicht einem Gefangenenlager hinter Stacheldraht. Die Insel Ostpreußen ist in der unmöglichen, verkrampten und bedrohten Lage eines gefesselten Körpers, dem die natürlichen Blutwege unterbunden sind.

Und wie in einem solchen Körper alle natürlichen Abwehrkräfte den bedrohten Stellen zuströmen, gibt es in Ostpreußen, was das Nationale anbetrifft, keinen Zweifel mehr. Nationalismus ist, ohne Parteiunterschied, totale Selbstverständlichkeit. Ich glaube einen Instinkt in dieser Volke zu verspüren – und es wäre schön, wenn ich darin nicht irrite –, daß Hilfe nicht von außen, sondern nur aus der Volkskraft Ostpreußens selbst heraus erwachsen kann.

## Die gemarterte Stadt

Marienburg. Es ist ein Tag vor Ostern; in der Nacht ist Schnee gefallen, und jetzt, wo die Sonne durch die Wolken bricht, ist die Luft erfüllt von glitzernden Tropfen, die von den Dächern der Häuser fallen. So schnell schmilzt der Schnee, daß man ihn knistern hört.

Unter den Arkaden der alten Stadt wird Ostermarkt abgehalten wie vor 800 Jahren.<sup>18</sup> Große Bündel von Birkenruten mit den ersten zarten Blättern sind auf allen Ständen aufgestellt; bunte Papierbänder flattern von den Haselruten, die noch kaum zu treiben begonnen haben. Rot leuchten die Ziegelmauern der Marienburg unter dem dicken Schneeüberhang. Was für ein gewaltiger Bau! In unabsehbarer Länge ragen die graden steilen Mauern aus der Tiefe des Festungsgrabens. Das riesige Muttergottesbild, im Hauptturm eingelassen, gibt einen unglaublichen Eindruck von der Strenge und der Kraft des Ordens.

Ich verstehe gar nichts von Architektur und kann über diese Dinge nicht reden; diese Burg ist eigentlich ein Museum, und doch stand der Eindruck, den sie in mir hervorrief, im stärksten Gegensatz zum Musealen. Das war nicht Museum, sondern Aktualität, etwas, was uns heute ehrfurchtgebietender erscheint als zu irgendeiner Zeit: Diese Hauptveste der ersten deutschen Kolonie, nach einem gigantischen Plan weit in die Zukunft gebaut, ist heute wieder Grenzfeste wie einst.

Was geht von ihr aus? Nicht Haß, sondern Herrschaft, nicht Christentum, sondern Zivilisation: Nutzbarmachung von Häfen und Strömen, von Wäldern und Ackerland, Erschließung des Landes, Einverleibung in Europa, Kolonisation im höchsten Sinn.

Aus diesen Gewölben, die in kühner Sicherheit auf granitnen Pfeilern ruhen, aus der asketischen Leere der Schlafsäle, wo man auf Stroh, auf harten Fliesen schlief, aus den baumstarken Eichenplanken der Tische, aus dem schweren Gestühl der Kirche, das die Schultern umschloß, das eine ganz bestimmte Haltung erforderte: das Schwert zwischen den Knien, die Hände auf den Knauf gestützt – aus allen diesen Dingen geht eine Idee hervor: Menschen tüchtig zu machen zu großen Werken und hohen Ideen durch ein

---

<sup>18</sup> Im Jahr 1274, vierzig Jahre nach Beginn der Eroberung des Prußenlandes, begann der Ordenslandmeister Konrad von Tierberg d. Ä. am rechten Ufer der Nogat, einem Mündungsarm der Weichsel, mit dem Bau der Marienburg. Südwestlich der Burg wurde 1276 die gleichnamige Stadt (heute Malbork/Polen) samt Kirche errichtet und mit einer Handfeste ausgestattet. Der Nordflügel des Hochschlosses mit Kirche und Kapitelsaal wurde bis 1280 vollendet. Die Vorburg war ab 1309 in Ansätzen vorhanden. Der Hochmeisterpalast wurde von 1305 bis 1393 erbaut. – 1997 hat die UNESCO die Burganlage zum Welterbe erklärt. (*Wikipedia*)

hartes und strenges Leben. Das ist die Idee, der wir durch die zermürbenden Kämpfe unserer Zeit hindurch uns wieder nähern.

Da drüben ist Polen: Auf dem Bahnhof Marienburg muß man vom Preußischen Gleis zum Danziger hinübergehen. Beide Gleise liegen am gleichen Bahnsteig, aber durch ein hohes Gitter voneinander getrennt.

Hier kam mir eine im höchsten Maß beschämende Erkenntnis, eine Erkenntnis, die sicher Tausende von Menschen in Deutschland noch vor sich haben, die aber darum nicht weniger beschämend ist: Ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt nicht gewußt, daß eine Zollgrenze zwischen Deutschland und Danzig gezogen ist, daß Danzig in Zollunion mit Polen steht.

Durch eine niedrige und schmale Holzbaracke werden die Reisenden hier hindurchgemahlen, vorbei an Tischen und Schaltern, an Zoll und Polizei. Der ganze Geruch der Kriegszeit steckt in der Baracke: Absperrung, Schikane, rigorose Bestimmungen, Angst und schlechtes Gewissen. Das elende Gefühl, von dem scheußlichen Apparat einer scharfen Grenzkontrolle durchgekaut und wieder ausgespien zu werden mit durchstößertem Koffer und durchwühlten Papieren.

Das drüben also ist Polen, richtig: die Wagen des Personenzugs sind deutscher Herkunft, tragen aber polnische Schriften. Die kleine Verkaufsbude auf dem Bahnsteig ist Niemandsland; sie allein durchbricht das Gitter, das die Länder trennt, und verkauft ins Polnische und ins Deutsche die gleichen Tassen Kaffee und die gleichen Butterbrote, vermutlich zu den gleichen Preisen.

Hol mich der Teufel: dieses polnische Gleis ist unheimlich. Woher das wohl kommt? – Die Reisenden sind schüchtern und verängstigt, die polnischen Bahnbeamten finster und sichtlich gespannt; auf dem Bahnsteig lungern die unangenehmen Typen von Geheimpolizisten herum, unverkennbar für jeden, der die Sorte kennt.

Der polnische Zug steht eine gute halbe Stunde. Auf dem deutschen Gleis laufen inzwischen mehrere Züge ein, und immer neue Ströme von Reisenden werden durch die Baracke gesiebt. Schon ist jeder Platz im polnischen Zug besetzt, in den Gängen zwischen den Bänken steht alles voll.

Diese Überfüllung ist immerwährend. Der Nachmittagszug ist praktisch der einzige visumfreie, der nach Danzig führt. Der zweite fährt nach Mitternacht so ungünstig, daß nur wenige ihn benutzen können.

Wir fahren: es dunkelt und draußen stiebt Schnee. Zur Linken gleitet der dunkle Schatten der Marienburg vorbei. Dann kommt der Brückenkopf des Weichselarms, bewehrt mit Stacheldraht, dann die hallenden Gitterbögen über dem dunklen Fluß, der gefangen liegt in Eis, und dann die öden Schneefelder seiner flachen Ufer.

Die Menschen im Abteil, sind Bauern und Arbeiter aus der Gegend. Das Gespräch dreht sich ausschließlich um die Grenze. Da gibt es den "grünen" Ausweis, das große und das kleine Visum, den Dauerausweis. Da sind haargenau und kleinlich die Bestimmungen, wieviel von dieser oder jener Sache einer mitnehmen kann. Nicht mehr als zehn Zigaretten. Da erzählt man sich Erlebnisse auf polnischen Zoll- und Polizeistationen, aus denen eine unmenschliche Härte, eine infame Unteroffizierschikane spricht. Diese armen Menschen denken nicht an Auflehnung. Sie nehmen die Bedrückung hin wie etwas Unabänderliches, wie ein Naturereignis. Sie haben Angst, sie drängen sich zusammen wie Hühner, als der Zug auf der polnischen Station Dirschau hält. Sie sind erniedrigt, ohne es zu wissen, durch diese Angst, denn sie ist menschenunwürdig wie eine Auspeitschung.

Diesmal geht es gnädig ab. Obwohl der Zug lange auf dem Bahnhof steht, prüfen die Beamten nur in Stichproben. Das Auftreten dieser Beamten erinnert an die schlimmste Zeit der Rheinlandbesetzung: hier in Dirschau ist die vergiftete Atmosphäre von 1919/20 stehengeblieben.

Endlich rollen wieder die Räder; der Gitterkasten der zweiten Weichelbrücke hallt vorbei. Leer ist der Fluß von Schiffen, Eissachollen treiben herab. Es ist nicht das Wetter, nicht die trostlose Zeit der Schneeschmelze; es ist die Öde des Verfalls, die unwiderstehlich traurig macht.

Die Dunkelheit der alten Bahnhofshalle umfängt den Zug: Danzig.<sup>19</sup>

Erster Eindruck: Das sonderbar charakterlose Gesicht des Bahnhofsplatzes. Französische, italienische, polnische, englische Banken – es wäre unmöglich, nach diesem Platz zu sagen, in welchem Land man sich befindet.

---

<sup>19</sup> Danzig (polnisch Gdańsk [gdańsk], kaschubisch Gduńsk), die Hauptstadt der Woiwodschaft Pommern im Norden von Polen, liegt an der Ostsee rund 350 km nordwestlich von Warschau und hat heute über 460.000 Einwohner. Zusammen mit der Hafenstadt Gdynia (Gdingen) und dem Seebad Sopot (Zoppot) bildet Danzig die sogenannte Trójmiasto (Dreistadt) mit mehr als 740.000 Einwohnern. Im gesamten städtisch geprägten Ballungsraum Danzig (Aglomeracja gdańska) leben mehr als 1,2 Millionen Menschen. Mit Streiks in den Danziger Werften begannen sowohl der Aufstand vom Dezember 1970 in Polen als auch die August-Streiks 1980 in Polen. Aus einem lokalen Streikkomitee der Lenin-Werft (Stocznia Gdańska im. Lenina) unter Führung von Lech Wałęsa entwickelte sich die landesweite Gewerkschaftsbewegung Solidarność. (Wikipedia)



Zweiter Eindruck: Eine unwillkürliche Veränderung im Schritt. Die Glocken der Stadt läuten den Ostersonntag ein mit langsamen, gewaltigen Schlägen. In ihren feierlichen Takt fallen unwillkürlich die Füße ein. Die Menschen gehen wie in einem langsamen Trauermarsch.

Gang durch die Altstadt. Die Treppen der Häuser führen von Terrassen auf die Straße herab. Wasserspeier mit geöffneten Drachensäulern ergießen sich über Rinnsteine aus grünem Kupfer.

Die Hohlkanten der Giebel geben den schmalen Häusern etwas Abgeehrtes, Verhungertes. Im Schein der wenigen Laternen schimmern die Mauern, schimmern die Türen von mattem Gold. Wie eine düstere Schatzhöhle sieht die Straße aus. Mit den Händen taste ich die Linien der Verzierungen nach, den gemeißelten Stein, die geschnitzten Figuren. Wie reich muß diese Stadt gewesen sein, wie kunstsinnig waren die Bürger, wie gut verstanden sie es, Reichtum zu verwandeln in Schönheit. Aber verfallen sind heute die Treppen, verblichen das Gold, Steinrost bröckelt von den Reliefs, Wurzeln großer Bäume durchbrechen das Pflaster, wellen die Straße; die Gipfel ragen über die Häuser hinaus.

Am Ende der Straße ragt ein uraltes Tor: da schweben hölzerne Räder in der Wölbung, mächtig wie Mühlräder im Gebälk, und aus den schwarz geteerten Holzwänden ragt der Schnabel des großen Krans über das dunkle Wasser der Mottlau.

Unheimlich still ist es an dem Wasser, so still, daß kaum die Lichter der Laternen widerspiegelnd zwinkern. Ein alter Nebel dampft herauf, und in seine Schwaden malt die Phantasie sich Bilder: Da liegen die Schiffe der Hansa mit den gefalteten Schwingen ihrer Segel. Da ragen die hohen Achterkastelle über die Kaimauer. Aus ihren pyramidenförmigen Fenstern fällt das Licht der Kajüte, wo der Kapitän sitzt, über die Karten ferner Länder gebeugt.



Wie war damals Meerfahrt! Lockendes Grauen, unendliche Sehnsucht nach fernen Gewürzinseln, vermischt mit dem Bangen vor der entsetzlichen Tiefe, vor den Ungeheuern der See und den gebäumten, weiß schäumenden Wogen.

Gehen wir uns ein Abendbrot suchen.

Ein Danziger Patrizierhaus. Es hat ein herrliches Treppenhaus mit hohen, schmiedeeisernen Laternen. Es hat gekachelte Wände, große, dunkle Deckengemälde, geschnitztes Eichengebälk, besetzt mit schönen Stücken alten Zinngeschirrs. Auf den Tischen brennen Kerzen. – Dies Gasthaus wäre eine Sensation in Berlin, in jeder großen Stadt. Aber es ist vollkommen leer. Die Kellner stehen in den Ecken herum, müde vom Nichtstun. Ich bitte um die Karte. Der Kellner bedauert, er bedauert wirklich: "Die Küche ist geschlossen. Es geschieht so selten, daß Gäste kommen, die etwas verzehren wollen."

Ich bin der einzige Gast. Totenstille in dem schönen großen Raum. Eine Stille, die dröhnt, eine Stille, die unwillkürlich die Stimme dämpfen läßt. Der Kellner muß über die Straße gehen, um das Fünfguldenstück zu wechseln. Ich verlasse das Haus wie auf der Flucht.

Das Erlebnis ist nicht zufällig: Fast ausnahmslos sind die Lokale verödet.



Ostersonntag: Gang zur Marienkirche. Man braucht nicht zu fragen wo sie ist. Ihr kantiger Turm überragt die Stadt so ungeheuer, daß man ihn überall über den Giebeln auftauchen sieht. Das schräge Morgenlicht läßt jeden Ziegel plastisch hervortreten. Wir gehen durch enge Gassen um den Dom, den Kopf im Nacken, schwindlig vom Aufblicken zu diesen riesigen Fenstern, die sich dem Himmel zu verjüngen, als seien sie Pfeile, die zu den Wolken fliegen. Ich kenne keinen Bau von ähnlich großer Wucht.<sup>20</sup>

Wir besteigen den Turm. Über eine enge Wendeltreppe zuerst, deren Stufen abgewetzt sind. Man klettert mehr als man steigt und der ganze Körper empfängt das Signal: *Achtung!* Und dann kommt der Weg durch das Gebälk. Das sind die schwersten und mächtigsten Balken, die man sich vorstellen kann, in dichtem Verband in allen Graden von Schräge gegeneinander und nach oben zu versteift. Ein Urwald, von Menschen geschaffen, zwischen dessen Stämmen man sich winden muß, errichtet für die Ewigkeit. Von Stockwerk zu Stockwerk, vorbei an dem Blasebalg der Orgel. Die Orgel spielt. Ihre Lunge atmet von mächtigen, langsamen Stößen wie etwas Lebendiges. Vorbei an dem hölzernen Riesenrad, das als Aufzug für Bausteine diente. Vorbei an dem Glockengestühl, wo schräge Sonnenbalken die runden Flanken der Bronze streicheln, vorbei an den zehnfach mit Eisen umklammerten und wie Schultern geschnittenen Tragebalken am Glockengestühl.

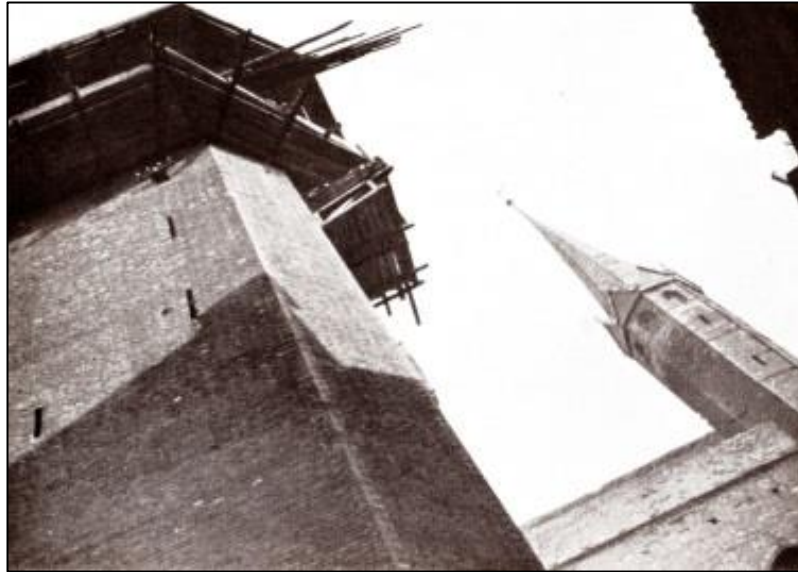
Schießcharten sind die Fenster, die ganze Kirche ist Festung wie die meisten Kirchen aus der Ordenszeit.

Endlich fällt Licht von oben; über eine letzte Leiter steigt man geradewegs in die Ziegelwände des Dachs. Von einer Plattform übersieht man die ganz Stadt, sieht man die Altstadt, wie sie sich andrängt, schutzsuchend um den Dom. Sieht man die Hafenbecken, die Landzungen und weit über das blaue Wasser der Danziger Bucht. Sieht man die Höhenzüge, die die Stadt landweinwärts begrenzen,. Der wundervolle Rathausurm steht im Dunst wie eine Schnitzerei aus Elfenbein.

---

<sup>20</sup> Die vor 1945 evangelische, seit 1945 katholische Marienkirche (bis 1945 auch Oberpfarrkirche St. Marien) zu Danzig ist die dritt- oder viertgrößte Backsteinkirche weltweit und zweit- oder drittgrößte nördlich der Alpen. Unter den größten Gotteshäusern Europas liegt sie etwa auf Platz 20. Sie ist 105,5 Meter lang, das Kirchenschiff ist 41 Meter breit, mit Querschiffs 66 Meter. Im Innenraum der Kirche finden bis zu 25.000 Menschen Platz. Der Bau der mittelalterlichen Kirche begann mit der Grundsteinlegung am 28. März 1343 und wurde im Jahre 1502 beendet. Als Baumeister wird Heinrich Ungeradin genannt. (*Wikipedia*)





Im Absteigen hört man durch die dicken Mauern die Orgel in der Kirche tönen. Wir treten in das Schiff. Die Predigt ist vorüber, die Orgel begleitet das Abendmahl. Das Schiff ist so ungeheuer in seinen Maßen, daß die Menge der Gläubigen es nur zum Drittel füllt. Lautlos, auf Zehenspitzen gehen wir über steinerne Grabplatten, betasten das uralte Gestühl, in dem die Menschen wie auf Ruderbänken sitzen. Der warme Schein der Kerzen am Altar mischt sich dem unheimlich blutigen Licht, das durch die riesigen bemalten Fenster fällt. In diesem Licht leben die Bilder: Wie dramatisch ist die Biblische Geschichte! Wie unglaublich ist die Handlung verdichtet in der steifen Haltung dieser Figuren, dem in der Sekunde des Geschehens erstarrten Ausdruck der Gesichter; und wie eindringlich reden dazu noch die langen Wimpel der Spruchbänder, die in ihrem Schwung das Temperament der handelnden Personen zeigen.

Fahrt durch den Hafen: Der Hamburger Hafen wirkt heute wie eine aufgeräumte gute Stube, aber der Danziger Hafen wirkt wie ein Grab. Leer sind die Hellinge von Schichau<sup>21</sup>, leer sind die Schwimmdocks, leer sind die Kais, leer die Duckdalben.

Ein halbes Dutzend Frachtdampfer in weiten Abständen vertäut, scheinen nur dazu zu dienen, die Leere des Ganzen noch zu unterstreichen. Da sind ein paar Tourendampfer der deutschen Nord- und Ostseereedereien, die ihre roten Bäuche vor

---

<sup>21</sup> Die F. Schichau, Maschinen- und Lokomotivfabrik, Schiffswerft und Eisengießerei GmbH, kurz Schichau-Werke, war ein Maschinenbauunternehmen in Elbing (Westpreußen), das von 1837 bis 1945 existierte. Der von Ferdinand Schichau gegründete Betrieb begann mit dem Bau von Dampfmaschinen für verschiedenste Zwecke und errichtete 1852 eine eigene Schiffswerft. (*Wikipedia*) – Nachdem das Unternehmen während der Weltwirtschaftskrise vor dem Bankrott stand, wurde es 1929 offenbar verstaatlicht.

Mangel an Ladung hoch aus dem Wasser strecken, ein paar polnische Kohlendampfer, ein Schwede, ein Däne, ein Italiener und das ist schon alles.

Danzig hat – im entscheidenden Gegensatz zu Lübeck, Stettin, Flensburg und andern deutschen Ostseestädten – so gut wie keinen eigenen Schiffsraum. Wohl gibt es ausländische Reedereien, die ihre Schiffe aus Steuergründen unter der Danziger Flagge fahren lassen, aber diese Flotte ist für die Danziger Wirtschaft ohne Bedeutung. Darum wirkt es wie Hohn, daß die Danziger Flagge etwa im Verkehr des Panamakanals an zweiter Stelle steht.



Warum hat die alte Hansestadt sich von der Seefahrt abgewandt?

Es mag anmaßend erschienen, diese Erscheinung auszudeuten, aber es ist nicht das allein, es ist der Totaleindruck, den die Stadt in mir hervorgerufen hat: Es ist der Verfall des Hanseatengeistes, der Danzig schon vor dem Krieg auf eigne Schifffahrt beinahe ganz verzichten ließ. Danzig teilt hier das Schicksal von Rostock und Wismar. Daran kann auch die große Werft nichts ändern; sie war vor dem Krieg in entscheidendem Maße für die Kriegsmarine tätig.



Die gemarterte Stadt. Wenn ich an Danzig zurückdenke, so ist mir, als sähe ich die Stadt unter einer düsteren, drohenden Wolkenbank. Mir ist, als hätte dort niemals die Sonne geschienen und als könnte sie dort auch gar nicht scheinen. Dabei weiß ich verstandesmäßig genau, daß die Tage heiter waren. Ich glaube, daß es niemanden gibt, der sich den bedrückenden Einfluß der Danziger Atmosphäre entziehen kann. Es ist die Atmosphäre einer belagerten Stadt.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, Danzigs Kampf um seine Selbsterhaltung und die einzelnen Phase dieses Kampfes zu schildern. Das ist an anderer Stelle, wie etwa in der Broschüre *Kampf um Preußenland*, herausgegeben von der Zeitschrift *Volk und Reich*<sup>22</sup>, genau und einprägsam geschehen. Ich sehe nur das äußere Bild:

Die deutsche Stadt im polnischen Zollgebiet, die polnischen Bahnen, die sie eng umzingeln, die polnisch-französischen Banken im Herzen der Stadt, **die polnische Faust** auf der Westerplatte, bereit, die Kehle des Hafens zuzudrücken, die polnische Flagge im Wimpel der Lotsenboote, die gespenstisch weißen Zementmauern der Speicher und Kais von Gdingen, dies Stück Amerika von wildgewordenem Wirtschaftsimperalismus an die Stelle eines Fischerdorfs gesetzt, die gepunktete Linie der Kohlenmagistrale von

<sup>22</sup> *Volk und Reich - Politische Monatshefte für das junge Deutschland* und später nur *Politische Monatshefte*, (erschieden von april 1925 bis oktober 1944 in berlin), war eine NS-nahe zeitschrift.

Oberschlesien nach Gdingen, die so bald ein durchlaufendes Band blanker Gleise werden wird.<sup>23</sup>

Was hat Danzig dem entgegenzusetzen? – Den Schutz des Völkerbunds? Die Gerichte im Haag?

Immer wieder, wenn ich versuche in den Kern der Dinge vorzustößen, erblicke ich das farblos-charakterlos internationale Stadtbild des heutigen Danzigs, das das alte Stadtbild so auffällig übermalt. Ich versuche sie mir vorzustellen, die Männer, die im Versailler Vertrag die Welt verteilten, wie sie, seit Gott sie schuf, noch nie verteilt worden war, die Männer, die nebenbei, sozusagen mit der linken Hand, das Staatsgebilde Danzig schufen und mit dem hohnvollen Namen *Freie Stadt* belegten: Wilson und Lloyd George.

Was war ihnen Danzig? Wahrscheinlich hatten sie den Namen vor 1918 kaum gehört. Sicher waren sie guten Willens und strebten nach Gerechtigkeit. Sicher holten sie Gutachten und Gegengutachten ein von Geschichtswissenschaftlern und Juristen. Das ist es, was ihnen Danzig war: ein Fall, ein Problem, eine Rechenaufgabe, ein Instrument, um ein diplomatisches Kunststück damit zu vollführen. Aber wo blieb die Stadt, die lebendige Stadt mit ihren Menschen, mit dem feinen Geflecht ihrer Adern und Nerven? – Sie hieben Danzig von Deutschland ab wie der Schlächter ein Stück Fleisch von einem toten Ochsen haut.

---

<sup>23</sup> Die Hafenstadt Gdingen (15 km nördlich von Danzig) wurde nach den Vereinbarungen des Versailler Vertrags wie 62 % der Fläche Westpreußens am 20. Januar 1920 ohne Abstimmung ein Teil der Woiwodschaft Pommerellen der Zweiten Republik Polen. Der Ortsname lautete jetzt offiziell Gdynia. Der Ort mit etwa 1.300 Einwohnern (1921) wurde vom polnischen Staat planmäßig zu einem der größten Handels-, Auswanderungs-, Kriegs- und Fischereihäfen der Ostsee mit mehr als 112.000 Einwohnern (1937) ausgebaut und durch eine Eisenbahnstrecke mit dem Industrieviertel im ebenfalls abgetrennten polnischen Teil Oberschlesiens um Katowice (Kattowitz) verbunden. Für den Export oberschlesischer Kohle gebaut, wurde diese Bahnstrecke auch Kohlenmagistrale genannt. Auch militärische Anlagen umfasste der damals einzige Seehafen auf polnischem Hoheitsgebiet. (*Wikipedia*)



Seit drei Monaten lese ich Danziger Zeitungen.

Das ist als hörte man das Dröhnen eines fernen Trommelfeuers. Seit Monaten findet ein beinahe täglicher Notenwechsel zwischen Polen und Danzig statt. Polen greift an, Danzig verteidigt. Übergriffe wechseln ab mit Klagen, Hoffnung mit Verzweiflung. Da pochen sie erbittert auf Verträge und es scheint, daß diese Verträge nicht das Papier wert sind, auf dem sie geschrieben sind. Da rufen die Machtlosen um Hilfe die macht- und hilflose Institution des Völkerbundes an. Da schreien sie Skandale in eine Welt, in der jedes Land mit seinen eigenen Skandalen übergenug zu tun hat. Aus jeder Zeile spricht die Zermürbung eines nervenfressenden Kampfes von zehn Jahren. Wie lange kann das noch so weitergehen? Wie lange läßt sich diese Spannung noch ertragen?

Die Götter von Versailles haben eine schlechte Welt geschaffen. Sie haben Länder verstümmelt und ihre Wundflächen in beständige Reibung gehalten, daß sie nicht heilen konnte. Jetzt brennen die Länder in Fieber und Haß. Gestorben sind die großen Gedanken Völkerbund und Pazifismus. Es geht ein tiefes Beben durch die Völker, Zerrissenes drängt mit unheimlicher Magnetkraft zueinander. Die Auseinandersetzung über Korridor und Danzig ist unvermeidlich Sie kommt, gleich, ob am grünen Tisch oder auf grünem Feld.

## Vorfrühling

Es wird Zeit, sich um das Rad zu kümmern. Es steht in meinem Zimmer, noch blank im Nickel und im Lack. Sein Anblick freut mich, weil er der Vorgeschmack kommender Fahrten ist. Ich hebe es an, das feste Stahlskelett, das leicht ist wie der Röhrenknochen eines Vogels, und schüttele es, die Festigkeit der Lager zu erproben. Ich gieße Öl nach, drücke die Finger seitwärts in den starken Reifen, prüfe den Druck; alles in Ordnung. – –

Straße nach Pillau: In den Außenbezirken von Königsberg kommt eine Kompanie Reichswehr mir entgegen mit Tschingdera und Bumdera. Ein Bernhardinerhund zieht den Wagen, der die große Trommel trägt. Militärmusik und die ersten, winzigen grünen Knospen an den Bäumen – das muß der Frühling sein.

Hinter dem sonderbaren Stein, auf dem geschrieben steht: *Nullpunkt Königsberg*<sup>24</sup>, beginnt Wald. Hier liegt noch Eis und Schnee. In der Wagenspur kann man nicht fahren, man muß versuchen, das Rad auf der vereisten Straßenwölbung zu halten. Aber unwiderstehlich gleiten die Reifen seitwärts ab, man kann nicht gegenlenken; die Fahrt endet im Sommerweg oder im verschneiten Straßengraben.

Wir haben den ersten April; das ist der große Ziehtag, auch für die Landarbeiter. Immer wieder begegnet man den vierspännigen langen Leiterwagen, beladen mit dem Umzugsgut. In Stroh gepackt liegen die Möbel, aber sie sind der kleinste Teil der Einrichtung. Kartoffelsäcke füllen die Wagen und Hühnerställe, und in seinem Bretterverschlag grunzt das Schwein. Vater kutschiert, Mutter hält die Petroleumlampe in der Hand, damit sie nicht zerbricht, ein Junge reitet das Handpferd, die andern Kinder turnen an den Leitern herum. Umzug scheint eine Art Volksfest; man lacht und treibt die Pferde an zu flottem Trab. Ab und zu fällt irgendein Gegenstand; dann schreit und winkt man dem folgenden Wagen zu: flinke Jungen springen ab, sammeln das Verlorene und sind wie die Katzen wieder auf den Wagen.

Zum erstenmal scheint die Sonne warm. Vor ihren Höfen stehen die Bauern am Rand der Felder und untersuchen mit den Fußspitzen den frostmürben Boden, der weich ist wie Brei. Noch kann man nicht aufs Feld, aber bald – bald.

Sehr fremdartig erscheinen mir die Menschen, und arm erscheint die Gegend. So würde ich mir russische Bauern vorstellen: bärtig sind die Männer, zerlumpt und

---

<sup>24</sup> Vermessungstechnischer fundamentalpunkt für ostpreußen.

abgerissen. Ihre Kleidung scheint ganz aus Flickern zusammengesetzt, Die Gesichter sehen aus wie Buschwerk. Von den Häusern sind viele in stark verfallenem Zustand, große Risse in den Mauern, zerfetzte Schilfdächer, sinkende Dachbalken, verfaulte Zaunpfähle.

War das früher auch so? Sah der Bauer so zerlumpt aus? Waren die Gesichter so hager, so ausgehöhlt?

Vor allen Gehöften und Katen stehen die Menschen, Männer, Frauen, Kinder, blinzelnd in der Sonne. Das sieht aus, als seien sie nach langem Winterschlaf wie Bären aus ihren Höhlen herausgekrochen.

Man verrichtet lauter kleine Arbeiten, die das Ende des Winters bedeuten: Die dicken Strohmatte werden von den Fenstern fortgenommen. Man wickelt die Strohstöcke von den Pumpen und trägt die Mistwand ab vom Hühnerstall. Die Hundehütte, die einem runden Hügel glich, so war sie zugedeckt mit Kartoffelkraut und Tannenzeigen, wird freigelegt. Das sind langsame, bedächtige Arbeiten.

Wahrhaftig, es wird Frühling. Nie habe ich das so stark gespürt wie in diesem nördlichen Land. Hier kommt der Frühling mit Gewalt. An einem Tag ist die Landschaft noch weiß, am zweiten ist sie weißbraun gescheckt, am dritten ist sie grün.

Schon sieht man ab und zu ein Fohlen auf der nassen Weide. Die Hufe platschen im Wasser, sinken tief in die Schlammrinnen und kommen heraus mit einem dumpfen Knall. Die Hühner wühlen in dem weichen, warmen Boden, scharren sich ein, plustern alle Federn auf, der Sonne entgegen. Von fernen Höfen hört man schon das "Allegullegut" der Truthähne.

Die Erde duftet; ihr starker Geruch vermischt sich mit der Frische des schmelzenden Schnees. Unter den Schneewächtern, die die Straßengräben füllen, gurgelt Wasser; die Wand aus grauem Altschnee knistert und sinkt ein. Alle Wasserläufe sind weit über ihre Ufer getreten. Überströmend, schnellfließend bedecken sie weite Strecken der Landschaft. Braun ist das Wasser von mitgerissener Erde, dicke Schaumballen kreisen über Strudeln. An den Abzuggräben ist der Schnee so weit geschmolzen, daß die Grabensohle sichtbar wird; da ist das Gras schon lang und vor Lichtmangel gelb unter dem Schnee gewachsen. An den Waldrändern ist der Boden trocken. Wahrhaftig, da blühen schon Butterblumen, winzige Sonnen in grauem Wintergras. Da ist der erste Schmetterling, ein Zitronenfalter, und da ein zweiter, ein Admiral, taumelnd in der Sonne. Und auf einmal sind auch die Fluglöcher der Bienenstöcke umschwirrt von Summen, obwohl die Körbe noch ganz winterlich in Stroh gepackt sind.

Kaum, daß das Eis der Gräben geschmolzen ist, regt sich im Wasser allerlei Getier – der erste Frosch, noch etwas steifgliedrig vom Winter her. Die Vögel sind da! Das stahlglänzende Gefieder der Stare funkelt in der Sonne, wie sie in Schwärmen, niedrig überm Boden, von einer nassen Wiese zum andern fliegen. Die Spatzen baden sich laut

wonnepiepsend in den Schneepfützen. So naß sind sie, daß sie kaum aufflattern können, wenn das Rad vorbeischnurrt. Die ersten Lerchen hängen am Himmel, winzige Pünktchen, jubelschmetternd. Die Brachvögel werfen sich tanzend durch die Luft, alle Zugvögel sind in freudiger Erregung von Heimkehr, Frühling, Liebe und eiliger Begründung eines Hausstands. Von jedem Scheunendach herab klappern laut und aufgeregt die Störche, die man zu den Wappenvögel Ostpreußens machen sollte, so zahlreich sind sie, und so seltsam exotisch wirken sie in der nordischen Landschaft.

Was für ein herrlicher Tag!

Der Steinhäufen, auf dem ich Mittag halte, ist schon ganz trocken; durchwärmt ist der Granit. Die menschlichen Frühlingsboten wandern an mir vorbei: die ersten Handwerksburschen. Auch die Menschen sind wie aufgetaut, lachende Gesichter, freiere Bewegung und gelöste Zungen, seit die schwere Kleidung von ihnen genommen ist und die Sonne wieder scheint.

In Fischhausen biegt die Straße nach Palmnicken ab. Man spürt in der Luft die Nähe der See. Auf dem Geleise der Kleinbahn steht ein verlassener Schneepflug, den roten, scharfkantigen Kreuzerbug zwischen die Schienen gesenkt: für diesmal hat er ausgedient.





## Das Gold der Samlandküste

Von der hohen Küste des Samlands sieht man das Meer wie vom höchsten Mast eines Schiffes: einen ungeheuer weiten Horizont, ein Meer wie Stahl in der Farbe, in der Wärme des Sommertages überhaucht von leichtem Dunst, ähnlich dem Puderhauch auf einer reifen, unberührten Pflaume.

Die Ostsee zeigt hier oben einen anderen Charakter als etwa in der Lübecker Bucht oder an der mecklenburgischen Küste. Die Winde wehen schärfer; mit den Gerüchen großer Ländermassen sind sie getränkt, nicht mit dem Salzgeruch großer Meere. Sie haben Landklima hier oben; die Ostsee gleicht eher einem Binnensee. Selten liegt sie in völliger Stille, ein bleierener Spiegel, wie er vor Warnemünde oder Rügen oft die ferne Küste Dänemarks über den Horizont hebt. Luft und Wasser sind beinahe ständig bewegt; man spürt den Aufwind, wenn man an den Rand des hohen Ufers tritt. Das Echo der hohl anrollenden Brandung prallt vom Steilhang ab und legt sich wie das Sausen großer Muscheln dicht ans Ohr.

Zu beiden Seiten dehnen sich in flachen Kurven die Küstenlinien dreifarbig: weiß-blau-grün. Weiß blendend ist der Strand, matt-blau schimmert die fast senkrechte Wand der Steilküste, ein schwerer Tonboden, durchsetzt mit Kieselschichten, tief gefurcht und zerschrunden von Regen und Wind; grün ist das Laub der Wälder, die bis dicht an den Abgrund heranwachsen.

Der Boden dieser Küste birgt einen Schatz, der sich an keinem andere Ort der Welt findet: Bernstein.<sup>25</sup>

Bernstein ist einer der geheimnisvollsten Stoffe der Erde, der die Phantasie der Menschen seit Jahrtausenden gefesselt hat. Wir wissen, daß Bernstein das erstarrte und gehärtete Harz vorweltlicher Bäume ist. Unter den Schmucksteinen hat er wohl nur ein Gegenbeispiel, in der Perle, die wie er aus organischer Substanz gebildet ist. Diese Herkunft aus der Welt des Organischen verleiht ihm seltsam lebendigen Eigenschaften: *Elektron* nannten die Alten den Stoff, der aus dem *ultima Thule* kam, aus eisigen Meeren geborgen unter tausend Gefahren. Elektron, weil er gerieben und oft durch die bloße Berührung mit menschlicher Haut elektrisch wurde, Stoffe an sich zog und von sich stieß, als sei der Stein mit Willen und Widerwillen begabt.

In Scheffels Ekkehard wird er als Heilmittel gegen Fieber genannt. Das ganze Mittelalter hindurch wurde er um seines inneren Lebens willen besonders geschätzt;

---

<sup>25</sup> Bernstein findet sich auch an anderen orten, im baltischen raum sind allerdings (nach wikipedia-quellen) mindestens 80% der bernsteinvorräte der welt.

Rosenkränze wurde mit Vorliebe aus Bernsteinperlen gebildet. Sven Hedin schreibt von Bernsteinklumpen, die in tibetanischen Klöstern fast göttliche Verehrung genossen. Rußland tauschte vor dem Kriege das Gewicht von milchigem und klarem, dunklem Bernstein gegen ein gleiches Gewicht von Gold. Ganz Südamerika kaufte bis vor wenigen Jahren große Bernsteinmengen. Das moderne Kunstgewerbe hat das Edle und die guten Arbeitseigenschaften des Materials erkannt und verwendet es mehr und mehr, besonders in Verbindung mit Silber. Die neueste Medizin beginnt, es wieder zu entdecken: Gefäße aus Bernstein haben die besondere Eigenschaft, daß Blut in ihnen lange flüssig bleibt. – Bernstein ist ja nicht der einzige Stoff, bei dem uralte Wertschätzung sich heute wieder als berechtigt zeigt.

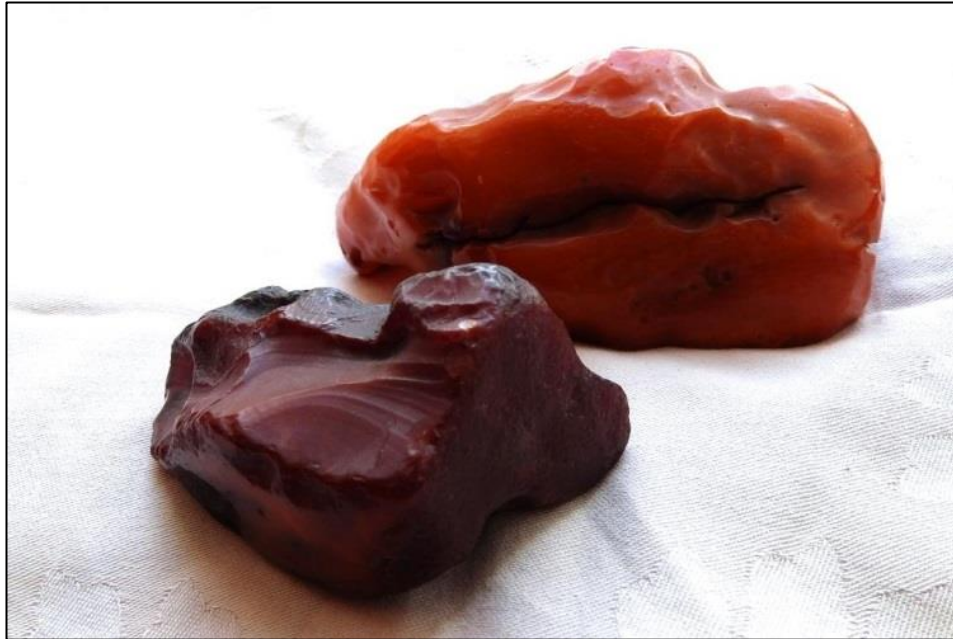
Mein erstes Stück Bernstein fand ich weiter von Ostpreußen entfernt, als vielleicht je vorher jemand Bernstein fand: Ich fand es im Indischen Ozean im Ballastsand eines Schiffes, das nach Sumatra fuhr.

Es glitzerte wie ein Stückchen Glas; ich hielt es auf den ersten Blick für einen Scherben. Aber es wog leichter als Stein und Glas. Ich biß hinein: es bot den Zähnen zähen Widerstand. Ich zündete es an: es brannte mit klarer Flamme und wie Weihrauch duftete sein blauer Qualm. Es duftete wie Heimat, wie eine Kirche um die Osterzeit.

Seitdem hat Bernstein immer eine große Anziehungskraft auf mich ausgeübt. Ich kann mir nichts Schöneres denken, als am Ufer der Samlandküste entlang zu gehen nach einem Sturm. Dann ist der Sand buchstäblich übersät mit gelben und roten Bernsteinsplittern. Ich habe Taschen und Gläser voll gesammelt – heimlich natürlich, denn der Staat verbietet das Aufsammeln von Bernstein. Aber wer fragt schon viel nach solchen kleinen Splittern. Noch schöner aber muß es sein, mit einem Boot hinauszufahren durch die Brandung; auf den langen Rücken der hohen Düne nach dem Sturm zu treiben und das Gold der Samlandküste aus dem losgerissenen Tang zu fischen, der nach der Küste treibt.

Das Bernsteinfischen, vom Boot aus oder bis zu den Schultern in der Brandung stehend, ist die älteste Art der Bernsteingewinnung. Der Bergbau kam viel später.

Ein zäher, schwerer Ton von stumpfem Blau ist der Mutterboden, der den Bernstein birgt zwischen dem verkohlten Holz vergangener Wälder. Das Festland ragte in alten Zeiten weiter ins Meer hinaus; so ist es zu erklären, daß Sturm, der mit großen Wogen den Meeresboden im flachen Wasser aufwühlt, Bernsteinklumpen an Land treiben läßt.



Gefunden von meiner großmutter luise gräfin lüttichau  
im bereich von darß/zingst/fischland, in den 20er oder 30er jahren.  
(Länge des größeren stücks 11 cm.)

Mittelpunkt der Bernsteinengewinnung ist Palmnicken, Endpunkt der Samlandbahn.<sup>26</sup>

Hier ist die blaue Erde so bernsteinreich, daß regelrechter Bergbau lohnend wurde. So ist das große Bernsteinbergwerk entstanden, das seit den letzten Vorkriegsjahren staatlich ist und das in guten Zeiten an 800 Menschen beschäftigt hat. Seine beiden riesigen Schlotte sind Richtpunkte und Wahrzeichen der ganzen Gegend.<sup>27</sup>

Der Anfang der Bernsteinengewinnung ist der Tagebau.

Die riesige Grube des Tagebaus beginnt dicht hinter dem Wall der Küste und erstreckt sich fast 2 Kilometer weit landein. Vom Rand der Grube blickt man in den aufgerissenen Leib der Erde, 50 oder 60 Meter tief über Schichtungen von hellem Sand, von blauer und von grauer Erde in ein höchst verwickeltes Gedärm.

Da ziehen sich mächtige Pumpenrohre wie dicke Adern über den Boden der Schlucht. In langsam pendelnder Bewegung regt sich ungeheures Gestänge ähnlich dem der Pumpwerke von Salinen. Auf schrägen Bahnen gleiten elektrische Züge hinauf und hinab, summend wie Bienenstöcke vor dem Schwärmen, lange, bewegliche Rüssel

<sup>26</sup> Heute Jantarny (russisch Янтарный, Transkription auch als Yantarni; preußisch Palweniken (1398) und Palmenicken (1491), deutsch Palmnicken, polnisch Palmniki, litauisch Palmininkai und Palvininkai). (*Wikipedia*)

<sup>27</sup> An der samländischen Küste wurde schon zu Zeiten des Deutschen Ordens Bernstein gesammelt. Der Orden hatte das Bernsteinmonopol, das später an den preußischen Staat übergang. 1870 entstand in Palmnicken der weltweit einzige Bernsteintagebau. Die Förderung in Tagbau und Grubenabbau besteht weiterhin. (*Wikipedia*)

an die Kraftleitung geklammert. Auf Erdterrassen in verschiedener Höhe an der Wand der Schlucht arbeiten Bagger, anzusehen wie vielgliedrige Käfer, die in einen großen Milchtopf gefallen sind. Oben, am Rand der Schlucht packen die mächtigen Kiefer von Dampfschaufeln in den Boden von Feldern, auf denen junge Saat grünt. Tief unten, am Boden der Schlucht, hocken mächtige Maschinen, die einen Strom von Erde ausspeien, wie der Ameisenlöwe in seinem Sandloch.



Am Rand der Schlucht, durch Weidengestrüpp, vorbei an den Holzbuden der Wächter, die die Bernsteingrube hüten, kommt man zu der schrägen Rampe, die in die Tiefe führt. Die glattgeschabten, steilen Wände der Schlucht glänzen metallisch, wie fette Ackerkrume, glattgestrichen von der Pflugschar. Stählerne Gitterbrückenkästen auf lange, dünne Storchbeine gestellt, gleiten in langsamer Bewegung über breite Schienen – vor und zurück – vor und zurück. Die wippenden Raupenbänder der Bagger stöhnen und knirschen, über die spitzen Zähne der Treibräder bewegt. Die Greifer fressen sich in den Rand der harten Bodenschichten, reißen sie auf, daß die Erde sich in Spreu verwandelt; wie Wasser über eine Felswand prasseln die Brocken herab in die stählernen Eimer, die in endloser Kette aufwärts steigen.



Zwischen den weit auseinandergestellten Beinen der Bagger laufen die Schienen der Grubenbahn. Ein Zug mit langgestreckten offenen Wagen hält unter dem Bauch des Baggers; die Eimer überstürzen sich in die Waggon. Wenn der Bagger einmal die Länge des Zugs entlang gekrochen ist, hat er die Wagen gefüllt.

Jetzt pfeift die Lokomotive; der Bagger hält mit Stöhnen ein; still steht er, und die blankpolierten Flächen seiner Schaufeln glitzern in der Sonne.

Die niedrig gebaute Grubenlokomotive beginnt zu brummen, der Zug rattert über eine Weiche der Rampe zu, kriecht mühsam – steil dem Rand der Schlucht entgegen. Und schon ist der Leerzug, der wartend auf dem Nebengleise stand, unter den Bauch des Baggers gefahren: quietschend, wimmernd setzt das endlose Band sich wieder in Bewegung.

Der Zug, beladen mit der blauen Bernsteinerde, fährt zur Wäscherei. Langgestreckte hölzerne Hallen, gedeckten Kegelbahnen nicht unähnlich, sind an den Hang der Steilküste zum Meer entlang gebaut. Lange hölzerne Rinnen führen von ihnen in steiler Bahn zum Strand hinunter, der an dieser Stelle von angespülten Erdmassen hoch aufgeschüttet ist. Die Preßluftstempel der Grubenwagen kippen die Wagenkästen in große, stählerne Tanks. Jetzt strömt unter hohem Druck Wasser in die Tanks hinein. Die blaue Erde scheint zu kochen; aufgewühlt steigt sie herauf, und dicke gelbe Schaummassen strudeln an der Oberfläche. Dann sinkt der Wasserspiegel: ein Strom von Erde läuft, gelöst in Wasser, die Holzrinnen zum Strand herab. Auf gestaffelten

Sieben von verschiedener Weite liegt jetzt, glitzernd von Nässe: Bernstein. Große und kleine Stücke, meist eckig, schon zerrissen von den Bagerschaufeln, das Gold Ostpreußens. Unten am Strand aber, vor der Mündung der Rinnen gefächert, liegen Millionen von winzigen Bernsteinsplittern, die durch alle Siebe hindurchgegangen sind.

Die größeren Stücke werden nach Größe, Farbe und Beschaffenheit gesondert und verschiedenen Bestimmungen zugeleitet. Die schönen Schmucksteine gehen zum Schleifen und Verarbeiten nach Königsberg. Die niederen Sorten werden im Bernsteinwerk Palmnicken geschmolzen und gepreßt. Bernstein ist ein Hauptbestandteil des Weihrauchs, so kommt es, daß ganz Palmnicken bei stiller Luft nach Weihrauch duftet; der wohlriechendste Ort der Welt.

Seit dem Frühjahr 1932 haben die großen Schloten von Palmnicken zu rauchen aufgehört. Die Wäscherei und Schmelzerei sind stillgelegt, und in der großen Grube arbeitet nur ein Drittel der Belegschaft. Die Bergleute verfahren nur zwei Schichten in der Woche. Der Bernstein-Tagebau, erst nach dem Krieg mechanisiert und mit dem riesigen Maschinenpark eines modernen Braunkohlenbergwerks ausgestattet, hat die Produktion übersteigert, die Kosten bei der schlechten Absatzlage überhöht. In den sauberen Ziegelhäuschen Palmnickens, die mit Bergmannshämmern geschmückt sind, wohnt die Not.

Die alten Bergleute, die heute als Wächter um den Rand der großen Grube Posten stehen, erzählen von den alten Zeiten: da war der Stollen, untertage, da wühlten sie sich mit der Hacke in die blaue Erde und die Mergelschichten ein und trugen den Zampelsack über dem Rücken, der die Bernsteinklumpen barg. Da wurde nicht die Bernsteinmasse angesehen, sondern das Stück, seine natürliche Schönheit, seine besondere Größe. Für große Stücke gab es Prämien; Klumpen von zehn, zwölf Pfund wurden unversehrt herausgegraben, die heute der Bagger gewaltsam zerreißt.

Man glaubt in Palmnicken, daß die guten Zeiten wiederkehren werden, wenn der mechanisierte Tagebau verlassen wird, wenn Bernsteingewinnung aus einer Industrie wieder zum Handwerk wird. Es scheint, als sollten die alten Bergleute recht behalten: ein neuer Schacht wird abgeteuft.

## Nachdenklicher Lokalbahnzug

Ein Fremder aus dem kühlen Norden Deutschlands wird auf einem ostpreußischen Bahnhof zunächst sprachlos vor Staunen sein.

Mir ist kein besserer Vergleich eingefallen als der mit den Möwenfelsen von Helgoland. Wenn der Zug einläuft, dann sieht er aus wie ein Schiff, das über die Toppen geflaggt hat, so wehen aus allen Fenstern die Taschentücher. Vom Bahnsteig her erhebt sich riesiges Flügelschlagen und Geschrei; alle Tüchlein flattern, alle Arme winken und nun gerät die ganze Menschenmasse in Bewegung, läuft, gleich einer langen Wellenzunge im Kielwasser eines Schiffs, neben dem Zug her, bis er steht. Da stürzen sich Freunde und Verwandte in die Arme, da setzt es knallende Küsse und Umarmen, Tränen und Lachen, daß man meinen möchte, sie seien eben aus dem Schlund der Hölle errettet worden. Dabei kommen sie doch nur aus Allenstein oder Tilsit oder Johannsburg. Die Menschen hier oben sind von einer echten Herzlichkeit des Gefühls, die sich mit keiner andern Gegend Deutschlands vergleichen läßt. Ganz ungehemmt, ganz ohne falsche Scham, strömen diese Gefühle über wie Bäche im Frühling. Wenn ich so eine dicke, freundliche Ostpreußin sehe, deren Gesicht vor Güte und gesunder Röte förmlich strahlt, dann fehlt mir etwas, und ich möchte gerne Tante zu ihr sagen. Als ich vor vielen Jahren Tolstojs *Krieg und Frieden* las, gewann ich den stärksten Eindruck aus dem Strom von Liebe, der aus der Begrüßungsszene zwischen Bruder und Schwester gleich im Anfang sprach. Ich hielt diese Stärke des Familiengefühls damals für etwas spezifisch Russisches; Ostpreußen hat mich eines Besseren gelehrt.

Dabei befällt mich gleichzeitig ein Gefühl von Sorge um diese Menschen: Wie ist es möglich, daß sie sich halten können, daß sie nicht immerfort ausgenutzt und betrogen werden in dieser maßlos harten und betrügerischen Zeit?

"Einsteigen – !"

Die neuen Fahrgäste erklettern die eisernen Plattformen der altmodischen Wagen. Das ist, als käme das Land selbst in den Zug geströmt: Förster in schilfgrünen Uniformen mit hellen, scharfen Fuchsaugen; Bauern, die sich hierzulande Besitzer nennen, mit derben, grünen Jacken und hohen Schnürstiefeln mit breiten Messingösen. Die besteigen den Zug, wie man über den Steigbügel einen Gaul besteigt. Da sind Frauen mit altmodisch gepufften Ärmeln, eng anliegender Taille und ausschweifenden Nähten an der Jacke, die sich prall über die Hüften und nach rückwärts ziehen. Wundersame Hüthen balancieren ihnen hoch oben auf dem Dutt, eine Art Kriegsschmuck, aber zaghaft getragen, wie eine Schweizerin den Melkeimer balanciert.

Die meisten dieser Reisenden führen schwieriges und sperriges Gepäck mit sich. Da sind Pappkartons, bedenklich rund geschwollen, mühsam zusammengehalten von vielen Bindfäden. Da sind gefährlich lange Sensenklingen, schön stahlblau mit roter Fabrikmarke, da sind Kinderwagen, Petroleumkannen, Draht und Tapetenrollen, Schließkörbe, Kiepen. Das geht nicht ohne keuchen und schwitzende Angst vor der Abfahrt ab, aber einer hilft dem andern. Den Schluß macht ein Hausierer. Mit einer Leichtigkeit, die lange Übung verrät, schiebt er seinen Bauchladen seitwärtstretend wie ein Dwarläufer<sup>28</sup> durch die Tür des Abteils für *Reisende mit Traglasten*. Kaum fährt der Zug, da hat er auch schon sein drittes Bein, den Stock unter dem Warenkasten aufgestützt. Breitbeinig steht er da, rotwangig, mit rotem Vollbart, ein Bild aus dem Mittelalter, und fängt schon an zu handeln. Allerhand Bürsten und Kämmen hat er, Kaffeefiebel, Uhrketten, falsche Ringe, Traumbücher, Liebesbriefsteller, Messer und Scheren, Staubtücher und Scheuerlappen, duftende Seife und Parfüm – erstaunlich, was so ein Mensch an Ware mit sich schleppt, immer lockend, blank und neu über staubige Landwege, durch rußige Züge. – Hausierersein ist auch eine Kunst.

Wir fahren. Der schön gepflegte Schnauzbarthaar des Stationsvorstehers gleitet vorbei und der große mennigrote Schneepflug auf dem Nachbargleis. Beides, Schnauzbarthaar und Schneepflug sind typischer Zubehör ostpreußischer Stationen. Es scheint geradezu ein schweigender, aber um so verbissenerer Wettkampf um den längsten und prächtigsten Schnurrbart unter den ostpreußischen Stationsvorstehern zu bestehen.

Die Reisegesellschaft mustert sich. Die Frauen sammeln ihre Röcke um sich, rücken ein bißchen hin und her wie Hühner, die sich ein Sandbett scharren. Die Männer entzünden ihre Rauchwaren und nicken sich in stummer, leidvoller Kameradschaft zu, als ob sie sagen wollten: "Dir geht's ja auch nicht besser, du bist ja auch verheiratet."

Der Zug ist voll von Kindern "besserer Leute", Kindern, die in Königsberg die Mittelschule besuchen. Sie beherrschen den Zug, klettern an den Fenstern herum, wickeln ihre letzten Butterbrote aus, verteilen Apfelsinenscheibchen und spucken die Kerne zum Fenster heraus.

Ich sehe sie mir an, die zukünftigen Rechtsanwälte, Lehrer und Pastoren: Gesunde, rotbackige Jugend, von der Natur begabt mit allen Fähigkeiten Land zu bebauen, ein Handwerk auszuüben, *gute Soldaten, tüchtige Pioniere bei der Erschließung ferner Länder zu sein.*

Aber der unglückselige Ehrgeiz unseres Kleinbürgertums zwingt diese Jugend in "studierte" Berufe hinein, deren gesellschaftliche Stellung bei uns höher gilt. Diese kleinen Besitzer, Ladeninhaber, Gewerbetreibende, unteren Staatsbeamten, die selbst

---

<sup>28</sup> Querab oder dwars (niederl. für "quer") ist ein Begriff aus der Schifffahrt und wird seltener auch in der Luftfahrt verwendet. Querab bezeichnet alle Richtungen, die rechtwinklig liegen zur Kiellinie des Schiffes (bzw. zur Längsachse des Flugzeugs), auf dem sich der Beobachter befindet. (*Wikipedia*)



erst in der ersten Generation Kopfarbeiter sind, haben einen unfaßbaren Hochmut allem gegenüber, was Handarbeit heißt. So erleben wir den seltsamen Widerspruch, daß die junge Generation unseres verarmten Großbürgertums<sup>29</sup> und unserer Aristokratie zur Erde zurückkehrt, zur Bearbeitung des Bodens, zur Arbeit in der Fabrik, zu Gärtnerei und Hühnerzucht, während die emporstrebenden Schichten des Proletariats und des neuen Kleinbürgertums unter unsagbaren Entbehrungen von der Erde und von der Handarbeit wegzukommen suchen.

Was kommt dabei heraus?

Betrachten wir den Mann dort in der Ecke – sein Abteil ist übrigens das einzige, in dem keine Schulkinder sitzen. Er hat entschieden einen Abschied hinter sich, denn er hat zuerst ein wenig geweint. Jetzt aber kommt sein Gesicht hinter dem Taschentuch hervor. Er stülpt sich den Kneifer auf. Er schnauft ein bißchen, zwinkert mit den Augen, fingert in einer Aktentasche, holt ein buntgelümmtes Etwas hervor, setzt es an den Mund, pustet mit großer Energie hinein: siehe da, ein Luftkissen. Vorsichtig schiebt er es zwischen seinen Beinen unter sich und sitzt nun stolz und leise schwankend, höher und weicher als wir alle. Stolz und streng blickt er um sich, rotgesichtig, aufgeplustert wie der Gockel auf dem Mist. Einen blauen zweireihigen Anzug hat er an, sauber gebürstet ohne Stäubchen. Dicke graue Wollsocken quellen über zwischen Wicbstiefeln und Hosenbein. Jetzt öffnet er mit lautem Schnappen eine Zigarrentasche: *knips* fällt die Spitze ab unter dem Streich eines Patentinstruments, das ihm von der Uhrkette baumelt. Nun sitzt er da, ein Bein übers andre, die weißen Händchen in die Hüften gestemmt und weidet sich an den Blicken von uns Armen die wir Pfeife rauchen: jeder Zoll der Herr Hauptlehrer.

Schon naht sich sein Bestimmungsort: zwei Bürstchen holt er da aus seiner Tasche und fährt damit sehr emsig mit beiden Händen über Kopf und Schnurrbart, genau wie ein Karnickel, das sich putzt. Und wie der Zug nun bremst, fährt er ganz aufgeregt und fuchtelnd in die Ärmel seines schwarzen Mantels – er entschwindet uns mit flatternden Rockschoßen, fährt ab wie der leibhaftige Gottseibeius. Ich fühle, wie es den Jungens im Zug gruslig über den Rücken läuft: gottlob, daß er weg ist. Nein: da hat sich nichts geändert seit meiner Schulzeit heillosen Angedenkens. Lehrersein, das ist wohl der schwerste Beruf, den es gibt: immer der Überlegene zu sein und doch die innere Bescheidenheit sich wahren.

---

<sup>29</sup> zu der sich der autor selbst rechnet

Lehrer und Pastor, die beiden wichtigsten Kopfarbeiterberufe auf dem flachen Land, befinden sich in einer tiefen Krise. Die Landscheu und Landflucht der Lehrer steht mit der Landflucht der Landbevölkerung in ursächlichem Zusammenhang. In Masuren<sup>30</sup>, so heißt es, ist ein Drittel der Pfarrstellen heute unbesetzt, weil die verarmten Gemeinden ihren Anteil für den Unterhalt des Seelsorgers nicht aufbringen können. Ist es denn wirklich wahr: Haben wir nicht die jungen Pastoren, die über den Mut und den Idealismus verfügen, ein solches Pfarramt auf sich zu nehmen? Glaubt man wirklich, daß die Gemeinde einen solchen Seelsorger im Notfall verhungern lassen würde?

Der Zug hält jetzt lange Zeit auf einer größeren Station. Man kann aussteigen und an den Wagen entlanggehen. Da ist ein Wagen voll jugendlicher Arbeitsloser aus Sachsen, die irgendeine Wohlfahrtsstelle als Erntehelfer nach Ostpreußen vermittelt hat. Diese Sechzehn-, Siebzehnjährigen sind Kriegsgeneration; man sieht es ihnen an, klein und unterernährt sind sie alle. Großstadtgesichter, frech und traurig zugleich.<sup>31</sup> Sie müssen hier umsteigen und so sehe ich sie an mir vorüberwandern mit ihrem Gepäck. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so zum Weinen traurig wäre: diese Kerlchen mit mageren Beinen und schlaksigen Bewegungen, einige im Schillerhemd und einige im Konfirmationsanzug. Diese Mädchen in ihren elenddünnen Mäntelchen, mit ihren bunten Frühlingfähnchen, mit ihren Florstrümpfen, in denen kein Faden Wolle steckt, mit ihren kleinen Täschchen, die den rührenden Versuch machen, damenhaft auszusehen.

Ausstaffiert sind sie nach der vagen Vorstellung, die die billige Konfektion von *Wander- und Sportkleidung* hat. Einige haben nur Pappkartons oder Margarinekisten, andere billige Rucksäcke aus sogenanntem Schilfleinen mit dünnen Riemchen und lackierten Schnallen; wieder andere haben Pappkoffer. Wir haben jetzt Ende April, in Sachsen blüht wohl schon der Flieder im Stadtpark. Aber hier sind nur ein paar Grad über Null; man sieht, wie diesen halben Kindern in ihrem dünnen Zeug die Kälte in den Leib schneidet. Sie sind nicht vorbereitet auf dies Mordsklima hier, sie sind ihm auch rein körperlich nicht gewachsen. Sie werden aufs Feld gehen, wenn sie beim Bauern sind, in Regen und Wind; die schlechten Pappsohlen werden sich von ihren billigen Schuhen lösen, der Wind wird durch die Regenjacke pfeifen und die Baumwollsocken werden zu eisigen Umschlägen werden. Sie werden sich erkälten, sie werden krankfeiern müssen und dann wird in der Statistik nachgewiesen werden: "Mißerfolg der Ernte-Hilfsarbeit durch Arbeitslose."

<sup>30</sup> Masuren (polnisch Mazury) ist eine Region des ehemaligen Ostpreußens in der im Norden Polens gelegenen Woiwodschaft Ermland-Masuren. Geografisch ist die Region nicht eindeutig festgelegt. Grob beschrieben liegt sie im Sechseck Elk (Lyck), Pisz (Johannisburg/Johannisburger Heide), Mrągowo (Sensburg), Kętrzyn (Rastenburg), Węgorzewo (Angerburg), Olecko (Treuburg) mit Giżycko (Lötzen) und Mikołajki (Nikolaiken) an der masurischen Seenplatte. Der inoffizielle Name Masuren kam seit dem 18. Jahrhundert in Gebrauch, da sich viele evangelische Zuwanderer aus dem südlicher gelegenen Masowien in Ostpreußen angesiedelt hatten. (*Wikipedia*)

<sup>31</sup> Vgl. hierzu auch Albert Lamm: *BETROGENE JUGEND* (Berlin 1932; Neuausgabe Berlin 2012 bei A+C).

Kein solches Hilfswerk kann in Ostpreußen erfolgreich sein, wenn es Klima und Bekleidungsfrage nicht grundlegend berücksichtigt.

Merkwürdig, daß wir in Deutschland, einem Land, das in technischen Dingen so hoch entwickelt ist, in der Beschaffenheit der Arbeitskleidung hinter anderen Ländern so weit zurückbleiben. Ich kann hier wirklich aus Erfahrung sprechen, denn ich habe eine Menge verschiedenartiger Berufskleidung in vielen Ländern auf dem Leib gehabt. Es fehlt in Deutschland der Erfahrungsaustausch zwischen dem Fabrikanten und dem Träger des Kleidungsstücks. Nur so ist es zu erklären, daß in vielen Berufen die alte Militärkleidung noch immer als die beste Arbeitskleidung gilt, obwohl sie in vieler Beziehung unpraktisch ist. Meine blauen amerikanischen Arbeitshemden haben nach deutschem Geld eine Mark und zwanzig Pfennige gekostet. Sie sind durchweg mehrere Jahre alt und von vielem Waschen fast weiß geworden, aber sie reißen nicht. Amerikanische Arbeitshosen, die bis zur Brust hoch reichen und mit Trägern über der Schulter befestigt werden, kosten einen Dollar. Sie sind aus einem eisenfesten Material gemacht, sie sind mit dreifachen Nähten genäht. Sie haben mindestens acht Taschen, die mit kupfernen Nieten befestigt sind, so daß sie nicht ausreißen können. Taschen, in die man unbesorgt auch mal eine Feile oder ein Brecheisen stecken kann, ohne daß es gleich ein Loch gibt. Nur gute Arbeitsschuhe sind bei uns häufiger und billiger als "drüben".

Wir fahren wieder.

Warum sind die Berichte von Autoreisenden oft so armselig? – Es fehlt das menschliche Erlebnis. Aus dem Verkehr auf der Landstraße kann man wohl eine Reihe von Schlüssen auf den Menschen ziehen, aber die Reihe ist eng begrenzt.

In einem Land wie Ostpreußen wirkt das Auto immer noch sehr fremd. Das Pferd herrscht und es scheint fast so, als ob der Auto- und der Pferdemensch nicht nur verschiedenen Klassen, sondern auch verschiedenen **Rassen** angehörten.

Es fällt mir leicht, hier aus der Not eine Tugend zu machen und Ostpreußen wandernd, vom Sattel des Rades, vom Sattel des Pferdes und vom Fenster der Lokalbahn aus zu sehen. Man sieht so mehr als über das Steuerrad hinweg, wenn die Aufmerksamkeit halb an die Maschine gefesselt ist. Die deutschen Landschaften sind zu fein, zu reich gegliedert, zu vielgestaltig, um im Autotempo überhaupt erfaßt zu werden.

Der Lokalzug ist für mich wie eine große Menschenfalle – und man kann nachdenken in ihm.

## Eindrücke auf einem ostpreußischen Gutsbetrieb

Kleine ostpreußische Geschichte: Eines Tages wandelte der liebe Gott wieder einmal auf der Erde. Da traf er einen Mann am Wegrand sitzen, der weinte sehr. "Was fehlt dir denn, mein Lieber?" frug der liebe Gott. "Ach," sagte der Mann, "ich habe meine Frau verloren." Da tröstete der liebe Gott den Mann und ging weiter. Bald darauf begegnete ihm am Wegrand eine Frau, die weinte sehr, denn sie hatte ein Kind verloren. Der liebe Gott tröstete sie und ging weiter. Und wieder sah er einen Mann auf einem Feldstein sitzen, dem die Tränen nur so über die Backen liefen, und er frug: "Was fehlt dir denn, kann ich dir nicht helfen, guter Freund?" "Ach, lieber Gott," sagte der Mann, "mir kannst du nicht helfen; ich habe eine Landwirtschaft in Ostpreußen." Da setzte sich der liebe Gott auf den Feldstein neben den Mann und weinte mit und sprach: "Ja, wenn du eine Landwirtschaft in Ostpreußen hast, dann kann ich dir auch nicht helfen."

Sonderlage der ostpreußischen Landwirtschaft: Bevor man über ostpreußische Landwirtschaft zu schreiben beginnt, muß man sich über ihre Grundbedingungen klar sein:

Das Klima: Man hat hier einen Winter von sechs Monaten. Es gibt nur drei Monate, in denen nicht geheizt wird: Juni, Juli und August. Man hat ein Drittel weniger an Feldarbeitstagen als im Reichsdurchschnitt.

Das bedeutet: Man muß mehr und massivere Gebäude haben. Man muß mehr Arbeitskräfte haben, um während der kurzen Vegetationsperiode Saat und Ernte zu bewältigen. Man muß auch mehr Maschinen haben als in andern Teilen des Reichs auf gleicher Bodenfläche.

Die Lage zum Absatzmarkt: Ostpreußen liegt mindestens um die Breite des Korridors weiter von seinen Absatzmärkten entfernt als irgendein anderer Teil des Reichs. Die jährliche Mehrbelastung der ostpreußischen Landwirtschaft durch erhöhte Frachten beträgt 20 Millionen Mark. Umgekehrt sind alle landwirtschaftlichen Maschinen, Kunstdünger und andere Bedarfsartikel um mindestens die höheren Frachtkosten teurer als im Reich.

Nur wenn man diese beiden Grundbedingungen sich beständig vor Augen hält, kann man zu einer gerechten Beurteilung gelangen.

Kutsche am Bahnhof: Die uralte Kutsche, die mich am Bahnhof erwartete, ist erst seit kurzem wieder in Dienst gestellt. Bis vor einem Jahr hatten sie hier zwei Autos.

Merkwürdig Leute müssen das gewesen sein, die diese Kutschen bauten und auch die, die darin sitzen konnten. Folterkammern sind diese engen Kästen, in denen man sich die Beine verklemmt. Muffig ist der Geruch der alten Polsterung, die Fenster kann man nicht aufmachen, weil die Rahmen verquollen sind. Diese quietschenden und ratternden Gefährte, die man längst gestorben glaubte, sind wie Gespenster in der ganzen Provinz mit einmal wieder aufgetaucht. Aber die Pferde traben flott.

Begrüßung bei einem Gutsbesitzer: Wenn sich zwei Jagdhunde begegnen und steifbeinig vor Erwartung mit erhobenen Köpfen sich entgegenschreiten, zweifelnd ob sie beißen oder wedeln sollen – so ist das: man ist steif und förmlich, man beriecht sich gründlich und dann, ganz plötzlich, brechen Jovialität und Herzenswärme durch. Man ist hungrig auf Menschen, wenn man auf dem Land lebt. Ich glaube, daß Herr von X in vieler Beziehung ein typischer Vertreter des ostpreußischen Landadels ist. Ein kantiges Gesicht, dem man den ehemaligen Offizier und den Pferdekennner ansieht. Ich käme in Verlegenheit, wenn ich beschreiben sollte, wie Liebhaberei für Pferde sich in einem menschlichen Gesicht ausdrückt. Aber der Typ ist unter den ostpreußischen Gutsbesitzern doch vorhanden und es bedeutet keineswegs eine Herabsetzung, wenn man sagt, daß diese Köpfe Ähnlichkeit mit Pferdeköpfen haben.

Eine laute Stimme, der man anmerkt, daß sie gewohnt ist, Befehle schallend über Hof und Acker zu rufen. Eine derbe, kräftige Gestalt, Reiterfigur, nicht ohne Eleganz, trotz einer gewissen Beleibtheit. Eine wettergegerbte, gesunde, rotbraune Haut, lebensfroh, dem Wein nicht abgeneigt. Reithosen von einem ersten Schneider angefertigt; der Rest des Anzugs indifferent.

Kurzum: ein Gentleman – aber aus einer vergangenen Zeit, ein Herr aus den achtziger Jahren.

Ein Wort, das ich in Königsberg hörte, fiel mir wieder ein: "Unsre Gutsbesitzer? – Die haben alle auf König gelernt."

Haus: Das Herrenhaus ist ein Schloß. Ein langgestrecktes, zweigeschossiges Gebäude mit sehr hohem, steilem Dach, erbaut im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts. Es enthält mehr als dreißig Zimmer und große Repräsentationsräume.

Man vergleicht das Neue, was man kennenlernt, ganz unwillkürlich mit den Verhältnissen, die man schon kennt. Die Landwirtschaft in überseeischen Ländern ist mir vertrauter als die deutsche. Ich sagte mir: Dies Gut, auf dem ich bin, ist ganze zwölfhundert Morgen groß. Aus dem, was diese Bodenfläche abwirft, soll dieses große Herrenhaus und dieser großzügige Lebensstil, den es bedingt, erhalten werden. Die Fundos in Chile, die ich kannte, hatten das Zehnfache an Bodenfläche und doch brauchten sie nur ein kleines Haus mit sechs oder sieben Zimmern zu erhalten. Die

Weizenfarmen in Nordamerika hatten das Doppelte an Ackerland, und die Besitzer lebten in einem leichten Holzhaus und die ganze Familie arbeitete auf dem Feld.

Wie soll der ärmere Boden in dem ungünstigen Klima hier dies Schloß erhalten, das zur Bewirtschaftung allein Köchin, Lehnmädchen, Mamsell und mehrere Dienstmädchen braucht?

Hof: Das erste, was mir auffiel, war seine ungeheure Größe und der festungsartige Charakter seiner Gebäude. Er war schätzungsweise vierhundert Meter lang. Zu beiden Seiten erhoben sich fast fensterlos die langen Fronten von Scheunen und Ställen, niedrige Mauern, aus Feldsteinen erbaut, überragt von steilen, außerordentlich hohen Ziegeldächern. Ich sah einen Windmotor zum Wasserpumpen, das Transformatorenhäuschen einer Kraftstation, eine Lokomobile, eine Stellmacher- und Schmiedewerkstatt und weiter im Hintergrund der Schmalseite des Hofes die niedrigen Ziegelhäuser eines Dorfs; dort wohnten die Landsarbeiter.

Eine Kolonne von Gespannen zog soeben vom Stall aufs Feld heraus. Vier Pferde gehörten zu jedem Gespann, die Pferdeknechte saßen auf den Sattelpferden, junge Kerle, braun wie Indianer, barfüßig, aber in alte Militärmäntel gehüllt, denn es war kalt. Der langsame Schritt der Pferde, die nackten Füße der Männer, die alten Militärmäntel, bedeckt mit Flickern und verkrusteter Erde, die Art, wie die Männer vor dem Gutsherrn scheu die Mütze rückten – das alles machte einen gedrückten Eindruck wie ein Zug von Gefangenen. Es fiel mir auf, wie sehr doch dieser Hof mit den nackten Wänden seiner Gebäude einem Fabrikhof glich und wie diese freudlos-mechanisch ausziehende Arbeitergruppe den Kollegen am laufenden Band verblüffend ähnlich sah.

Ich spürte wieder das Fremde, Östliche, das mich von diesen Menschen trennte, vom Gutsherrn ebenso wie von seinen Knechten; ich spürte, daß ich hier mit den Augen des Westens sah.

Ställe: Die Ställe sind sämtlich massiv gebaut, modern oder mindestens modern ausgebaut. Der Kuhstall ist von einem Typ, wie ich ihn noch nie gesehen habe: ein Gang, erhöht wie eine Bühne, läuft an den Wänden entlang, von dem aus man die Rücken der Tiere übersieht. Die große, weißgekalkte Halle gefüllt mit den breiten, geraden Rücken des schwarzweißen Viehs ist ein prachtvoller Anblick. Die Vorliebe des ostpreußischen Landwirts für edle Pferde hat sich zu einem Züchterideal für Rassevieh erweitert. Dies Gut besitzt, wie die meisten der größeren Güter, eine Herdbuchherde hoher Qualität. Man braucht kein Fachmann zu sein, um in diesen glänzend blanken Tierleibern, in diesen wohlgerundeten, doch kantig geschnittenen Figuren, in diesen großen Eutern und in der Sauberkeit und Pflege, die sie ausstrahlen, **die Rasse zu erkennen**. Die Köpfe der Tiere sind im Futter vergraben; das Rascheln des Kleeheus, das Mahlen der Kiefern erfüllt den Stall mit einem starken Geräusch, verwandt dem Rauschen eines Flusses. Es wird nur unterbrochen durch das harte

Klappen, mit dem die Tiermäuler die eisernen Deckel der automatischen Tränkvorrichtung aufstoßen. Melker in rosa gestreiften Jacken, den Melkschemel an den Hüften festgeschnallt, bearbeiten die Euter der ruhig fressenden Tiere.

Man gewinnt den Eindruck einer chemischen Fabrik, als wäre die Kuh eine riesige Retorte, in der das Mahlgeräusch der Kiefern sich verwandelt in den hohlen Klang, mit dem die starken Milchstrahlen in den Eimer spritzen.

Den gleichen Eindruck von hochstehender Zucht und intensiver Wirtschaft machen die Schweineställe. Prachtvolle Eber, ungeheure Tiere von über sechs Zentnern Gewicht. Sauen, jede mit ihrem Wurf in einer Box für sich, die Ferkel in einer Kette am Gesäuge der Mutter hängend, wie Bohnen in einer frisch aufgebrochenen Schote.

Es war ein erstaunlicher Eindruck und ich begann mich zu fragen: Wie ist es möglich, daß das alles aus diesem Boden gewachsen ist, daß man in diesem rauen Klima, weit von den Absatzmärkten, eine so intensive und großartige Wirtschaft betreiben kann? Ist das wirtschaftlich berechtigt und gesund oder ist es eine Übersteigerung; das alte deutsche Laster, eine Sache aufzubauen nach einem Ideal, nicht aber nach den Forderungen nüchterner Realität?

Und ich bat um Erklärung. Hochzuchten – ja, natürlich mußte man Hochzuchten in einer intensiven Wirtschaft haben; diese Tiere gaben eben einen sehr viel höheren Milch- und Fleischertrag. Aber natürlich brauchten sie auch viel mehr Pflege. Und außerdem war sie auch größeren Gefahren ausgesetzt: Krankheiten und Verkalben. Es kam vor, daß gerade der prämierte Stier den Dienst versagte – zu hoch gezüchtet –; und selbstverständlich war eine solche Wirtschaft bei heutigen Preisen unrentabel, denn sie nährte sich ja nicht nur aus dem Grund und Boden des Gutes heraus.

"Wieso nicht?"

Oh, da brauchte man Sojabohnenschrot aus China, Kraftfutterkuchen von Sonnenblumenkernen aus Rußland, Mais aus Argentinien –

Sonderbar, dachte ich, da reden die Gutsbesitzer immer davon, daß nur der intensive Großbetrieb die Selbstversorgung Deutschlands bewirken kann. Da reden sie von Autarkie und nun zeigt es sich, daß sie aus fernsten Ländern Hilfsmittel heranziehen müssen, um diese intensive Wirtschaft zu erzielen. Sie stellen indirekt noch heute den chinesischen Kuli und den russischen Muschik in ihre Dienste genau so, wie sie bis vor kurzer Zeit noch den polnischen Saisonarbeiter nötig hatten zu ihrer intensiven Wirtschaft, die der Selbstversorgung Deutschlands dienen sollte.

Mit welchem Recht wird eigentlich gerade in diesen Kreisen soviel von Autarkie geredet?

Maschinen: Man redet von der mechanisierten Landwirtschaft Amerikas im Gegensatz zu Deutschland. Die meisten meinen damit den sprichwörtlichen Traktor,

der, aus einer Maschine allmählich zu einem Götzen und Symbol geworden, in den Köpfen der Laien herumspukt.

Aber ich habe noch in keinem Land auf gleicher Bodenfläche einen derartig großen Maschinenpark gesehen wie in Ostpreußen. Das Klima, die kurzen Bestellungs- und Erntezeiten machen diesen Aufwand notwendig, aber dieser notwendige Aufwand trägt in höchstem Maße zur Unrentabilität der Landwirtschaft bei. Eine Mähmaschine, von denen ein Gut wie dieses etwa ein halbes Dutzend besitzt, hat jährlich etwa zwanzig Arbeitstage. Eine Kartoffelsetzmaschine hat eine jährliche Arbeitsleistung von etwa sieben Tagen. Zwischen diesen beiden Jahresleistungen liegen die Arbeitszeiten fast all der kostspieligen Maschinen, die in der modernen Landwirtschaft gebraucht werden.

Man vergleiche diese Maschinennutzung mit dem Betrieb einer Fabrik: Könnte irgendeine Fabrik rentabel wirtschaften mit einem Maschinenpark, der durchschnittlich vierzehn Tage im Jahr arbeitet?

Auffallenderweise ist der größte Teil der landwirtschaftlichen Maschinen amerikanischer Herkunft; allerdings wird ein Teil davon durch ein Tochterunternehmen der großen amerikanischen Fabrik in Deutschland hergestellt. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß diese ausländischen Maschinen noch immer als die besten betrachtet werden und daß es der sonst hochstehenden deutschen Maschinenindustrie noch nicht gelungen ist, sie aus dem Feld zu schlagen. Die engere Verbindung zwischen Landwirtschaft und Industrie in Amerika und das größere technische Verständnis des amerikanischen Farmers haben die Entwicklung der landwirtschaftlichen Maschinen stark gefördert, und ehe wir in Deutschland nicht zu einer ähnlichen Arbeitsgemeinschaft kommen, werden wir dem nichts Gleichwertiges entgegenstellen können.

Sehr auffallend ist mir – wieder im Vergleich zu Amerika – die schlechte Maschinenpflege: Fast alles Gerät steht unter freiem Himmel, Wind und Wetter ausgesetzt. Vom Rost sagt man, daß er im Gebrauch schon wieder abspringe. Die Landarbeiter, denen die Maschine ja nicht gehört, bringen ihr im allgemeinen wenig Verständnis entgegen. Ein hoher Prozentsatz des Maschinenparks befindet sich in Reparatur und wartet auf Ersatzteile.

Ein großer Teil der Maschinenschäden entsteht durch Unwissenheit. Nicht nur hier, sondern in vielen Betrieben sah ich Trecker älteren Modells noch ohne Luftfilter. Dabei ist gerade der Luftfilter bei dem staubigen Ackerbetrieb das einzige Mittel, um übertrieben schnelle Abnutzung zu hindern.





Entscheidend ist auf diesem Gebiet, wie überall, der Mensch. Es gibt tatsächlich Landwirte, die auch unter heutigen Verhältnissen noch rentabel zu wirtschaften verstehen, Menschen, die nicht nur mit der Scholle verwurzelt sind, sondern denen auch die Maschine nahesteht, und die es verstehen, die Maschine richtig und rentabel in die Wirtschaft einzusetzen. – Aber diese Gutsbesitzer kann man fast an den fünf Fingern herzählen.

Landarbeiterwohnungen: Dies Thema gehört eigentlich in den Abschnitt, der von den Landarbeitern handeln soll. Ich muß es aber teilweise hier vorwegnehmen:

Die Insthäuser bilden den stärksten Gegensatz zu den Ställen. Die Ställe sind massiv, modern, hygienisch, sauber, glänzend eingerichtet und in jeder Beziehung einwandfrei, die Wohnungen der Landarbeiter sind in jeder Beziehung das Gegenteil. Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß die Landarbeiter im Durchschnitt schlechter wohnen als das Vieh. Um Mißverständnisse zu vermeiden, möchte ich noch einmal wiederholen, daß das Vieh gut wohnt und daß ich durchaus damit einverstanden bin, daß es gut wohnt. Der Grund, weshalb die Landarbeiter schlechter wohnen, ist ganz einfach der, daß der Mensch mehr aushält als das Vieh, und daß Vieh immer noch einen Marktwert, der Mensch aber keinen mehr hat.

Es gibt Ausnahmen: Ich habe auch anständige Landarbeiterwohnungen gesehen auf einem Gut unter zehn. Aber es hat keinen Zweck, eine Sache, um die es miserabel steht, damit zu beschönigen, daß man sich an diese Ausnahmen hält.

Die Insthäuser sind langgestreckte niedrige Ziegelbauten, ein geschossig mit hohem Dach. Die Steine sind mit Lehmörtel verbunden. Die Häuser sind nicht unterkellert. Die Fußböden sind meist mit Steinen ausgelegt und nicht gedielt. Die von Anfang an schlecht und billig aufgeführten Häuser befinden sich meist in schlechtem Bauzustand.

Risse zwischen Mauern und Fachwerk findet man mit Lumpen verstopft, die Dächer verfallen, die Wände sind feucht; Kalk bröckelt aus den Mauerwinkeln.

Die Gutsbesitzer klagen, daß die Instleute ihre Wohnungen verfallen lassen, daß sie sich nicht um den Zustand ihrer Häuser kümmern, daß die feuchten Mauern von den ewig geschlossenen Fenstern herrühren.

Jawohl, das stimmt. Diese Menschen haben kein Interesse an den Häusern, die ihnen nicht gehören. Was kümmert es sie, wenn die Balken verrotten und wenn das Dach verfällt – der Gutsbesitzer muß ja dafür aufkommen. Ihnen würde es nicht einfallen, den ersten kleinen Schaden abzustellen, um größerem Schaden vorzubeugen. Wie sollen diese Menschen fremdes Gut erhalten helfen, wo sie kein eignes zu bewahren haben? Wie sollen sie Sparsamkeit üben, wo sie nie zu wirklichem Besitz gekommen sind? Wie sollten sie für trockne Wände, offene Fenster und Hygiene sorgen, wenn ihnen der Zusammenhang zwischen diesen Dingen vollkommen unbekannt ist? Wenn sie im Winter nur ein Gesetz kennen, dem sie folgen müssen: Wärme zusammenhalten durch geschlossene Fenster, denn die Feuerung ist immer knapp.

Die Wohnungen bestehen aus Küche, Kammer, Stube und Bodenraum. Der riesige Bodenraum ist meist so gut wie ungenutzt. Das Familienleben spielt sich in der Küche ab. In der Kammer stehen die Betten, die man eher Bettschragen nennen könnte, und über eine Leine sind die armseligen Kleidungsstücke aufgehängt. Die Stube zeigt, daß das deutsche Laster der "guten Stube" selbst hier unausrottbar ist. Hier stehen alle Prunkstücke, Zierschrank, Regulator, Plüsch und gesteifte Gardinen – es ist, als hätten die Bewohner sich hier einen Tempel errichtet, das Traumbild einer menschenwürdigen Wohnung, ein Allerheiligstes, das niemand zu betreten wagt. Denn wohlgemerkt: ich bin für Zierschrank, Nippes, Gardinen und gedrehte Säulen, weil der Mensch, dem sie gehören, mehr an ihnen hängt, als er an Bauhausmöbeln und Kokoschkabildern hängen würde.

Der Landwirt mit dem Rechenstift: Der Betrieb des Herrn von X (wie wir schon sagten, ein Gut von 1200 Morgen) beschäftigt: einen Verwalter, einen Eleven, eine Rendantin, die die Bücher führt, 25 Landarbeiterfamilien, die mit ihren Kindern mehr als 150 Köpfe zählen, 4 Stallschweizer, Schmied, Stellmacher, Gärtner, Kutscher und ein fünfköpfiges Hauspersonal. Er stellt während der Ernte noch weitere Hilfskräfte ein und er erwartet – weil das nämlich immer so gewesen ist –: daß diese 1200 Morgen Land die 200 Menschen ernähren und darüber hinaus noch einen Überschuß abwerfen, der das herrschaftliche Leben einer großen Familie und überdies vielleicht noch die Ansammlung eines Vermögens ermöglicht.

Ich verglich diesen Mann, den Gutsbesitzer von X, mit seinem Konkurrenten: dem argentinischen Haciendero, dem amerikanischen Farmer und wer immer sonst seine Konkurrenten sind, und fand:

Auf gleicher Bodenfläche und bei gleichem Ertrag braucht der Konkurrent: weniger Maschinen und etwa den zehnten Teil an Arbeitskräften. Der persönliche Aufwand des Konkurrenten ist um ein Vielfaches geringer und die Familie des Konkurrenten legt in der Landwirtschaft praktisch mit Hand an.

Ich habe mich gefragt: Wie könnte der Gutsbesitzer, Herr von X, seinen Betrieb verbilligen, um konkurrenzfähiger zu werden?

Ich nehme das Ergebnis vorweg, weil es sehr sonderbar und überraschend klingt: er kann seinen Betrieb nämlich so gut wie gar nicht verbilligen. Hier zeigen sich die entscheidenden Fehler, die im System begründet sind.

Er könnte zum Beispiel seine persönlichen Bedürfnisse einschränken. Hier muß nun aber gesagt werden, daß das ein Teil der ostpreußischen Gutsbesitzer schon bis nahe an die Grenze des Möglichen getan haben.

Sie haben ihre Autos abgeschafft, sie fahren kaum mehr in die Stadt, sie tragen ihre Garderobe auf, in einigen Fällen fahren die Kinder die Gutserzeugnisse selbst zur Stadt, sie sparen an Zigarren und trinken ihren selbstgekelterten Johannisbeerwein.

Aber ein großes Haus, wie es nun einmal dasteht, braucht große Aufwendungen, braucht Personal, wenn es nicht ganz verfallen soll. Ein gewisser, großzügiger Lebensstil ist hier vererbt und anerzogen; es fehlt diesen Menschen einfach an innerer Elastizität, um eine vollständige Umstellung durchzumachen.

Soweit das Persönliche, über das an anderer Stelle noch zu reden sein wird.

Wozu aber der Verwalter, der Eleve? Könnte nicht der Gutsbesitzer selbst sein eigener Beamter sein?

Nein, er kann es nicht. Er kann nicht an allen Ecken und Enden des Betriebes zugleich sein. Denn das ist entscheidend: Diese Landarbeiter sind nicht frohe Menschen, die auf eigenem Grund und Boden arbeiten, sondern Knechte, die man treiben muß. Einer, der die Gewalt hat, muß immer hinter diesen Menschen stehen. Wenn sie das Auge und die Hand des Herrn nicht über sich spüren, geht hier jede Arbeit Schneckengang.

Hier wieder ist der scharfe Trennungsstrich, der Osten und Westen scheidet.

Aber den Rendanten könnte er doch sparen, indem er abends, nach der Arbeit, seine Bücher selber führt?

Er kann es tun, gewiß, aber das würde nicht zum Vorteil seiner Kasse sein. Das Büro des Herrn von X gleicht einem Rechtsanwaltsbüro mit Aktenschränken, Tresors, Telefon und Scheibmaschinen.

Über sechzig verschiedene Arten von Steuern zahlt ein solcher Gutsbetrieb. Die Notverordnungen mit ihren Auslegungen, mit ihren Ergänzungen und Nachträgen liegen in auswechselbaren Mappen. Dieser Berg wächst ständig an. Es ist für den Gutsbesitzer nicht mehr möglich, durch den Wust hindurchzukommen, mit dem die

Bürokratie des Staates ihn erstickt. Er muß sich Spezialisten halten, er muß versuchen, daß, wenn diese Abgaben ihn doch wirtschaftlich erdrücken, wenigstens eine geordnete Buchführung als Zeugin seines Daseins zurückbleibt, damit er nicht obendrein noch ins Gefängnis kommt.

Wie aber steht es mit den Arbeitskräften? Weshalb beschäftigt er so viele Menschen? Warum führt er die intensive Wirtschaft weiter, wenn er behauptet, daß sie ihm die größten Verluste bringt?

Er kann auch hier so gut wie gar nichts sparen. Kapital, um durch Rationalisierung Arbeitskräfte zu ersetzen, hat er nicht und niemand wird es ihm noch leihen. Extensiv wirtschaften kann er auch nicht. Die Zinslast seiner Schulden ist so hoch, daß er das Äußerste aus dem Betrieb herauswirtschaften muß, ganz gleich wie die Verluste dadurch wachsen. Er muß Erzeugnisse verkaufen und wenn nicht anders, auch verschleudern. Er befindet sich in der gleichen Zwangslage wie die deutsche Exportindustrie, die Devisen schaffen muß, selbst zu Verlustpreisen.

Wahnsinn mit Methode: Ich bin ein Laie und ein Fremder im Land. Ich kann wohl die Situation beschreiben, wie ich sie vorfinde, nicht aber, wie diese Situation heraufbeschworen wurde. Welcher Optimismus die Landwirte des Ostens nach Beendigung der Inflation veranlaßte, neue Schuldenlasten mit einem Zinssatz von durchschnittlich  $9 \frac{1}{3}$  Prozent auf sich zu nehmen, das weiß ich nicht. Die Verzinsung landwirtschaftlicher Betriebe betrug in der gepriesenen Vorkriegszeit etwa 3 Prozent. Mit welchem Recht die Landwirte erwarten konnten, jetzt die dreifach höhere Rentabilität zu erwarten, bleibt unerfindlich. Wenn die Version der Gutsbesitzer richtig ist: daß nämlich die Regierung selbst zur unbedenklichen Annahme solcher Kredite geraten habe, dann haben beide Teile gewissenlos gehandelt: Die Regierung, die den Rat erteilte, und der Landwirt, der ihn annahm.

Wahnsinn ist ein Zinssatz von 9 Prozent in der ostpreußischen Landwirtschaft, ein Wahnsinn, der zuerst den Landwirt und dann den Geldgeber ruiniert. Wahnsinn ist es, daß deutscher Kunstdünger frei Yokohama weniger als die Hälfte des Preises kostet, der frei Ostpreußen gefordert wird.

Wahnsinn ist es, daß in einem Kreis, dessen Finanzen vor dem Krieg von einem Beamten mit einer Schreibkraft im Landratsamt verwaltet wurden, heute ein Finanzamt sich erhebt mit sechzig Beamten, die ihrerseits wieder mindestens ebenso viele Rendanten und Steuerberater im Kreis in Nahrung setzen. Wahnsinn, weil die Steueraufkommen nicht einmal die Gehälter der sechzig Steuerverwalter decken.

Wahnsinn ist es, wenn bei einer gesunden Landbevölkerung Krankenkassenbeiträge erhoben werden in einer Höhe, die bewirkt, daß der Besuch des Arztes den Gutsbetrieb auf 500 bis 1000 Mark zu stehen kommt.

Wahnsinn, gefährlich, weil soviel Methode darin steckt!

Es wird hiervon noch mehr zu berichten sein.

Die Klasse der Rittergutsbesitzer: Eine weitverbreitete Meinung, die ich in Königsberg vernahm und mir vorläufig zueigen machte, war die: "Wir haben in Ostpreußen einen tüchtigen und erneuerungsfähigen Landadel."

Ich gebe zu, daß ich diese Meinung mit Freude aufnahm und daß ich mich ehrlich bemüht habe, Beweise und Zeugnisse dafür zu finden. Von wenigen Ausnahmen abgesehen ist mir das nicht gelungen.

Ich fand eine Schicht von Menschen, die, in dem luftleeren Raum einer selbstgewählten Isolation lebend, unserer Zeit und ihrer Realität sehr fern standen. Anders und krasser ausgedrückt: Ich fand eine Schicht von Junkern des *Ancien régime*.

Das bedeutet keine Herabsetzung menschlicher Qualitäten. Ich erkenne ohne weiteres an, daß es etwas bedeutet, wenn jemand ein Aristokrat ist oder ein Gentleman. Aber es genügt nicht. Es genügt nicht, weil, diese Menschen nicht nur sich selbst verantwortlich sind, sondern als Besitzer großer Bodenflächen und als Arbeitgeber vieler Menschen vor dem ganzen deutschen Volk verantwortlich zu handeln haben.

Dieser Verantwortlichkeit vermag die Klasse der Rittergutsbesitzer nicht zu genügen.

"Wir haben früher in der Landwirtschaft schlechte Zuchtwahl gehabt", sagte mir ein Gutsbesitzer. "Wenn der Vater mehrere Söhne hatte, dann sagte er zu dem einen: Du bist der dämlichste, du mußt Landwirt werden. – Die andern traten in die Armee oder in den Staatsdienst ein."

Dem sei, wie ihm wolle: die Tatsache besteht, daß der ostpreußische Landadel sich nicht durch hohe geistige Fähigkeiten auszeichnet. Ich rede hier nicht von kulturellen Dingen. Es handelt sich nicht darum, ob jemand Goethe gelesen hat oder nicht, ob er etwas von Kunst versteht oder nicht.

Es handelt sich einzig und allein darum, ob jemand Verstand und Klugheit genug besitzt, den Betrieb eines großen Guts in dieser krisenschweren Zeit zu leiten. Ob er die größeren Wirtschaftszusammenhänge übersieht und es versteht, sich ihnen anzupassen. Ob jemand über die Brille seiner Partei hinaus das ganze Deutschland zu sehen vermag. Ob jemand in der Siedlung nicht nur feindliche, landräuberische Sozialisierung sieht, sondern den großen Aufbruch des Volkes, das um Lebensraum ringt wie um die Luft zum Atmen.<sup>32</sup>

Diesen Verstand, diese Klugheit, diesen Instinkt besitzt die Klasse der Rittergutsbesitzer nicht. Um so stärker ist der Abwehrinstinkt gegen alles Neue, das sich anbahnt, in ihr entwickelt.

---

<sup>32</sup> Vgl. den proto-nazistischen klassiker von hans grimm: VOLK OHNE RAUM (1926)

Persönliches muß ausgeschaltet werden: Ich habe sympathische und menschlich wertvolle Vertreter dieser Klasse kennengelernt, ich hab ihre Gastfreundschaft genossen. Aber ich kann nichts ändern an meiner inneren Überzeugung: Diese Schicht als Schicht muß untergehen; sie hat sich überlebt, man darf ihre Weiterexistenz von Staats wegen nicht unterstützen. Und das ganz unabhängig von der Frage, ob der Großgrundbesitz für Ostpreußen die günstigste Betriebsform ist oder nicht.

## Landarbeiter

Ich lag im Park des Gutshauses, halb schlafend in der Mittagssonne. Da kam von der Landstraße her ein sonderbares Getöse, holpernd, stolpernd wie ein Hinketfuß, daß man gar keine Melodie herausfand, und ich meinte noch zu träumen.

Aber es rückte näher mit Trommelwirbel und Blechtrompete, seltsam dünn, ein bißchen wie Rattengequieke, als ob die Töne in den Staub fielen oder sich verflüchtigten in der heißen, zitternden Luft. Es war ein sonderbarer Reiz darin, es trieb mich wie die Pfeife des Rattenfängers, und ich sprang auf:

Da bog der Hochzeitszug der Landarbeiter, vom Dorf her kommend, in den Park des Gutes ein. Voran die Musikanten, vier Mann in Hemdsärmeln. Das blinkende Blech der Instrumente wippte, wie sie gingen, und sie hielten die Köpfe schief vor Eifer, obwohl keiner Flöte spielte. Ihre Gesichter waren blank vor Schweiß.

Hinter der Musik schritt das Brautpaar. Die Braut sehr groß, ein wandelnder weißer Turm, anzusehen wie die steife Königin im Schachspiel. Der Bräutigam sehr aufrecht mit gereckter Brust im blauen Anzug, den Kopf sehr hoch erhoben durch den Zwang des steifen Kragens. Sie wandelten Arm in Arm mit steif angewinkelten Ellbogen. Dahinter kamen Verwandte und Freunde, zusammengeballt in einem dicken Klumpen wie ein Bienenschwarm beim Hochzeitsflug. Zum Schluß trabten die Kinder, nach Altersklassen abgestuft, die allerkleinsten hinten. Sie hielten sich an den Händen, sie nahmen die ganze Breite der Straße ein, sie waren die breitgefächerte Schleppe des Hochzeitszugs. Ihre kleinen nackten Füße fielen trippelnd in den Staub wie die Hufe einer Schafherde.

Sie marschierten in den Schatten der Buchenallee vor dem Haus und machten halt. Der Gutsherr kam über die Terrasse geschritten. Die Sporen an seinen Reittiefeln klirrten, als er die Freitreppe hinunterschritt, lederknarrend, in seinem hellen Leinenanzug einer strahlenden Sonne ähnlich. Er schritt auf das Brautpaar zu, schüttelte gratulierend beider Hände, daß die Manschetten klirrten, und entließ sie dann mit einer freundlich segnenden Handbewegung.

"Sie stammen beide aus alteingesessenen Deputantenfamilien", sagte der Gutsherr zu mir. "Ihre Väter haben schon bei meinem Vater gedient, und ihre Kidner werden hoffentlich noch meinen Kindern dienen."

Jetzt trat ein junger Mann aus der Gruppe hervor und stellte sich auf die unterste Stufe der Freitreppe. Alle sahen andächtig zu, wie er die Teleskopbeine eines Photostativs auseinanderzog, wie er das Dreibein richtete und wie er dann den Apparat sehr langsam und würdevoll in die Verschraubung drehte. Zwei junge Männer schleppten eine Gartenbank herzu, und nun ordnete der Photograph, ernst wie ein Feldherr vor der Schlacht, die Aufstellung der Gruppe. Die Kinder wurden in den Vordergrund geschoben und hingehockt. Das Brautpaar wurde in die Mitte gezogen, flankiert von seinen Freunden. Die Eltern wurden auf die Bank gestellt, und der Rest bildete Hintergrund und Flügel.

Der Oberleib des Photographen verschwand jetzt unter dem schwarzen Tuch. Seine Arme ruderten Anweisungen, als ob er darunter ersticken wollte, und seine Stimme rief gedämpfte, immer neue Befehle.

Dann wurde es ganz still. Die Braut tastete heimlich nach Myrtenkranz und Kreuz, der Bräutigam fingerte an seinem Schlips, der Trommler stellte sich quer, damit die große Trommel deutlich sichtbar würde. Er hielt den Schlegel hoch, als ob er zuschlagen wollte. Die Trompeter bliesen die Backen auf, als ob sie blasen wollten, und der Mann mit der Ziehharmonika zog den Balgen leise wimmernd auseinander.

So standen sie mehrere Minuten, leise schwankend vor Anstrengung, vollkommen regungslos zu sein.

Dann kam erlösend der Klick des Drahtauslösers, und alles atmete befreit. Es war – den Alten besonders – fast das Herz stehengeblieben.

Sie ordneten sich wieder zum Zug. Die Musik tastete nach einem flotten Marsch. So marschierten sie wieder in das grelle Sonnenlicht und bogen ein in die Richtung der Insthäuser. Ich ging hinter ihnen her, hinter den trippelnden Füßchen der Allerkleinsten.

Die Tür der Kate war umkränzt; Tannenzweige lagen vor der Schwelle. Die Stube war ganz ausgeräumt zum Tanz, nur an den Wänden entlang waren Bretter auf Böcke gelegt zum Sitzen. In einer Ecke erhob sich der Thron des Brautpaars, zwei umkränzte Stühle unter einem Himmel von Tannengirlanden.

Sie luden mich freundlich ein zu Bier und Tanz. Jetzt sah ich in der Nähe die Gesichter: Die Männer braun wie Indianer, die Frauen alle mit dem verhärmten Ausdruck der Armut, frühe Falten um Mund und Stirn. Die Kleider der Frauen waren neu, aber die Anzüge der Männer alt und sehr geflickt. Die Kinder kletterten von außen in die Fensterrahmen, und vor der Tür standen die Nichteingeladenen in ihrem Arbeitszeug: Landarbeiter wie die andern, aber Freiarbeiter oder auch von verfeindeten Familien. Also auch hier gab es Klassenunterschiede: der Deputant dünkte sich feiner als der freie Ackerknecht.

Hinter dem Ofen stand eine Blechwanne mit Wasser, da spülten die Frauen Gläser aus. Die Männer waren geschäftig, Fässer anzuzapfen: weiß Gott, sie schleppten einen Stahlzylinder mit Kohlensäure herein, um dem Bier Druck zu geben. Sie hatten ein Faß süßes Malzbier für die Frauen und ein Faß helles Bier für die Männer und mehrere Flaschen *Weißer*, Kartoffelschnaps.

Es war ein starker Gegensatz: die kahle, halb verfallene Kate mit der Milde ihres steinernen Fußbodens, die Armseligkeit der Kleidung, die totale Anspruchslosigkeit in allem und jedem Ding – und diese großartigen Vorbereitungen zum Trinken.

Die Musik hatte sich in der Küche aufgestellt, sie spielte einen Walzer. Ich tanzte mit der Braut, einem großen, starkknochigen Frauenzimmer. Sie war hübsch, aber ihre Hände waren hart wie Holz. Die Frauen tanzten oft in Paaren, denn unter den jungen Männern waren viele, die nicht tanzen konnten. Ich trank mein Glas auf das Wohl des Paares und nahm Abschied.

Den ganzen Nachmittag hörte ich noch die Musik herüberklingen, ein rührendes Gestammel von Schlagern, nach dem Gehör gespielt, unmusikalisch und falsch, abwechselnd mit Militärmärschen **und Hitler-Liedern**.

Abends schlich ich mich herüber und spähte aus der Dunkelheit in ihre hellen Fenster: sie hatten ein Festessen von Schweinefleisch und Sauerkohl. Es gab viel Kuchen und für die Frauen süßen Wein.

Bis in die späte Nacht hörte ich Trommelwirbel und Getute, bald nah, bald fern: sie hielten Umzüge im Hof, um den Misthaufen und um das Haus marschierten sie, um sich zu ernüchtern. Wild klang es und barbarisch, wie ein Negerdorf, das sich zum Kriegszug rüstet. Und es versetzte mich in Nachdenken.

Was waren das eigentlich für Menschen?

Ich sah sie auf dem Acker barfüßig hinter dem Pflug hergehen, zerlumpt in Regen und Wind. Ich sah sie in langer Reihe auf dem Feld gebückt beim Rübenhacken; hinter ihnen wie ein Kriegerdenkmal die Gestalt des Verwalters hoch zu Roß, das dicke Gesicht rot geschwollen vom Schimpfen. Er hatte recht zu schimpfen: sie arbeiteten mit einer zähen Trägheit, stumpfsinnig und ohne Willen.



Ich sah ihre armseligen, feuchten und ungesunden Katen, die Kinder davor, nicht rotbäckig gesund, sondern schlecht genährt, schlecht gehalten, scheu und gedrückt in Gegenwart des "Herrn". Wie die kleinen Mädchen knickten und wie die Jungen mit gesenktem Kopf die Kappe in der Hand drehten, das war schon genau wie bei den Alten. Da war keine Entwicklung, kein Aufstieg in eine freiere, menschlichere Haltung.

Ich hörte, wie der Gutsherr mit ihnen sprach – wie der Gott des Alten Testaments, ein strenger, eifernder, strafender Gott. Ich hörte die Frau des Gutsherrn mit den Mägden zanken: "Wenn es auch schlecht geht, so kommt das nur davon, daß ihr Sozialdemokraten seid! Wozu schickt ihr eure Kinder auf die Mittelschule? Wenn eure Kinder auch zehnmal in dieselbe Schule gehen, so werden sie darum noch lange nicht dasselbe wie unsre Kinder. Laßt eure Kinder doch Dienstmädchen und Knechte werden, dann werden sie auch geachtet in ihrem Stand." – Es klang wie ein Märchen, aber es war grauenhaft wahr.

Ich sah den kleinen Sohn des Gutsherrn die Kossätenkinder vierspännig vor seinem kleinen Wagen kutschieren. Das Wort des Grafen York von Wartenburg über den Offiziersstand fiel mir ein: *Der Sohn des Landedelmanns oder Offiziers, der die Bauernjungen oder Soldatenkinder schon im Spiel exerziert, wird sie auch einst als Offizier am besten abrichten und gegen den Feind führen.* – Schön; das war vor mehr als hundert Jahren wohl richtig gewesen. Aber galt das heute noch? Sollte nicht im Krieg wie im Frieden der Zukunft vielmehr **der Typ des Ingenieurs** führend sein?

Die vielen Klagen der Gutsbesitzer über Faulheit und Verdorbenheit des Dienstvolks klangen mir im Ohr. Die Geschichten aus dem Krieg, wo manche Gutsbesitzersfamilie, nach der Flucht vor den Russen heimgekehrt, ihr Haus geplündert vorfand. – Geplündert nicht von den Russen, sondern von den eigenen Leuten.

Nein: Hier war etwas grundlegend verkehrt. Hier war eine Schicht ehemals freier Bauern in Jahrhunderten herabgedrückt in ein Knechtsdasein, aus dem es keinen Aufstieg gab. Hier war zwischen Herr und Knecht eine tiefe Kluft gelegt, die sich durch keine schönen Reden vom gottgewollten und den Menschen wohlgefälligen patriarchalischen System des Ostens überbrücken ließ. In der wirtschaftlichen Bedrängnis der Landwirtschaft ist dies patriarchalische System, wie immer es in der Vergangenheit bestanden haben mag, längst zur Fiktion geworden.

Hier wurden Menschen behandelt wie Vieh – man verstehe recht: nicht schlecht behandelt, denn der Landwirt sorgt für sein Vieh – aber doch eben auf der Stufe von Vieh. Hier waren nicht Menschen niedriger gestellt als andre menschen sondern die Schicht der Landarbeiter galt als eine absolut niedrige Schicht und die Schicht der Gutsherren als eine absolute Herrenschaft, die mit der niederen Schicht auch nicht das geringste gemein hatte.

Sie hatten einen Stand von Knechten geschaffen, und nun wunderten sie sich, daß ihre Knechte sich knechtisch benahmen: daß sie faul waren und diebisch, unzuverlässig und ohne Verantwortung.

Als ich nach Ostpreußen kam, da hatte ich geglaubt, die Schicht der Landarbeiter müßte das geeignetste **Menschenmaterial** für die Siedlung abgeben. Ich sah jetzt: diese Rechnung stimmte nicht.

Man kann nicht Unfreie mit einem Schlag zu freien Siedlern machen. Sie müssen die Freiheit erst wieder erlernen, und der Weg zu ihr ist weit und schwer. Moses brauchte vierzig Jahre eines Marsches durch die Wüste, um sein Volk aus einem Sklavenvolk der Ägypter wieder zu einem Volk von Freien zu machen. In viel kürzerer Zeit werden wir es kaum schaffen. Mit der Erziehung der jungen Generation müßte man den Anfang machen. Aber die Schulverhältnisse auf dem Land, die sind noch ein besonderes und trauriges Kapitel.

Ein allmählicher Aufstieg vom Landarbeiter zum Bauern ist an sich gut denkbar, denn der Deputant besitzt schon eine Art von Eigenwirtschaft, allerdings in winzigem Ausmaß. Der Deputant erhält heute – mit kleinen örtlichen Unterschieden:

Einen Barlohn von 12 bis 18 Mark im Monat.

Einen Morgen Kartoffelland.

Ein Stück Gartenland von 200 bis 250 Quadratmeter.

Brennmaterial, meist Holz, etwa 14 Kubikmeter Kloben und Strauch.

Freie Kuhhaltung oder als Ersatz täglich 3 Liter Milch.

Meist wird auch ein Schwein gehalten, Hühner und andres Kleinvieh.

30 Zentner Getreide jährlich. Davon 15 bis 18 Zentner Brotgetreide (Roggen). Der Rest ist Futtergetreide, Gerste, Hafer, Erbsen.

Bei der Bestellung seines Landes ist der Deputant auf die Hilfe von Frau und Kindern angewiesen. Der Acker wird vom Gutsbetrieb zurechtgepflügt und geeggt.

Tatsächlich haben also die Deputanten einen gewissen, wenn auch eingeschränkten Grundbesitz und nehmen an den Erträgen des Gutes teil.

Ein allmählicher Aufstieg zur Selbständigkeit und Verantwortung wäre denkbar, indem dieser Besitzanteil des Deputanten am Gut eine allmähliche Vergrößerung erfährt. Man könnte seinen Landanteil zunächst soweit vergrößern (und den des Gutsbetriebes naturgemäß entsprechend verkleinern), daß er etwa ein Drittel seiner Arbeitskraft auf eigenem Boden anzuwenden vermöchte. Man könnte dann nach einem Ausleseprinzip der Tüchtigkeit diesen Anteil weiter steigern und so den Bauern und den Bauernhof organisch reifen und langsam wachsen lassen. Es wäre das die einfachste und natürlichste Form der Siedlung, weil sie keine Neuaufwendungen an Kapital erfordern würde, weil zur Bewirtschaftung die Geräte des Großbetriebs zunächst noch zur Verfügung stehen und weil die Mittel zur Umwandlung der

Deputantenwirtschaft in eine Bauernwirtschaft in langen Zeiträumen vom Träger dieser Wirtschaft selbst erübrigt werden könnten.

Je schlechter die wirtschaftliche Lage des Großgrundbesitzes sich gestaltet, je mehr auch die Lebensenergie, auf der seine Herrschaft heute noch beruht, sich schwächt, um so geneigter wird der Großgrundbesitz sein, einen Teil seines Landes in der geschilderten Weise abzugeben, besonders wenn er dadurch kostenlose Arbeitskraft gewinnt.

Die Schulden des Großgrundbesitzes allerdings dürften auf das Siedlungsland nicht übernommen werden: Siedlungsland muß Freiland sein.

Und so hätte ich mich denn glücklich in das Heer der Reformer begeben und seinen zehntausend Plänen den zehntausendundersten hinzugefügt; in dem sicheren Bewußtsein allerdings, daß dieser Plan schon längst, wie alle andern, in den Schreibtischladen und Aktenschränken der Regierung schlummert.

## Thema Siedlung

Wir haben einen enormen Bevölkerungsdruck und eine enorme Arbeitslosigkeit. Wir haben ein deutsches Land im Osten, dessen Bevölkerungsdichte halb so groß ist wie im Reichsdurchschnitt.

Wir haben im Osten den schlimmen Nachbarn Polen, der uns bedroht, den schlimmen Feind Litauen, der uns das Memelland entreißen will und hinter beiden steht dunkel, unergründlich, wie eine tiefe, drohende Finsternis, das Riesenreich der Sowjets.

Also müssen wir im Osten siedeln. Wir müssen es aus vielen Gründen tun: wir müssen dem Bevölkerungsdruck ein Ventil öffnen, die Arbeitslosigkeit vermindern, entwurzelte Menschen zur Scholle zurückführen. Wir müssen der Verödung des Ostens Halt gebieten, einen Menschenwall errichten gegen unsre feindlichen Nachbarn. Wir würden uns selbst als Volk aufgeben, wenn wir den deutschen Osten aufgeben.

Mit diesen allgemeinen Vorstellungen und mit keinerlei Kenntnis der Materie sonst belastet bin ich an das Thema Siedlung herangegangen.

Es gab zwei Möglichkeiten: entweder sofort aufs Land zu fahren, Siedlungen zu sehen, mit Siedlern zu sprechen, am besten bei ihnen und mit ihnen zu leben (es ist dies die Vorstellung, die die Welt vom Wesen des idealen Reporters hat).

Oder aber: zunächst in der Hauptstadt Königsberg zu bleiben, zu versuchen, mir einige Vorkenntnisse anzueignen, führende Männer des Siedlungswesens kennenzulernen und überhaupt die geistigen Strömungen der Bewegung zu erforschen.

Ostprien lag noch unter einer tiefen Schneedecke und auf dem Land war wenig oder keine Aktivität. Das bewog mich, den zweiten Weg zu wählen. Es war eine Kette von seltsamen Erfahrungen – wenn auch seltsam nur für einen naiven Menschen –. Ich werde mich bemühen, der Reihe nach darüber zu berichten.

Der Herr Professor: Königsberg, so sagte ich mir, hat eine Universität. Die Universität hat ein Institut für Landwirtschaft. Hier werde ich mich über die Grundbegriffe am besten unterrichten können. Ein Herr Professor empfing mich mit großer, ein wenig nachsichtiger Freundlichkeit und mit der leisen Ungeduld des Fachmanns, der darauf gefaßt ist, die dummen Fragen eines Laien anzuhören.

Ich empfand, daß eine gewisse Anmaßung in meinem Unternehmen lag. Die Anmaßung, mit einem Kenner über ein Thema zu reden, von dem ich selber nichts verstand. Anmaßung auch in meiner Absicht, mir ein Wissen anzueignen – und zu benutzen –, das ich mir nicht selbst erarbeitet hatte. Ich hatte das Gefühl, daß größte Offenheit in diesem Fall das einzig Richtige wäre, und so sagte ich, einigermaßen unvermittelt: "Ich möchte etwas über Siedlung wissen."

Der Herr Professor zuckte leicht zusammen, als hätte ich ihn irgendwie erschreckt. Auf eine so elementare Unkenntnis war er nicht gefaßt gewesen. Er runzelte die Stirn und richtete sich höher auf in seinem Stuhl: "Über welche Siedlung möchten Sie etwas wissen? – Die Stadtrandsiedlung? Die Konfektionssiedlung? Die Primitivsiedlung? Die Anliegersiedlung, die Aufstiegsiedlung, die Streu- oder die Gruppensiedlung? Oder meinen Sie die West-Ostwanderung, die Rücksiedlung? Meinen Sie die staatliche oder die private Siedlung? Oder was meinen Sie überhaupt?"

Hilf, Himmel!, dachte ich mit dem Gefühl eines Mannes, der in der Eisenbahn versehentlich die Notbremse gezogen hat: Was habe ich da angerichtet! Natürlich hat die Wissenschaft auch dies Gebiet längst in System gebracht, in Arten und in Klassen eingeteilt, spezialisiert und katalogisiert. Und an dies kunstvolle Gebäude habe ich mit roher Hand gerührt. Wie konnte ich nur so mit der Tür ins Haus fallen! Und ich beschloß, mit möglichster Beschleunigung den Rückzug anzutreten.

Laut sagte ich: "Ich meinte zwar das Thema Siedlung allgemein. Ich sehe aber, daß es ein sehr komplexes Thema ist. Ich nehme an, es gibt eine Literatur, aus der ich – " Er unterbrach mich, sichtlich erleichtert und mit einer Eindringlichkeit, die der strafenden Note nicht ermangelte: "Natürlich gibt es eine Literatur. Sie ist zwar noch klein, aber bei der Bedeutung des Gebiets in schnellem Anwachsen begriffen. Es mögen einige tausend Bücher, Zeitschriften und Broschüren sein. – Das sind natürlich nur jene,

die gedruckt vorliegen und veröffentlicht worden sind. Den verschiedenen Ministerien und anderen zuständigen Stellen liegen noch einige zehntausend Denkschriften in Manuskriptform über dieses Thema vor."

Die nächsten Tage verbrachte ich mühelos und angenehm mit dem Einsammeln von Literatur. Sie flog mir nur so zu. Auf Bibliotheken, auf der Landwirtschaftskammer, bei der Landgesellschaft, auf dem statistischen Amt, auf der Reichsstelle für Siedlungsberatung, beim Landwirtschaftlichen Zentralverein, von überallher türmte sie sich auf und mauerte mir meinen Schreibtisch zu.

Dieser Berg von Fachliteratur erhebt sich in Deutschland vor allen Problemen. Durch ihn muß man sich erst hindurchfressen, ehe man an die Dinge selbst herankommt.

Nachdem ich mit rauchendem Kopf eine Woche lang am Schreibtisch gesessen hatte, kam ich zu folgender Überzeugung: Dies Thema ist so kompliziert, daß es im Grunde einfach sein muß. Man muß die Menschen kennenlernen, nicht die Bücher.

Der Großgrundbesitzer: Er sah durchaus anders aus, als man sich im Westen etwa einen *Großagrari*er aus Ostelbien vorstellt. Ein kleiner, hagerer Mann mit dünnem, sillbrigen Haar und mit dem kantigen Gesicht einer klugen Dogge.

Er sagte etwa folgendes: "Da kommt ihr Leute aus dem Reich mit der Idee: Hier in Ostpreußen kann man Hunderttausende von Menschen siedeln. Ihr denkt, wir wären hier ein wildes Land, bedeckt mit Urwäldern und Sümpfen, hier könnte man nach Herzenslust roden und urbar machen.

Dem ist nicht so. Es gibt in ganz Ostpreußen keinen Morgen Land, das nicht auch einen Eigentümer und leider auch seine Hypotheken hätte. Es gibt in ganz Ostpreußen kein brauchbares Land, das unbenutzt und brach läge. Es gibt auch keine Wälder mehr zu roden: wir sind im Gegenteil ein waldarmes Land hier oben.

Ihr lest in der Statistik, daß im Deutschen Reich durchschnittlich mehr als 130 Menschen auf dem Quadratkilometer leben, in Ostpreußen aber nur 61, und ihr zieht daraus den Schluß, daß man die Differenz durch Siedlung ausgleichen könne.

Wie ist es denn aber in Wirklichkeit: Daß wir hier oben eine geringere Bevölkerungsdichte haben, das liegt ganz einfach daran, daß unsere Provinz nicht wesentlich mehr Menschen ernähren kann. Wir haben keine nennenswerte Industrie und keine Bodenschätze. Infolgedessen fehlen die Zusammenballungen großer Menschenmassen in den Städten. Auf dem flachen Land dagegen ist die Bevölkerung durchaus nicht dünner als im Reich.

Siedeln könnt ihr also nur, indem ihr die Menschen vertreibt, die auf dem Grund und Boden bereits eingesessen sind. Wenn ihr alle Großbetriebe zerschlagt und in Kleinbetriebe verwandelt, dann gewinnt ihr nur soviel mehr an Bevölkerung, wie der

Kleinbetrieb zur Bearbeitung der gleichen Fläche mehr Hände braucht als der Großbetrieb.

Wieviel mehr Menschen würden das wohl sein? – Wir rechnen im Großbetrieb auf 60 Morgen eine Landarbeiterfamilie. Aber 60 Morgen ist auch die Größe einer Siedlerstelle, wenn sie volle Ackernahrung bieten soll. Die Gleichung geht auf. Wo bleibt da der Gewinn an Menschen? Wo bleibt da eure Entlastung des Arbeitsmarkts? Ihr siedelt eine Familie an und werft eine andre Familie auf die Straße.

Das ist aber noch nicht alles: Erfahrungsgemäß und nachweislich liefert der Großbetrieb die höheren Ertragsüberschüsse. Ostpreußen ist die Speisekammer Deutschlands. Ostpreußen ernährt nicht nur seine eigne Bevölkerung, sondern liefert darüber hinaus noch Nahrung für weitere 4 Millionen Menschen. Sie werden zugeben, daß das volkswirtschaftlich wichtig ist. Um diesen Überschuß zu erhalten und womöglich noch zu steigern, dazu brauchen wir einen leistungsfähigen, rationell arbeitenden Großgrundbesitz, aber keine Siedlung.

Wir, der Großgrundbesitz, sind durchaus nicht siedlungsfeindlich eingestellt. Der Gedanke des **Menschenwalls im Osten** steht uns nahe. Aber wie sollen die Siedler lebensfähig bleiben in dieser Krise der gesamten Landwirtschaft? Wohin sollen sie ihre Erzeugnisse verkaufen? Wo sollen die öffentlichen Mittel herkommen, mit denen man die Siedlung finanzieren will? Was kosten allein die neuen Schulen und Kirchen, die man brauchen wird?

Wir warnen vor den übertriebenen Hoffnungen, die man in die Siedlung setzt; nicht aus egoistischen Gründen, sondern im Gedanken an das Wohl des Staates, das Wohl des Volkes und nicht zuletzt aus Mitleid mit dem Siedler selbst."

Ach, dachte ich bei mir, so verhält es sich also mit dem Großgrundbesitz. Das Wohl des Staates und das Wohl des Volkes bedenken sie und mit dem Siedler haben sie Mitleid und an sich selber denken sie natürlich nicht dabei. Wenn aber ihre Argumente stimmen, was dann?

Und ich ging zur Reichsstelle für Siedlerberatung. Sie wohnt vorläufig unter dem Dach des Landeshauses, eine junge, eben erst im Aufbau begriffene Institution. Sie ist hervorgegangen aus der (privaten) Gesellschaft zur Förderung der inneren Kolonisation. Ein Büro von erfreulicher Primitivität: ein Zeichentisch auf Böcken als Schreibtisch und ein junger Mann dahinter. Er erschien mir als ein höchst ungewöhnlicher junger Mann für einen Staatsbeamten. Er besaß Frische und Intensität. Er schien beides hundertprozentig einzusetzen für seine Aufgabe.

Und er sprach deutsch mit mir. – Das berührte mich ganz sonderbar und ungewohnt und ich dachte: Ist das der Nachwuchs; ist das die neue Schicht, die jetzt ans Ruder kommt? Wie erfreulich wäre das. Das **System** ändert sich mit seinen Trägern.

Gäbe es schon viele solcher jungen Leute, dann könnte man von dem *System* gar nicht mehr reden. Er ist aus der Jugendbewegung hervorgegangen. Sollte das typisch sein? Gehen die kommenden Männer nicht mehr aus den Parteien, sondern aus den Bünden hervor?

Ich sah: Hier war ein junger Mann, mit dem man offen und ganz kamerad bereden kann, was einem auf dem Herzen liegt.

Und ich sagte: So und so bin ich hierhergeschickt. Ich habe in diese Siedlungssache hereingerochen. Ich habe so eine dumpfe Ahnung, daß da eine echte Volksbewegung im Begriff ist, in den Schlingen der Bürokratie zu ersticken. Wie verhält es sich damit? Was muß einer tun, wenn er siedeln will? Wieviel Geld verlangt man von ihm? Wie lange dauert das Verfahren, bis er auf **seiner Scholle** sitzt?

"Sie wollen viel wissen," sagte der Siedlerberater, "mehr als wir manchmal selber wissen. Es herrscht augenblicklich in der ganzen Siedlungsfrage ein heilloses Durcheinander. Es ist kaum möglich, abzusehen, wie die Sache weitergehen wird. Die Siedlungsmethoden haben fast von Jahr zu Jahr gewechselt und sie werden weiter wechseln. Gegenläufige Strömungen kämpfen miteinander. Augenblicklich können wir weniger siedeln als vor einem Jahr, obwol Siedlung drängender notwendig geworden ist als je. Der Schlüssel liegt beim Geld. Der Staat wrd sich entscheiden müssen, in welchem Umfang und in welchen Formen er siedeln will. Das ist noch immer nicht geschehen. Große Ankündigungen, wie die der Preußischen Regierung vor den Wahlen liegen vor: Hunderttausend von Siedlungsstellen ...

Wie viele davon Wirklichkeit werden? 1919 bestand schon einmal ein ähnlicher Plan. 450 000 neue Bauernstellen sollten damals geschaffen werden. Tatsächlich entstanden sind dann bis 1927 in Preußen etwa 800. Das ist vielleicht ein Maßstab.

Einer will siedeln: Was einer tun muß, wenn er siedeln will.

Er weiß zunächst meist nicht, an wen er sich wenden soll. Er schreibt ein Gesuch und schickt es an die Stelle, die er für die richtige hält; an das Arbeitsamt, das Landwirtschaftsministerium, das Finanzministerium, an alle hohen Behörden überhaupt. Aber die meisten Gesuche werden doch wohl an den Reichspräsidenten gerichtet.

Die betreffenden Behörden geben die Anträge weiter an die Reichsstelle für Siedlerberatung in Berlin.

Der Antragsteller erhält dann zunächst unsern Fragebogen. (Ich habe ihn mir angesehen: die Fragen sind menschlich geschickt und sachlich richtig gestellt: Die erste Fragengruppe ermittelt die Personalien, die zweite die Geldmittel, die dritte die sonstigen Hilfsmittel, wie Inventar, die vierte die Wünsche des Siedlers.)

Hat der Antragsteller nicht genügend Geld – und das ist meistens der Fall –, dann geht der Fragebogen an die Siedlungsbank in Berlin. Dort wird nach einem gewissen

Zonenschema ermittelt, ob dem Antragsteller ein Einrichtungskredit gegeben werden kann.

Ist die Geldfrage grundsätzlich einigermaßen gelöst, dann gibt die Siedlungsberatungsstelle den Antrag einer Siedlungsgesellschaft (Siedlungsgesellschaften, staatliche, halbstaatliche und private haben wir in Deutschland schon an die hundert.)

Die Siedlungsgesellschaft wiederum bestimmt, für welche Stellen der Kandidat nach seinen Wünschen, Mitteln und Fähigkeiten in Frage kommt.

Geht alles in Ordnung, dann wird der Siedler aufgefordert, die ausersehene Stelle zu besichtigen. Hierauf wird großer Wert gelegt, damit ein freier Entschluß des Antragstellers zustande kommt und die Siedlungsgesellschaft sich von der Verantwortung entlastet.

Bei glattem Verlauf kann der Siedler innerhalb eines halben Jahres nach dem Antrag auf **seiner Scholle** sitzen.

Ein glatter Verlauf aber ist höchst selten. Meist hapert es mit dem Geld und mit den zur Verfügung stehenden Krediten kann nicht ausreichend geholfen werden.

Darum gibt die Siedlerberatungsstelle den Fall aber noch nicht auf. Sie versucht noch andre Hilfsquellen zu eröffnen. Da ist zunächst die Familie des Siedlers selbst, die vielleicht noch in der Lage ist, dem Siedler beizuspringen. Das Zurückgehen auf die **Familienzelle** ist ja die letzte Möglichkeit, die uns in Deutschland noch geblieben ist. – Da ist unter Umständen die Gemeinde bereit zu einem kleinen Zuschuß, wenn sie sich dadurch eines Wohlfahrtsunterstützten entledigen kann. Da kann vielleicht der frühere Arbeitgeber bewogen werden, wenigstens für die Reisekosten nach dem neuen Wohnsitz der Familie aufzukommen. Freunde, Landsleute, Vereinsgenossen, Religionsgemeinschaften, jede Möglichkeit wird systematisch durchgekämmt, um, Pfennig auf Pfennig, den notwendigen Betrag zusammenzukatzen.

Aber dieser Betrag ist hoch; er ist noch immer viel zu hoch.

Nirgends wird deutlicher als bei der Kreditgewährung an Siedler das alte Bibelwort anschaulich: Wer hat, dem wird gegeben werden, wer aber nicht hat, dem wird, was er hat, genommen werden.

Rückwanderer aus dem Industriegebiet: Mehr als eine halbe Million Ostpreußen sind in den letzten 50 Jahren in die Industriegebiete des Reichs abgewandert. Etwa 12 Prozent der Arbeiterschaft des Ruhrgebiets sind gebürtige Ostpreußen. Es ist eine besondere Aufgabe der Siedlerberatungsstelle, die Rückwanderung dieser Menschen zu fördern.

Die Berichte des Siedlerberaters aus dem Ruhrgebiet sind ganz besonders trostlos. Es ist zu Ende. Man sieht den Menschen an, daß sie seit Jahren arbeitslos sind, daß sie



hungern. Die Unterstützung beträgt (wie lange noch!) für eine 5köpfige Familie monatlich etwa 40 Mark. Davon verschlingt die Miete 20-25 Mark. Wie sollen da die Menschen leben?

Längst haben sie auf das Zubehör bürgerlicher Kleidung verzichten müssen, ein Verzicht, zu dem der deutsche Arbeiter sich nur in höchster Not entschließt: Schlips und Kragen sind nicht mehr. Kaum sind die Sachen noch geflickt, kaum halten noch die Schuhe zusammen. Mit jener Hoffnung, die nicht sterben will, klammern sie sich an den Siedlungsgedanken an. Sie sind ja alle vom Land gekommen, dort groß geworden, mit der Landarbeit vertraut. Sie wollen arbeiten, **bis ihnen das Blut unter den Nägeln hervorspringt**, sie wollen alles tun, alles – wenn man ihnen nur die Möglichkeit gibt.

Und unter hundert solchen Menschen kann der Siedlerberater vielleicht einen auswählen. Er darf nicht fragen: Wer ist der Bedürftigste, wer ist der Tüchtigste? Sondern er muß fragen: Wer von euch hat noch am meisten Geld, wer von euch kann sich Kredit verschaffen?

Er muß Menschen, die am Ertrinken sind, den letzten Strohalm der Hoffnung nehmen. Er muß Gruppen auseinanderreißen, die sich zu gemeinsamer Siedlungsarbeit zusammengefunden haben. Er muß vieles tun, was ihm gegen das Gefühl geht, und er darf vieles nicht tun, wozu es ihn von ganzem Herzen treibt.

Es ist ein trauriges Geschäft.

Siedlerbriefe:

Die Erwerbslosen-Siedler-Interessen-Gemeinschaft Duisburg schreibt:

Wir, als erwerbslose Industriearbeiter, die wir vom Lande stammen und mit der Landwirtschaft vollkommen vertraut sind, erlauben uns, an das Landeskulturamt Königsberg die dringende Bitte zu richten, uns zu helfen, daß wir aus dem großen Elend der Industriestädte herauskommen und uns auf dem Lande wieder eine Existenz erarbeiten können. Wir sind gerne bereit, im Sinne des freiwilligen Arbeitsdienstes bei Meliorations- und sonstigen landwirtschaftlichen Arbeiten uns die Anzahlung für eine Siedlerstelle zu erarbeiten und bitten, uns, die wir in der Stadt in der größten Notlage sind, besonders zu berücksichtigen. Unsere Stadtverwaltung unterstützt und finanziert unsere Sache nach besten Kräften. Sie zahlt uns als Vorschuß auf unsere Unterstützung bis zu 1 ½ Jahren, also RM. 1000-1500 sowie die Unterstützung während der Aufbauzeit weiter. Auch das Arbeitsamt kommt uns weitgehendst entgegen. Wir sind keine Organisation, die Angestellte, Redner usw. hat, sondern eine Vereinigung von Erwerbslosen, die ihr Brot und Auskommen wieder selbst verdienen wollen, sowie ihren alten Arbeitsgeist und die Vaterlandsliebe noch erhalten haben. Nebenbei bemerken wir, daß wir unsere landwirtschaftlichen Kenntnisse in Kursen, welche die

Landwirtschaftsschule in Kettwig a. d. Ruhr abhält, wieder aufgefrischt bzw., was die modernen Errungenschaften in der Landwirtschaft anbelangt, ergänzt haben theoretisch sowohl als auch praktisch.

Da die Reichsregierung gegenwärtig ein Gesetz ausarbeitet, nach welchem erwerbslosen Siedlungsbewerbern die Möglichkeit gegeben ist, sich die Anzahlung für eine Siedlerstelle zu erarbeiten im Sinne des freiwilligen Arbeitsdienstes, so bitten wir Sie dringend, uns gütigst berücksichtigen zu wollen. Wir sind bereit, jedes von uns verlangte Opfer gern zu bringen und geben uns der Hoffnung hin, recht bald eine Nachricht von Ihnen zu erhalten.

Da schreibt ein Jakob Schwarz:

Mit einer Biete an Herren Reichspräsident Paul von Hindenburg. Da ich kein Ausweg wußte, kam mir der Gedanken, an unseren Retter des Deutschen Reichs mich zu wenden, der doch so viel an die Bauern Gutes getan hat, die aus Rußland geflohen sind. Mir mit meiner Frau und 4 Kindern ist Gott auch gnädich gewesen und hat uns auch wieder zu Hause gebracht. Die Russen haben uns alles wechenommen und dann außerdem soviel durchmachen misen, das man es nicht beschreiben kann. Ich bin ein Landwirt, habe in Rußland 90 Hektar Land, es ist uns alles wechenommen und nun mechte ich bitten, mir gnedich zu sein, das ich auch eine kleine Siedlerstelle bekommen kente, der Bauer kann es nicht aushalten, wenn der Frühling ankommt. Bitte entschuldigen sie, daß es mich bewogen hat, zu schreiben, aber ich konnte nicht anders, weil der Frühling da ist. Nun seien sie gegrieset von mich und Familie.

An Se. Excellenz den Herrn Reichspräsidenten und allergnädigsten Landesherrn v. Hindenburg!

Ich Endesunterzeichneter erlaube mir durch große Not veranlaßt, den Herrn Reichspräsidenten und allergnädigsten Landesherrn folgende Bitte untertänigst zu übermitteln: Bin ein älterer und arbeitsfreudiger Landmann, Witwer mit erwachsene Söhne und Töchter. Der älteste Sohn hat auch den Krieg mitgemacht und sich durch seine Tapferkeit das Eiserne Kreuz verdient. Seit Oktober 1931 bin ich durch Verkauf der Landwirtschaft, wo ich beschäftigt war, arbeitslos geworden, sowie es soviel Tausende ergeht, ohne jede Unterstützung. Ich habe mich so viel bemüht, wieder Arbeit zu bekommen, aber alles vergebens. Ich habe durch Fleiß und Sparsamkeit mir 500 M. erspart und meine Familie bis jetzt kümmerlich durchgebracht, doch sollte ich nun nicht bald Arbeit finden, so bin ich gezwungen, betteln zu gehen. Ich habe mir nun in meiner großen Not an die ostpreußische Bausiedlungsgesellschaft mit die Bitte gewendet, doch Rücksicht mit einer vom Schicksal so schwer getroffenen Familie zu haben und mir doch eine Siedlung zu gewähren und habe mir auch verpflichtet, bei dem Aufbau

der Siedlung mitzuarbeiten, bin jedoch abgewiesen worden, denn ich soll 4000 M. Vermögen nachweisen können, wenn ich eine Siedlung von 40 Morgen haben will. Infolgedessen wende ich mich an den Herrn Reichspräsidenten und allergnädigsten Landesherrn und bitte im Namen meiner unglücklichen Familie mir doch durch Staatsmittel zu einer **eigenen Scholle** zu verhelfen. Von früh und spät will ich mit meiner Familie schaffen und meine Verpflichtungen nachzukommen und **meine Scholle** hoch zu bringen. Gott soll den allergnädigsten Landesherrn für den Edelmut lohnen. Ich und meine unglückliche Familie werden den Edelmut des allergnädigsten Landesherrn bis an unser Gab in tiefgefühlter Dankbarkeit gedenken. In der Hoffnung, daß der allergnädigste Landesherr meine untertänigste Bitte Gehör schenken möge, zeichne ich Emil Z.

An den Herrn Reichspräsidenten von Hindenburg.

Hätte ganz gehorsamst den Herrn Reichspräsidenten folgende Bitte zu unterbreiten: Ich bin 48 Jahre alt, verheiratet, habe 4 Kinder, den ganzen Feldzug mitgemacht und bis zum Jahre 1929 eine Wirtschaft gehabt und im Jahre 1929 wurde sie mir wegen 605 M. gerichtlich verkauft. Hatte auch noch Ostpreußenhilfe beantragt, aber wies hier in Ostpreußen so Sitte ist, kommen die Gutsbesitzer in erster Linie und bleibt für den kleinen Mann niemals was übrig und wie sie alles weg haben, da verlassen sie unsern aller hochverehrtesten Herrn Reichspräsidenten, der nicht nur während des Krieges sie gerettet hat, nein, und noch bis heute wirtschaftlich. Und nun gehe ich dem Verderben entgegen. Arbeit ist keine und gibt auch keine und nun will ich mal ganz gehorsamst bitten, da ich als Landwirt geboren bin, und jetzt mittellos stehe, ob es nicht ginge, daß ich eine kleine Siedlung von 20 bis 30 Morgen erhalten kann, daß man doch nicht ganz dem Verderben entgegen geht. Denn es liegt doch in der Macht des Herrn Reichspräsidenten, notleidenden Menschen zu helfen und ich hoffe und baue auf unsern hochverehrten Herrn Reichspräsidenten alles und werde ihn hochhalten bis ins Grab hinaus und der Herr Gott würde ihn noch lange Jahre hinaus gesund erhalten, dann kann nur Deutschland gerettet werden.

Als Erwerbsloser erdreiste ich mich, an den Herrn Reichspräsidenten eine Bitte zu richten. Erlaube mir gleichzeitig untertänigst zu bemerken, daß ich bereits 35 Jahre in die Landwirtschaft tätig bin. –

So geht das weiter in hunderten und aber hunderten von Briefen, die täglich einlaufen.

Eine Siedlungsgesellschaft. "Warum ist bei so großartigen Plänen und Ankündigungen in der Praxis so wenig gesiedelt worden? Warum sind die Siedlerstellen so teuer? Warum stockt die Siedlungsbewegung gerade jetzt?" – Das waren die Fragen, die ich mir nach dem Besuch der Reichsstelle für Siedlerberatung notierte. Und um die Antwort zu finden, ging ich zu der größten Siedlungsgesellschaft, die es in Ostpreußen gibt. Sie besteht seit der Vorkriegszeit, arbeitet mit einem umfangreichen Apparat und ist mit allen Errungenschaften eines solchen, also auch mit einer Pressestelle ausgestattet.

Pressestellen sind für den Journalisten im allgemeinen das, was für den Photographen ein Negativ ist: ein umgekehrtes Bild der Wirklichkeit. Womit ich nichts gegen die Informationen der Siedlungsgesellschaft gesagt haben möchte. Aber die obengenannten Fragen wurden an dieser Stelle als Ausläufer einer unpassend radikalen Gesinnung empfunden und man legte Wert darauf, die Stellung der Gesellschaft genau zu präzisieren:

"Richtig in Gang gekommen ist die Siedlung in Ostpreußen erst mit dem Jahre 1926. Bis zu Beendigung der Inflation kamen so gut wie keine Güter zum Verkauf. Einen regelrechten freien Gütermarkt hat es seit Kriegsende nicht mehr gegeben und seit der Einführung des Sicherungsverfahrens weniger denn je.<sup>33</sup> Denn die untere Grenze des Verkaufspreises bildete stets der Wert der ersten Hypothek, die ihrerseits auf dem Vorkriegswert des betreffenden Grundstücks beruhte. Die Bank der Landwirtschaft, der die erststellige Belastung in den meisten Fällen gehörte, durfte nicht zulassen, daß der Wert des Gutes tiefer sank, weil auf diesen Hypotheken der Wert ihrer Geldpfandbriefe beruhte.

Das ist der eine Grund, weshalb wir immer zu teuren Preisen haben einkaufen müssen.

Der zweite Grund sind die berechtigten Ansprüche, die unsre Kunden an uns stellen. Leute, die ihre zehn- und fünfzehntausend Mark Bargeld zur Verfügung haben, wollen für ihr Geld auch etwas haben. Wir können ihnen nur den besten Boden in gutem Kulturzustand in guter Absatzlage anbieten und massive, wohleingerichtete Bauten. Denn eine Kundschaft, die über so hohe Mittel verfügt, könnte ja auch nach Übersee auswandern. Wir treten also in Konkurrenz zur ganzen Welt.

Durch lange Erfahrung haben wir herausgefunden, daß es sich nur lohnt, das Beste zu kaufen. Wir kaufen also nur erstklassige, hochintensive, lebensfähige Güter in guter Verkehrslage. Es ist klar, daß wir für diese hochwertige Ware auch hohe Preise

---

<sup>33</sup> "Notverordnung zur Sicherung der Ernte und der landwirtschaftlichen Entschuldung" (= Osthilfegesetz vom 17. November 1931). Etwas Entsprechendes war vom Reichspräsidenten v. Hindenburg in seiner "Osterbotschaft" (18. März 1930) von der Regierung gefordert worden.

zahlen müssen. Im letzten Jahr etwa 250 Mark pro Morgen, in den Jahren davor aber auch 300 und 350 Mark.

Devastierte, heruntergewirtschaftete Güter interessieren uns nicht. Da kostet die Zwischenwirtschaft zuviel Geld, um sie wieder in die Höhe zu bringen, und den Siedlern können wir sowas auch nicht in die Hand geben. Denn wie sollten wir wohl zu unsern Zinsen kommen, wenn der Siedler aus dem Boden nichts herauswirtschaften kann?

Unsere Preise? – Wir haben uns natürlich den Zeitverhältnissen bereits angepaßt. 1931 kam das Gehöft der normalen 60-Morgenstelle auf 12-15.000 Mark zu stehen und das Land je nach der Qualität auf 13-16.000 Mark. Mit totem und lebendem Inventar kostete dann die Stelle gegen 40.000 Mark.

Heute kostet das Gehöft nur noch 8000 Mark. Wir erreichen die Verbilligung durch Raumbeschränkung, denn in der Qualität dürfen wir nicht heruntergehen. Wir bauten früher zwei Stuben, Kammer und Wohnküche. Heute bauen wir nur noch eine Stube, Wohnküche und eventuell noch Kammer. Früher stellten wir alles bis auf den letzten Nagel schlüsselfertig hin. Heute überlassen wir den Ausbau des Gehöfts, Malerarbeitern, Stalleinrichtung, dem Siedler selbst.

Warum augenblicklich die ganze Siedlungsbewegung stockt? Ja, das ist leicht zu sagen. Seit der Einführung des Sicherungsverfahrens bekommen wir ja beinahe gar kein Landangebot. Das Angebot ist tatsächlich auf den zehnten Teil zurückgegangen. Wir erwarten zwar im Herbst ein großes Angebot, aber vorläufig ist unsre Tätigkeit stark eingeschränkt. Wir haben für 1932 nur etwas mehr als die Hälfte der Siedlungen von 1931 vorgesehen."

Verkehrte Welt: Merkwürdig, dachte ich, als ich die Siedlungsgesellschaft verließ, das ist das genaue Gegenteil von dem, was ich mir unter einer Siedlungsgesellschaft vorstellen würde. Diese Leute kaufen nicht das billige Land, sondern das teure Land. Sie kaufen nicht die schlechtbewirtschafteten Güter, sondern die Musterwirtschaften. Sie zerschlagen nicht den lebensunfähigen, sondern den lebensfähigen Großgrundbesitz.

Sie siedeln weder um der Idee des **Menschenwalls** im Osten willen, noch um den Arbeitsmarkt zu entlasten. Sie siedeln überhaupt aus keinem wie immer gearteten ethischen Grund.

Sondern sie siedeln um der Bank, die ihnen nahesteht, den Wert der Hypotheken zu erhalten. Sie siedeln, weil ein Interessenkreis mit Kapital vorhanden ist. Sie siedeln, weil Geld bei der Sache zu verdienen ist.

Kurzum, die betreiben die Siedlung als ein Geschäft. Privatwirtschaftlich vorteilhaft und volkswirtschaftlich schädlich, das scheint mir ungefähr die Formel.

Sie bauen ihre Einheits-Typen-Höfe an die Ränder gutgelegener Chausseen wie eine Warenhaushausanlage, am liebsten fix und fertig. Dann berechnen sie, was die Geschichte gekostet hat und kalkulieren einen ordentlichen Gewinn hinein. Dann kommt der unerfahrene Käufer mit der dicken Anzahlung und die Gesellschaft ist nun jeder Sorge frei und ledig. Denn wenn der Siedler seine Zinsen nicht bezahlen kann – und in der Hälfte aller Fälle kann er sie schon heute nicht bezahlen, weil die Verzinsung eines Anlagekapitals von 40 000 Mark aus 60 Morgen eben nicht herauswächst –, dann wird der Siedler wieder von Haus und Hof gejagt. Sein Geld hat er allerdings verloren, aber das geht ja die Gesellschaft gar nichts an; dafür kann sie dann beim zweiten Verkauf die Stelle um so preiswerter abgeben.

Wahrhaftig, der Mann, der diesen Typ von Siedlung *Konfektionssiedlung* genannt hat, der hat den Nagel auf den Kopf getroffen.



Auf den Trümmern: Häuser wachsen langsam; von der Saat bis zur Ernte ist ein weiter Weg, es dauert lange, bis Menschen sich einleben in eine neue Heimat und in eine neue Lebensform. Will man über diese Dinge berichten, so muß das Tempo der Beobachtung dem Tempo der Entwicklung sich anpassen. Dies ist kein Gegenstand für rasende Reporter.

Ich habe mein Hauptquartier aufgeschlagen auf einem Gut, das in diesem Jahr besiedelt wird. Ich wohne im Herrenhaus bei der Familie des früheren Gutsbesitzers, dem nichts geblieben ist als dies Haus, die Postmeisterstelle und ein kleines Restgut von 90 Morgen.

Der Familie des Gutsbesitzers sitzt der Schrecken der Zwangsversteigerung, der Zerstörung ihrer alten Daseinsform noch in den Gliedern wie die Betäubung durch einen kalten Blitzschlag. Die beiden Alten werden sich nicht davon erholen. Sie trauen sich nicht mehr auf den Hof, wo die fremden Handwerker rumoren, sie trauen sich nicht mehr aufs Feld, wo die roten Ziegelmauern der Siedlungen wachsen; sie hocken im Haus hinter geschlossenen Fenstern und dichten Vorhängen. Sie sind wie Pflanzen, die man mit der Wurzel ausgerodet hat. Der Alte schimpft und flucht und schmiedet Pläne, wie er die Bank, die Siedlungsgesellschaft, die Siedler und alle miteinander verklagen will. Abends schickt er die Kinder ins Dorf und läßt sich Schnaps holen. Die alte Frau sitzt gelb und vertrocknet auf dem Sofa; sie hat ein Gallenleiden und seufzt, wenn sie an ihre Töchter denkt, die, wie sie meint, nun keinen Mann bekommen werden.

An der Haustür jault und wimmert der angekettete Jagdhund, weil er nicht mehr in den Wald kann. Es ist sehr trostlos.

Die Kinder tragen es besser. Zwei Mädchen von 16 und 18 Jahren; seit die Dienstboten entlassen sind, machen sie alle Hausarbeit. Sie stehen früh um halb vier auf und arbeiten von 4 bis 6 im Garten, damit die fremden Handwerker und Bauleute sie nicht sehen. Noch sind sie belastet mit den Vorurteilen ihres Standes; aber das wird sich geben. Die Älteste hat schon die Koketterie der Arbeitstracht entdeckt. Sie sieht ganz munter aus, wenn sie abends mit weißem Kittel und mit weißem Kopftuch über den Hof geht, die Kühe melken, denn da steht meist der junge Verwalter der Siedlungsgesellschaft und zwirbelt seinen kleinen Schnurrbart hoch; 90 Morgn Land sind immer noch eine Grundlage, auf der man ein Leben aufbauen kann.

Auf der Baustelle: Für faule Menschen gibt es nichts Schöneres als andern Leuten bei der Arbeit zuzusehen. Das kann ich hier nach Herzenslust und mache mit dabei so meine Gedanken.

Die Siedlungsgesellschaft hat den Plan der Neubauten und Umbauten einem Bauunternehmen zur Ausführung übergeben; den landwirtschaftlichen Betrieb führt bis zur Ernte ein Verwalter durch. Ende Juli sollen die Siedler einrücken und ihre Höfe mit der vollen Ernte übernehmen.

Der Umbau der vorhandenen Gebäude ist von besonderem Interesse. Es zeigt sich nämlich, daß die Ställe besser und massiver errichtet waren als die Insthäuser. Infolgedessen kann man wohl die Ställe in Siedlerhöfe umwandeln, die Landarbeiterhäuser aber muß man abreißen, Das geht leicht und einfach mit der Hacke, weil die Steine nur von Lehmörtel zusammengehalten sind. Jetzt entstehen aus dem Schweinestall zwei Siedlerstellen und aus dem Kuhstall auch zwei und die große Scheune wird in vier Gefache für vier Siedler aufgeteilt. Daß überhaupt umgebaut wird, ist neueste Errungenschaft. Bisher wurden die alten Gebäude radikal geschleift.

Wie aber ist es mit dem Inventar? Das lebendige Inventar wird, wenn die Siedler kommen, aufgeteilt. Vom toten Inventar aber bleiben nur die Maschinen, die der Kleinbetrieb verwenden kann, die andern werden meist als Schrott verkauft. Abgefahren wird die Lokomobile, die Selbsttränkeanlage aus dem Kuhstall, der Exhaustor, die Häckselmaschine, der große Kartoffeldämpfer und anderes mehr – alles gute, brauchbare Maschinen, aber wertlos für den Kleinbetrieb, und da auch der Großbetrieb heute keine alten Maschinen kauft, sind sie nur als Schrott zu gebrauchen.

Muß denn das wirklich sein? Können wir uns diesen Luxus der Vernichtung leisten? Wäre es nicht denkbar, daß die Siedler sich zsammentäten, die großen vorhandenen Maschineneinheiten gemeinschaftlich benutzten, statt sich, jeder für sich, kleine Maschinen für die gleichen Zwecke neu anzuschaffen? –

Die Siedlungsgesellschaft sagt: "Nein."

Sie sagt, sie müsse das am besten wissen, denn sie kenne die Kundschaft nicht erst seit heute: Gemeinsame Benutzung von Maschinen sei eine kommunistische Idee und gottlob seien ihre Siedler für kommunistische Ideen nicht zu haben.

Ich kann an diese Vorstellung, die der Siedlungsgesellsachsft von ihrer "Kundschaft" hat, nicht glauben. Sie setzt Zusammenarbeit gleich mit Kommunismus. – Waren etwa die friesischen Bauern Kommunisten, die sich zu der großen, gemeinsamen Arbeit des Deichbaus zusammenschlossen? Die Not ist jetzt so groß, daß sie uns zum Gemeinsinn einfach zwingt!

Der Bauer, der wie Robinson auf seinem Hof, wie auf einer Insel lebt, den gibt es nicht mehr. Der Bauer schickt seine Milch zur Molkerei, er läßt sein Getreide auswärts mahlen und oft genug auch dreschen, er bezieht Licht und Kraft von außerhalb. Der Bauer lebt längst kollektiv. Der Siedler, der früher in der Industrie gearbeitet hat, ist längst gewohnt, gemeinschaftlich mit Arbeitskameraden Maschinen zu nutzen.

Hier ist eine engstirnige Politik am Werk, den Siedler in ihrer romantisch-reaktionäre Vorstellung vom Wesen eines "Bauern" hineinzuzwingen.





Notizen über Siedler: Genau so fremd wie die Siedlungshäuser in der Landschaft sehen auch noch die Menschen aus. Hier ist eine Streusiedlung, das heißt die Höfe liegen inmitten ihres Landes, also zerstreut, nicht im geschlossenen Dorfverband.

Die Siedler hier sind aus dem Westen gekommen. Sie haben in Städten gelebt und es scheint, daß sie die Fähigkeit zur Einsamkeit eingeübt haben. Fast alle, besonders die Frauen, haben den verlorenen Ausdruck herrenloser Hunde: sie vermissen die Stadt, die Nachbarn, die gewohnte Unterhaltung. Sie klagen, daß ihre Armut ihnen nicht erlaubt, ein Radio zu halten oder eine Zeitung.

Der Druck des harten Winters lastet noch auf ihnen. Sie reden von den Briefen der Verwandten in der alten Heimat; daß da schon die Veilchen im Stadtpark blühten, wo hier noch alles tief in Schnee und Eis begraben lag.

Unglaublich ist die Verschiedenheit im Ausleben der einzelnen Höfe, obwohl vor einem Jahr alle unter fast gleichen Voraussetzungen begonnen haben. Das eine Gehöft sieht sauber aus, das andere verkommen. Der eine hat erstaunlich viel Zuwachs beim Vieh, eine glückliche Hand; beim Nachbarn wieder macht das Vieh einen kranken Eindruck und die Pferde sind abgetrieben und hager. Genau so verschieden ist auch der Zustand der Wohnungen.

Der Mensch ist entscheidend und bei der einzelnen Familien scheint die Frau entscheidend.

Einige Familien, vielleicht der vierte Teil, haben innerlich die ganze Sache bereits aufgegeben. Sie lassen die Wirtschaft gehen wie sie will. Sie sagen, sie wollten lieber heute als morgen in die Stadt zurück, gäbe man ihnen nur die Hälfte ihrer Anzahlung heraus.

Mehr als die Hälfte dieser Siedler können ihre Zinsen nicht mehr zahlen.

Merkwürdig wenig entwickelt ist die Gabe der Improvisation. Man sieht kaum selbstgebaute Zäune oder selbstgefertigtes Gerät. Es scheint, daß nicht viel Pioniergeist in diesen Menschen steckt. Es scheint, daß in vielen Köpfen der Gedanke haftet: der Staat muß uns doch weiterhelfen. Unausrottbares Staatsrentnertum! Viele müssen noch zugrundegehen!

Die zweite Stube im Haus ist überall zur "Guten Stube" gemacht. Man sollte sie abschaffen, sie hat keinen Zweck. Eine Frau fragte, ob man nicht einen Balkon anbauen könnte! – Sie hätte in der Stadt einen gehabt. Mit Topfblumen vermutlich!

Viel Sektenwesen. Das kommt leicht auf in der Einsamkeit. Die Siedler haben kaum Verkehr untereinander. Die Nachbarn sind vielfach verfeindet, weil sie verschiedenen Sekten angehören.

Es scheint, daß man Menschen, die aus Städten kommen, nur in Gruppensiedlungen ansässig machen sollte. Sie helfen einander durch das bloße Gefühl der gegenseitigen Nähe. Es bildet sich eher ein fester Dorfverband. Streusiedlung hat den Vorteil, daß die Menschen enger ihrem Land verbunden leben. Aber Gruppensiedlung hat den Vorteil geringerer Kosten: Die Transportwege für Baumaterial sind kürzer, die Leitungen für Elektrizität verbilligen sich.

Ich ging durch diese Siedlungen mit einem Diplomlandwirt, der landwirtschaftlicher Berater der Siedler war. Der ungeheure Abstand zwischen Volk und Akademiker ist mir dabei klar geworden. Der leere Raum, der den Akademiker umgibt, macht jede Hilfsbereitschaft wirkungslos. Das wird nicht anders werden, bis die Schicht der proletarisierten Akademiker wieder mit dem Volk verwächst. **Wir werden, wie bei jeder echten Revolution, auch eine Emigration erleben: eine Emigration der Bildungsschichten ins Volk hinein!**



Die umgekehrte Lawine: Er war ein älterer Mann mit grimmigem Nußknackergesicht und **Hakenkreuz**. Man braucht ihn nur mit dem Thema anzutippen, da platzte er schon heraus wie **eine gutfunktionierende Handgranate**: "Osthilfe!?! – Die nennen wir hier nur *die umgekehrte Lawine*."

In Berlin, da wird sie losgelassen: Nehmen wir einmal an, die Regierung bewilligt 10 Millionen Mark. Eine ganz schöne Summe! Aber so einfach ist das nun auch wieder nicht: Da muß zuerst mal der zur Verteilung nötige Beamtenapparat geschaffen werden. Bis der da ist und bis die Büros gemietet und alles schön eingerichtet ist und bis die Sache losgehen kann, da ist gut und gern eine Million verpulvert.

Wir wollen aber mal bescheiden sein und annehmen, daß es bloß eine halbe Million ist.

Was nun?

Jetzt werden zuerst die Verfahren ausgearbeitet und die Formulare werden formuliert. Die Druckaufträge gibt man gleich per Hunderttausend, damit es billiger wird.

Auf diesen Formularen muß der Landwirt nun ganz genau angeben: Wo seine Großmutter geboren ist, wo sein Urgroßvater geheiratet hat und so weiter und wie hoch er verschuldet ist und was er haben will und wie groß sein Grundstück ist und noch und noch.

Das füllt denn auch der Landwirt treu und redlich alles aus. Aber da wird ihm gleich gesagt: Nein, mein Lieber, so ist das nicht vorschriftsmäßig! Da bist du viel zu dumm dazu, das kannst du gar nicht selber machen, das muß dein Amtsvorsteher oder dein Landrat für dich tun.

Schön. Unsereins fährt zum Landrat und schließlich ist alles nach Vorschrift. Da kommt nach vier bis sechs Wochen ein Bescheid: Du mußt dir einen Katasterauszug und einen Grundbuchauszug besorgen.

Schön, aber nicht grade einfach. Das gibt wieder Rückfragen und die Beschaffung dauert im einfachen Fall sechs Wochen, im schwierigen Fall ein paar Monate.

Dann aber hast du deine Papiere alle beisammen, und nun wartest du ab: Nach einem Jahr etwa ist es soweit. Du bekommst Bescheid: Dein Antrag geht durch oder geht nicht durch, je nachdem.

Inzwischen hat aber der verwaltende Beamtenstaat von den ursprünglichen zehn Millionen für seine Verwaltungskosten drei Millionen aufgeessen. Bleiben also noch etwa sieben Millionen zur Verteilung übrig.

Nun wird die Liste fertiggemacht:

Zuerst bekommen die großen Hechte ihren Happen. Das ist bei uns nun mal nicht anders: Die Gutsbesitzer und Domänenpächter<sup>34</sup> können ihre Anträge durch Anwälte und Banken sachgemäß bearbeiten lassen, die haben auch gute Freunde da und dort und wissen überhaupt mit den Behörden besser umzugehen. Da man großen Leuten kleine Summen nicht anbieten kann, bekommt jeder seine 50- oder 100.000 Mark, je nachdem, was er haben wollte. Der Bauer aber bekommt nicht das, was er haben wollte und was er auch brauchte. Sondern, wenn er 4000 Mark beantragt hatte, dann bekommt er höchstens 1000 Mark. So kommt er niemals aus dem Druck heraus. Inzwischen ist nicht nur ein Jahr vergangen und ist eine Menge Schererei gewesen, sondern der Bauer hat 50 bis 100 Mark allein für die Kosten des Verfahrens dranzuwenden müssen.

Was tut der Bauer aber, wenn er sieht, daß er seine Schulden doch nicht los wird? – Er wird leichtsinnig, er sagt sich: es hat ja doch alles keinen Zweck – und so haut er das Geld auf den Kopf.

Das ist bei uns die Osthilfe!

Und wissen Sie, was das Schreckliche daran ist: Keiner hat die Schuld. Es gibt keine verantwortlichen Personen mehr. Deutschland wird zu Tode verwaltet.

Es ist **das System...**"

<sup>34</sup> Domänen sind Landgüter, die dem Landesherrn, bzw. dem Staat gehören. Sie wurden in der Regel verpachtet, zunächst nur an Adlige ("Rittergut"), zunehmend auch Nichtadelige. Ihre Einnahmen flossen in die Staatskasse und machten bis zum Ende des 19. Jahrhunderts neben den Steuereinnahmen den wesentlichen Teil der gesamten Staatseinnahmen aus. Zu ihrer Verwaltung diente zunächst die Domänenkammer. Unter Friedrich Wilhelm I. geht die Domänenverwaltung im Generaloberkriegs-, Finanz- und Domänenministerium auf. Hintergrund dieser Zentralisierung ist einerseits der Umstand, daß 90% der Staatseinnahmen ohnehin dem Militär zugute kommen und andererseits die Absicht des Königs, maximale Leistung mit minimalem Aufwand zu realisieren. (Nach [www.preussenchronik.de](http://www.preussenchronik.de))



Der Balte Bröderich: "Es ist **das System**"; das ist der Ausdruck, den man immer wieder hört. Es wäre leicht, die Leute, die das sagen, in Verlegenheit zu bringen, indem man sie fragt: "Was ist denn das System?" Sie würden wahrscheinlich mit den Achseln zucken und bei sich denken: "Wenn du das nicht verstehst, dann kann man es dir mit Worten nicht erklären." Es spricht da **der gesunde Instinkt eines Volkes**, das einem harten Klima, einem kargen Boden und einem strengen Regiment **verwurzelt** ist. Dieser Instinkt wehrt sich gegen die ganze Art, wie seit der Revolution regiert, verwaltet und gesiedelt worden ist; denn eine üppige, unaufrichtige, widerspruchsvolle Art ist das gewesen, bei der der Listige sich mästen konnte und der Ehrliche der Dumme war.<sup>35</sup>

So zeigt auch alles, was ich bisher von Siedlung berichtet habe, den falschen Weg, und es könnte danach scheinen, als sei die ganze Siedlung ein hoffnungsloses Unternehmen.

Aber gottlob sind es nicht Systeme, sondern Menschen, die die Welt regieren. Der Mensch, der in der Siedlung den richtigen Weg zuerst beschritt, war der Balte Bröderich.

---

<sup>35</sup> Vgl. heute die argumentation im umkreis der AfD.

Bröderich, Besitzer von Ländereien in Litauen, begann dort mit der Siedlung schon im Jahre 1905. Es war seine Idee, im Kolonialland einen neuen deutschen Bauernstand zu begründen.<sup>36</sup>

Durch den Krieg verlor Bröderich den größten Teil seines Besitzes. Er wanderte nach Deutschland aus und versuchte, für sich und seine vertriebenen baltischen Landsleute durch Siedlung eine Lebensmöglichkeit zu schaffen.<sup>37</sup>

Er erkannte, daß es nach einem verlorenen Krieg für ein total verarmtes Volk nicht darauf ankam, daß der Bauer auf den Höhen einer fortgeschrittenen Zivilisation lebte, sondern darauf, daß er überhaupt am Leben blieb. Massive Gebäude mit elektrischem Licht und allen Bequemlichkeiten ausgestattet, ein reichhaltiges totes und lebendes Inventar, um mit der Wirtschaft anzufangen, das alles war ja wunderschön. Aber was kostete es an Zinsen, und ließen diese Lasten sich überhaupt aus dem Boden herauswirtschaften?

Bröderich fing die Sache ganz vom andern Ende an: Er ging aus von der tragbaren Rente und beschränkte danach die Anlagekosten und kam so auf derart geringe Summen, daß die Fachleute die Durchführung von Siedlung damit für unmöglich erklärten.

Aber Bröderich schaffte das Unmögliche. Er kaufte billig Land in Mecklenburg, in Schossien, in Jeserich, in Stuckwitz. Aber er riß die vorhandenen Gebäude nicht nieder, wie das bisher der Brauch gewesen war, sondern er bezog sie mit seinen Bauern wie ein Feldquartier und baute sie erst nach Jahren zu Siedlungsdhöfen um. Die neuen Häuser, die er bauen ließ, hatten Fachwerkwände mit Lehm und Strohgemenge ausgefüllt und der Boden war eine einfache Tenne, ungedielt.

Mensch und Tier wohnten unter dem gleichen Dach. Nur die notwendigsten Räume waren vorhanden, aber die Möglichkeit, sie später zu erweitern, war im Bauplan vorgesehen.

Das ist der Ursprung der Primitiv- und Aufstiegssiedlung, der die Zukunft gehört.

In Preußen hatte Bröderich sich nicht durchsetzen können, denn da verhinderten die Bestimmungen der Baupolizei die Errichtung so primitiver Baulichkeiten. Erst in letzter

---

<sup>36</sup> 1795 kam Kurland im Zug der Dritten Polnischen Teilung zum Russischen Reich. Im Ersten Weltkrieg wurde Kurland 1915 von der deutschen Armee besetzt. Im Friedensvertrag von Brest-Litowsk wurden Kurland und Litauen aus dem russischen Staatsverband gelöst. Als im November 1918 der Lettische Volksrat die unabhängige Republik Lettland ausrief, war auch Kurland gemeint. (*Wikipedia*)

<sup>37</sup> "Vor zwanzig Jahren holten die Balten Sylvio Bröderich und Baron Manteuffel einige tausend deutscher Kolonisten aus Wolhynien, zum Teil auch von der Mittelwolga, nach Kurland. Kaum auf dem neuen Boden ansässig geworden und schon über zehntausend zählend, wurden sie vom großen Krieg ereilt. Als sich die Wogen geglättet hatten, war nur noch die Hälfte der Siedler vorhanden. Seitdem ist in jeder Hinsicht wieder ein Aufstieg, gewiß ein mühsamer, jedoch ein aussichtsvoller, zu verzeichnen. Mitten im fremdsprachigen Meer der Kernbevölkerung bleiben die deutschen Kurlandbauern ihrer Sprache, Art und Sitte treu. Sie leben, mögen sie stellenweise auch noch so zerstreut siedeln, eigentlich nur unter sich, für sich und mit einander zusammen, alte Tradition während und eines Kindersegens sich erfreuend, der im ganzen Lande beispiellos dasteht, dessen Durchschnitt um das Doppelte und Mehrfache übertreffend." (Percy Meyer: GEBURTEN- UND BODENKRIEG IM DEUTSCHEN OSTEN, in BALTISCHE MONATSSCHRIFT 1930, S. 121)

Zeit sind diese umständlichen Bestimmungen etwas erleichtert worden – zum Glück, in letzter Stunde.

Der Balte Bröderich arbeitet heute in der Reichsstelle für Siedlerberatung in Berlin, ein Mann mit weißem Haar, aber mit einem jungen, feurigen Auge, mit einer unzerstörbaren Schaffenskraft. Er wird in der Geschichte weiterleben in einer Reihe mit Männern wie Stein und Hardenberg.<sup>38</sup>

### **Das Experiment des Herrn von Eisenhart-Rothe**

"Der landwirtschaftliche Großbetrieb ist der bäuerlichen Siedlungswirtschaft durch höhere Überschüsse und größeren Nutzeffekt überlegen." – Das war die These des Großgrundbesitzers im Anfang des Kapitels gewesen. Diese These, sie mag richtig sein oder nicht, stellt Großraumwirtschaft und Siedlung in Gegensatz und ist als Argument gegen die Siedlungsbewegung aufgestellt.

Von Anfang an habe ich an einen Gegensatz: *Hie Siedlung – hie Großraumwirtschaft* nicht glauben können. Es erschien mir als durchaus denkbar, daß eine Siedlergruppe in gemeinschaftlicher Arbeit einen Gutsbetrieb übernehmen und ohne Veränderung der Betriebsform fortführen könnte. Man könnte es der Zeit und der Erfahrung überlassen, ob eine solche Kollektivwirtschaft auf die Dauer beibehalten werden kann, oder ob später die Aufteilung in Bauernhöfe praktischer und wünschenswerter erscheint. Auf alle Fälle ist die Kollektivwirtschaft die einzige Möglichkeit zu siedeln ohne Neuaufwendung von Kapital. Hier wäre zum Beispiel die natürliche Grundlage für einen Aufstieg aus dem Arbeitsdienst<sup>39</sup> zur Siedlung gegeben.

---

<sup>38</sup> Von Silvio (v.) Bröderich (1870–1952) finden sich bei der Recherche mit Mühe Hinweise auf einige Denkschriften und Kommentare zur Siedlungsfrage.

<sup>39</sup> Der Freiwillige Arbeitsdienst (kurz FAD) war ein 1931 eingeführtes öffentlich gefördertes Beschäftigungsprogramm der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung der Weimarer Republik. Junge, arbeitslose Menschen sollten sich freiwillig in einem Arbeitslager zusammenfinden, um von hier aus für eine befristete Zeit einer Tätigkeit nachzugehen, die für die Allgemeinheit einen Nutzen stiftete und andererseits den Betroffenen das Gefühl gab, gebraucht zu werden. (*Wikipedia*)

Das Experiment des Herrn von Eisenhart-Rothe<sup>40</sup> ist ein vollendeter Beweis, daß ein Gegensatz Siedlung–Großraumwirtschaft nicht besteht. Es gibt mehr als einen Weg zu erfolgreicher Siedlung.

Herr von Eisenhart bewirtschaftet in der Gegend von Allenstein ein Gut von etwa 3000 Morgen. Als er sein Experiment begann, ging er weder von Siedlungs- noch von sozialistischen Ideen aus. Er ging aus vom Vorteil des Gutes, dessen Verwalter er war.

Als er das Gut Groß-Maraunen im Jahre 1923 übernahm, sah er sehr bald, daß ein Teil des Landes nach seiner welligen Bodengestaltung und seiner weiten Entfernung vom Hof für den Großbetrieb wenig geeignet war.

Zweite Erkenntnis war, daß die Landarbeiterlöhne eine für den Betrieb untragbare Höhe hatten.

Er suchte also nach einer Betriebsform, die erstens das Gut von den schwer zu bewirtschaftenden Ackerstücken befreite und zweitens den Barlohn herabsetzt.

Und er erfand die Symbiose von Groß- und Kleinbetrieb.

Er gab an Landarbeiter des Gutes Land in Größen von je etwa 20 Morgen. Diese Größe hätte zu einer vollständigen Ackernahrung nicht genügt, ohne zusätzliche Arbeitsleistung auf dem Gutsbetrieb. Hierüber wurde folgende Vereinbarung getroffen: "Du, Landarbeitersiedler, baust auf deinen 20 Morgen in der Hauptsache Hackfrucht. Hackfrucht ist Menschenarbeit, Hackfrucht erfordert den etwa vierfachen Arbeitsaufwand der Körnerfrucht. Hackfrucht kannst du, Kleinbetrieb, billiger produzieren als ich, Großbetrieb. Dein Produkt Hackfrucht veredelst du am besten weiter durch Schweinemast. Ich, Großbetrieb, baue in der Hauptsache Getreide an, denn ich kann mit meinen Maschinen das Getreide billiger herstellen als du. Du, Kleinbetrieb, lieferst mir, Großbetrieb, den Teil deiner Arbeitskraft, den du auf deinem Grundstück nicht gebrauchst."

Mit Hilfe dieses Systems wurde erreicht:

1. Das Gut wandelte seine Vorwerke in Siedlungen um, entlastete sich dadurch von Schulden und ungünstig gelegenen Ackerflächen.
2. Das Gut erhielt Arbeitskräfte ohne Aufwand von Bargeld.
3. Die Anlage der Siedlungen war billig, weil zum Teil die vorhandenen Gebäude der Vorwerke nur ausgebaut zu werden brauchten.
4. Der Siedler konnte auf verhältnismäßig kleinem Ackergrund durch den Anbau von Hackfrucht verhältnismäßig viel von seiner Arbeitskraft wirtschaftlich anwenden, weil er das Getreide vom Gut billiger bekam, als er selbst es hätte herstellen können.

<sup>40</sup> Hauser schreibt "Eisenhardt-Rothe"; die Familie heißt jedoch "Eisenhart-Rothe". Der hier gemeinte Landwirt konnte durch Internetrecherche nicht gefunden werden; Groß-Maraunen heißt heute Maruny und gehört zu Barzewo.



Damit aber sind die Vorteile des Systems noch lange nicht erschöpft:

Ewiger Kartoffelbau, wie bei den Kleinsiedlungen hier vorgesehen, verlangt alljährliche Stalldüngung. Stalldüngung verlangt starke Viehhaltung. Viehhaltung schafft Bedarf an Getreide. Getreidebedarf des Siedlers schafft im Tauschverfahren bargeldlose Arbeitskraft für das Gut und macht den Getreidebau rentabel.

So ist der Kreislauf geschlossen.

In der Praxis ist Maraunen heute in dreifacher Weise aufgeteilt:

1. in den Gutsbetrieb;
2. in Bauernwirtschaften von 80 – 100 Morgen;
3. in Landarbeitersiedlungen von je 20 Morgen.

Ein Vergleich mit alten Grundbüchern ergab, daß damit die alte Aufteilung des Bodens wiederhergestellt ist, wie sie vor den Stein-Hardenbergschen Reformen bestanden hatte. – Ohne daß eine solche Wiederherstellung beabsichtigt gewesen wäre.

Durch den Augenschein hatte ich den allergünstigsten Eindruck. Diese Siedlungen stehen nicht fremd im Gelände, wie vom Himmel geschneit, sondern sie scheinen organisch aus dem Boden herausgewachsen. Dieser Boden ist so geschaffen, daß häufig schwerer, nasser Lehm und trockner Sand nur wenige Schritte voneinander liegen. Ein solcher Boden kann im Großbetrieb nur auf dem Wege des Kompromisses bewirtschaftet werden. Das heißt, man pflügt entweder den nassen Boden zu früh und den trocknen zu spät oder umgekehrt, weil man nicht zu jedem der kleinen Stücke mehrmals herausfahren kann. Der Besitzer von 20 Morgen aber kann allen Gelände- und Bodenverhältnissen durch individuelle Behandlung gerecht werden.

Und so geschieht es in der Tat: In wenigen Jahren ist hier von den Siedlern durch Zuschütten von nassen Löchern im Acker, durch Überfahren von Lehmboden mit Sand, durch verschieden starke Düngung usw. ein enormes Stück Kulturarbeit geleistet worden.

Während die Bauernhöfe meist durch Umbau von Vorwerksgebäuden entstanden sind, wurden die Höfe der Landarbeitersiedlungen teilweise neu erbaut. Das hierbei beobachtete Verfahren ist in mehr als einer Hinsicht interessant:

Herr von Eisenhart-Rothe geht ganz von biologischen Ideen aus. Er bezeichnet als sein Hauptziel die Ausnutzung der in der Natur vorhandenen Kräfte, und so nutzt er nicht nur die Kräfte des Bodens und die Kräfte im Menschen, sondern sogar noch die in der Bürokratie des Staates wirkenden Kräfte aus.

Die sauberen und netten Häuschen wurden mit Hilfe der Siedler durch kleine Handwerker am Ort so billig erstellt, daß die tatsächlichen Baukosten nur zwei Drittel des Taxwerts betragen haben. Da aber die Häuser vor einigen Jahren noch durch staatliche Baukredite bis zu 90 Prozent des Taxwertes beliehen werden konnten,

erhielt jeder dieser Siedler noch 2–3000 Mark über die tatsächlichen Baukosten hinaus ausgezahlt. Ein Wirtschaftskapital, wie es gelegener nicht kommen konnte.

Die Häuser sind aber nicht nur hübsch, sondern tatsächlich mit modernen Errungenschaften ausgestattet: sie besitzen zum Beispiel alle Silos. Es ist hier nicht der Ort, über die Vorteile des Silobetriebs ausführlich zu sprechen. Der Silo macht den Betrieb in hohem Maße unabhängig von der Witterung. Angenommen: die Heuernte bringt schlechtes Wetter, dann wird das Futter einfach naß in den Silo geworfen, wo es sich nach dem finnischen Salzsäureverfahren frisch erhält.

Aber das nur nebenbei: interessanter ist, daß die Siedler im Anfang gegen den Bau von Silos eingenommen waren, weil sie seine Vorteile nicht kannten.

Der kluge Herr von Eisenhart wußte, daß man das Gute manchmal nur mit einer List erreichen kann. Er erklärte seinen Siedlern: Die Pläne seien nun mal mit den Silos von der Baupolizei genehmigt, es sei unmöglich, nun daran zu rütteln. Heute ist den Siedlern der Silobetrieb längst unentbehrlich.

Von allen Siedlungen, die ich in Ostpreußen sah, war dies die erste, die vollständig geglückt schien. Das Land gedieh und die Menschen gediehen auf ihm wie gut in den Boden gesetzte, fest verwurzelte Pflanzen. Hier lastete keine erdrückende Schuld auf den Schultern der Siedler. Hier fand der Staat wenig Gelegenheit, einfaches Bauernleben bürokratisch zu komplizieren, Ackerwirtschaft in Papierwirtschaft zu verwandeln.

Und mit den Siedlungen gemeinsam, sie aufs glücklichste ergänzend, arbeitete mit modernsten Mitteln ein rationeller, schuldenfreier Gutsbetrieb. Hier brauchte kein "Kämmerer" als Treiber hinter den Arbeitern zu stehen, denn die Arbeiter nahmen natürlichen, gesunden Anteil am Gedeihen des Guts. Hier wehte freiere Luft, hier herrschte ein Geist, der mit dem anderer Güter gar nicht zu vergleichen war. Es schien, als wären hier ganz andre Menschen. Das Beispiel von Groß-Maraunen ist keine alleinseligmachende Patentlösung. Es erhebt auch nicht den Anspruch univeraler Anwendbarkeit.

Aber es ist ein Weg!



Bittere Gespräche: Ich habe jeden Fachmann, der mir auf dem Gebiet der Siedlung und der Landwirtschaft begegnet ist, gefragt:

Ist es richtig, daß durch Siedlung nicht wesentlich mehr Menschen für den Osten gewonnen werden können?

Ist es richtig, daß jeder Morgen Land in Ostpreußen schon beackert ist?

Ist es richtig, daß ein Minimum von 60 Morgen zu einer vollen Ackernahrung gehört?

Ist es richtig, daß die bisher geschaffenen Siedlungen durch die Höhe der Anlagekosten zum Untergang verurteilt sind?

Aus allen Antworten formuliere ich zusammenfassend den Sinn: Die Argumente des Großgrundbesitzes sind die gefährlichste Irreführung, die sich denken läßt, weil sie schein sachlich und scheinheilig sind.

Seit den Stein-Hardenbergschen Reformen<sup>41</sup> sind in Ostpreußen etwa 40.000 Bauernstellen eingegangen. Diese 40.000 Stellen sind das Minimum dessen, was durch

<sup>41</sup> "Bis 1807 waren die Bauern durch die Erbuntertänigkeit leibeigen. Sie wurden durch Frondienste und Abgaben belastet. Das Oktoberedikt vom 9. Oktober 1807 hob alle bislang bestehenden Berufsschranken auf, beseitigte die Erbuntertänigkeit der Bauern und gab den Güterverkehr frei. Damit eng verbunden waren das Recht auf freien Eigentumserwerb und die Freiheit der Berufswahl für alle preußischen Bürger. Damit konnten Bauern in die Stadt abwandern, Bürger konnten Landgüter erwerben, und Adelige, die zuvor nur standesgemäßen Tätigkeiten nachgehen konnten, war es nun möglich, bürgerliche Berufe zu ergreifen. Das Regulierungsedikt von 1811 machte alle Bauern zu Eigentümern der Höfe, die sie bewirtschafteten. Anstelle einer meist unmöglichen Ablösung in Geld wurden die Bauern verpflichtet, die ehemaligen Gutsherren zu entschädigen und die Höfe abzulösen. Sie mußten zwischen der Hälfte und einem Drittel des genutzten Landes abtreten. Um von vornherein das Entstehen von Besitzungen zu verhindern, die nicht

Siedlung wiederhergestellt werden könnte und müßte. Es wäre aber damit nur der Stand der Dinge am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wiederhergestellt. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß durch eine darüber hinausgehende Aufteilung von Großgrundbesitz noch ein Mehrfaches an Bauernstellen gewonnen werden könnte.

Aber das Problem liegt noch tiefer: es kommt nicht auf das absolute Mehr an Menschen an, die man hier unterbringen könnte, sondern es kommt auf die Lebensform dieser Menschen an: Es gilt, die dumpf dahinlebende Schicht der Landarbeiter in freie Bauern zu verwandeln.

Es ist nicht richtig, daß jeder Morgen Ackerland in Ostpreußen schon ausgenutzt und vergeben sei. Die Wälder Masurens stehen auf fruchtbarem Boden, sie könnten Land und Baumaterial für Häuser zugleich hergeben. Wälder sind die Sparreserven einer Nation, genau wie ein Stück Wald die Reserve eines Gutsbetriebs für Notzeiten bildet. Es wäre wahrhaft befreiend, wenn der Staat in dieser Not seine Wälder der Nation zur Nutzung öffnete, aber der Staat wird das nicht tun.

Es ist nicht richtig, daß ein Minimum von 60 Morgen zur vollen Ackernahrung eines Bauernhofs gehört. Die Fachleute selber, die die Norm aufstellten, haben sie bereits durchbrochen; man hält jetzt auch 30 Morgen für genügend, daß eine Familie davon leben kann. Und auf das Am-Leben-Bleiben kommt es jetzt an, nicht auf den Lebensstandard.

Es ist leider nur zu richtig, daß die bisher geschaffenen Siedlungen zum Untergang verurteilt sind. Ein Landpreis von 200–350 Mark für den Morgen ist verbrecherisch, weil sich die Rente nicht herauswirtschaften läßt. Eine Neutaxation bestehender Siedlungen muß dringend gefordert werden. Der höchste Wert, den der Siedler verzinsen kann, liegt bei 120–150 Mark pro Morgen. Schon heute sind Hunderte von tüchtigen Siedlern durch die Untragbarkeit der Lasten mit Zwangsversteigerung von Haus und Hof gejagt.

Geht also die ganze Siedlung schief?

Was bisher geschaffen wurde, ist ohne Zweifel in katastrophaler Weise verkehrt gewesen. Ein bekannter Siedlungsfachmann hat nachgewiesen, daß jeder Morgen Siedlungsland den Staat allein an Verwaltungsgeldern zweihundert Mark gekostet hat.

---

genug zum Überleben abwarfen, wurde 1816 die Ablösung im anfänglichen Umfang auf größere Höfe eingeschränkt. Allein die 12.000 Rittergüter in Preußen vergrößerten ihren Besitz zusammen um anderthalb Millionen Morgen. Hinzu kam ein Großteil der Allmende, also das bislang von allen nutzbare Land eines Dorfes. Von diesem fiel nur 14 % an die Bauern, der Rest ging auch in den Besitz der Gutsbesitzer über. In der Folge verloren viele Kleinbauern ihre Existenzgrundlage und mussten ihr überschuldetes Land ebenfalls an die Grundherren verkaufen. Diese vergrößerten so weiter ihren Besitz, während die ehemaligen Bauern meist Landarbeiter wurden. Einen gewissen Ausgleich für die Bauern bot die Nutzbarmachung brachliegender Flächen, allerdings bedeutete dies die Abdrängung auf schlechtere Böden. Obwohl die Reformer mit diesem Edikt hauptsächlich für mehr Freiheit sorgen wollten, vergrößerte sich in der Folgezeit die besitzlose ländliche Unterschicht. Letztlich profitierten außer einem begrenzten bäuerlichen Mittelstand die Großgrundbesitzer und adligen Junker von der Reform, die auf diese Weise ihren Landbesitz mehren konnten." (*Sehr verkürzt nach Wikipedia*)

Die Verwaltungskosten sind höher als der Bodenwert. Das entspricht dem Ergebnis staatlicher Siedlungsmethoden zu Bismarcks Zeiten, wo bei der Ansiedlungskommission für Posen und Westpreußen auf eine geschaffene Siedlerstelle anderthalb Beamte kamen.

Liegt die Schuld beim Staat allein?

Nein, sie liegt auch bei den Siedlern. Die Krise der Nation erzeugt eine doppelte Wirkung: Auf der einen Seite bringt sie eine große Vertiefung der Menschen, auf der andern Seite eine ebenso große Verflachung. Die Jahre der Arbeitslosigkeit, das Versorgtwerden durch den Staat haben einen üblen Geist des Staatsrentnertums herbvorgebracht. Ein Teil der Siedler handelt verantwortungslos, der echte Wille fehlt. Man müßte den Menschen zuerst jede andre Hoffnung nehmen, ehe man sie auf der Scholle ansetzt. Sie müssen wissen, daß es kein Zurück mehr gibt. Sie müssen siedeln mit der Hoffnung der Verzweiflung, mit der man früher in die Wildnis, in den Urwald ging.

Ich habe Herrn von Eisenhart-Rothe gefragt: "Haben Sie irgend etwas unternommen, um Ihre Versuche und Erfolge dem Staat bekanntzugeben? Das wäre doch ohne Zweifel wichtig."

"Nein", hieß die Antwort. "Ich werde es auch nicht tun, denn es würde keinen Zweck haben. Brauchbare, vernünftige Pläne braucht die Regierung nicht. Die Bürokratie fürchtet die Idee, die von außen kommt, die von außen kommen muß, weil sie hinterm Schreibtisch nicht entstehen kann. Meine Idee würde ein Aktenzeichen bekommen wie alle andern; damit würde sie ungelesen von Hand zu Hand durch die Instanzen wandern, bis nach Jahren die Verhältnisse so verändert sind, daß der Plan längst falsch und zwecklos geworden ist."<sup>42</sup>

Und im allerbesten Fall würde man die Gedanken halb und darum falsch in die Wirklichkeit zu übertragen suchen."

Bittere Worte. Bitter, weil von einem jungen Mann gesprochen; Herr von Eisenhart-Rothe ist erst 32 Jahre alt.

Es wird Zeit für uns, die wir heute dreißig sind, die wir schon eine Leistung hinter uns haben. Zeit, einzugreifen, Zeit, den Alten zu erklären, daß ihre Erfahrungen wertlos sind, daß ihre Methoden nichts taugen, daß sie einfach abzutreten haben.

---

<sup>42</sup> Vgl. Charles Dickens: DOMBEY & SOHN

## Ein ganz gewöhnlicher Fall

Ob der Gutsbesitzer Hasenkamp ein besonders tüchtiger Landwirt ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Das Urteil der Gegend sagt: "Ja." Das Urteil der Behörden scheint dem zuzustimmen, denn die Taxe des Kreistaxators schätzte den Wert des Hasenkampschen Guts 1928 um mehr als ein Viertel höher ein als vor dem Krieg und begründete diese Höherschätzung mit Meliorationen.

Hasenkamp, dessen Familie, wie viele in Ostpreußen, von Westfalen her eingewandert ist, besitzt ein ererbtes Gut von etwa 1100 Morgen. Er kann wohl als ein typischer Vertreter der mittleren Gutsbesitzerklasse in Ostpreußen gelten: Reiterfigur des schweren Kürassiers, ein tief gebräuntes Gesicht, gutmütig, trotz des martialischen Schnurrbarts. Ein gerades, offnes Wesen, ein harmlos polternder Ton. **Stahlhelmer selbstverständlich.**<sup>43</sup> Eine "grundehrliche Haut", die keiner Fliege ein Haar krümmen könnte außer den dreimal verfluchten Roten. Aber das Pulver hat er nicht erfunden.

Das Unglück Hasenkamps begann in der Inflation. Eine **aus dem Osten eingeschleppte** Seuche vernichtete seine wertvolle Herde von Rassevieh: 135 Stück.

Man könnte meinen, daß dies Unglück den Fall Hasenkamp zu einem Sonderfalle stempelte. Das ist aber keineswegs der Fall. **Eingeschleppte**<sup>44</sup> Seuchen waren nach dem Krieg sehr häufig; ein großer Teil der ostpreußischen Landwirtschaft hat schwere Verluste durch sie erlitten.

Durch die Viehversicherung bekam Hasenkamp allerdings eine Entschädigung. Die Auszahlung zog sich aber so lange hin, bis das inzwischen weiter entwertete Geld nur noch 40 Kühe als Ersatz kaufen konnte.

Bei der damaligen Viehknappheit mußte er sich das neue Vieh aus 25 verschiedenen Herden zusammenhandeln. Hierin liegt eine große Gefahr, weil ein so zusammengewürfelter Viehbestand wieder allerhand Seuchen zusammenschleppt. Jahrelang warfen Kälbersterben und Verkalben die neue Herde zurück. Der Milchertrag blieb niedrig, und damit entfiel fast ganz die Haupt-Bareinnahme des Gutsbetriebs.

Hasenkamp konnte darum nicht, wie viele seiner Berufsgenossen, seine Hypotheken während der Inflation abtragen und sich so entschulden. Er schleppte die

---

<sup>43</sup> Der *Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten* war ein Wehrverband zur Zeit der Weimarer Republik. Obwohl sich der Stahlhelm offiziell als überparteilich darstellte, trat er seit 1928 offen als republik- und demokratiefeindlich und auch als antisemitisch und rassistisch in Erscheinung. Ziele waren die Errichtung einer Autokratie in Deutschland, die Vorbereitung eines Revanchekrieges und die Errichtung eines antiparlamentarischen Ständestaates. In der "Fürstenberger Hassbotschaft" vom September 1928 hieß es: "Wir hassen mit ganzer Seele den augenblicklichen Staatsaufbau, seine Form und seinen Inhalt", weil er ein Hindernis dagegen darstelle, "unser geknechtetes Vaterland zu befreien, [...], den notwendigen Lebensraum im Osten zu gewinnen und das deutsche Volk wieder wehrhaft zu machen". (Nach Wikipedia)

<sup>44</sup> Die Betonung liegt auf dem mutmaßlich schuldigen, der in jedemfall von außen kommt, in diesem fall: aus dem osten. Zu früheren zeiten waren böse frauen aus der nachbarschaft (hexen) schuld, wenn vieh einging.

Vorkriegsbelastung durch; sie wurde nach der Stabilisierung mit 25 Prozent aufgewertet.

1924 war die Herde erst wieder auf 60 Köpfe angewachsen. Der Organismus eines Guts gleicht durchaus einem lebendigen Organismus: er gerät in Unordnung, wenn ein Teil des Ganzen nicht funktioniert. Die 60 Kühe liefern nicht die halbe Milch von 135. Die 60 Kühe produzieren nicht den halben Dung der alten Herde. Die Weideflächen können nicht richtig genutzt werden, die Bareinnahmen fehlen. So kommt eins zum andern.

1924 wird es dringend notwendig, Gelder aufzunehmen. Geld ist knapp und die Zinsen sind halsabschneiderisch. Die Sparkasse fordert 3 Prozent Zinsen pro Monat, das sind 35 Prozent im Jahr. Aber es gibt noch andre Kreditgeber, die 8 und 9 Prozent im Monat fordern – und auch erhalten.

Hasenkamp nimmt nur die Gelder auf, die ihm unentbehrlich scheinen, um seine Wirtschaft wieder hochzubringen. Die Summe übersteigt nicht 5 Prozent vom Taxwert des Guts. Er kauft Vieh und Maschinen, er rationalisiert und intensiviert. Er treibt den Ertrag an verkauftem Getreide von 3000 Zentnern auf 3600 Zentner. Er züchtet eine neue Herde heran von 120 Köpfen und steigert den Milchertrag. Sein Betrieb ist wieder auf der Höhe, er glaubt bald überm Berg zu sein. Er schickt den einen Jungen auf die Universität, den zweiten als Eleven in eine andre Gegend der Provinz, er läßt die Töchter in Königsberg im Pensionat erziehen und auf der Haushaltschule lernen.

Aber er hat doch seine Kräfte überschätzt: September 1928 sieht Hasenkamp, daß ihn die Zinsen auffressen, daß er aus seinen Schulden an die Molkereigenossenschaft, an die Maschinengenossenschaft, an die An- und Verkaufsgesellschaft und an die Steuer irgendwie herauskommen muß. Diese seine persönlichen Schulden sind durch die enorme Zinslast mehr als verdoppelt und auf 40.000 Mark emporgeschnellt.

Die zweite, große Ostpreußenhilfe ist gerade in Gang gekommen. Hasenkamp sieht die Gelegenheit; er stellt Mitte September 1928 einenn Antrag auf Hergabe einer zweiten Hypothek und einer Beihilfe aus dem Betriebserhaltungsfonds. Eine ausführliche Begründung mit der treuherzigen Schilderung seines Mißgeschicks legt er bei.

Der Antrag läuft mit vielen andern seinen vielfach gewundenen Instanzenweg. Die Angelegenheit erscheint ja nicht besonders dringend, denn der Betrieb an sich ist ja im Gegensatz zu vielen anderen in bester Ordnung und auch durchaus nicht übertrieben hoch belastet. Von einem Dringlichkeitsvermerk wird also abgesehen.

Immerhin bekommt Hasenkamp Ende Dezember 1928 den erfreulichen Bescheid: "Ihr Antrag ist fertig zur Genehmigung des Provinzialausschusses." Das heißt: der Antrag geht durch, er muß nur noch in der nächsten Sitzung genehmigt werden.

Hasenkamp teilt den Gläubigern die gute Nachricht mit, und die Gläubiger verlängern ihre Wechsel.

Es vergehen die Wochen; die periodischen Sitzungen des Provinzialausschusses haben schon mehrmals stattgefunden, aber noch immer ist der Antrag Hasenkamp unerledigt.

Mitte Februar 1929 ruft Hasenkamp den zuständigen Sachbearbeiter an, etwas besorgt, weil die Gläubiger anfangen ungeduldig zu werden.

"Lieber Hasenkamp," sagt der Bearbeiter am Apparat, "es tut mir schrecklich leid. Aber das Geschäftsverfahren ist inzwischen etwas geändert worden. Wir mußten zuerst die Fälle mit dem Dringlichkeitsvermerk erledigen. Dieser Schein hat bei Ihnen gefehlt, weil bei Ihnen ja alles noch so gut in Ordnung war und weil Sie so schön rechtzeitig Ihren Antrag stellten. Aber bei der nächsten Sitzung, am 16. April, geht die Sache durch, das verspreche ich Ihnen."

Aufatmend hängt Hasenkamp den Hörer an. Solange kann er wohl noch warten; und auch die Gläubiger halten still.

Der Gutsbesitzer Hasenkamp ahnt nicht, daß sein Schicksal an dem Ausgang eines Behördenkrieges hängt, Ja, er weiß noch nicht mal, daß ein solcher Krieg der Behörden untereinander überhaupt ausgebrochen ist. Die Ursachen dieses Krieges sind viel zu verwickelt, um hier im einzelnen auseinandergesetzt zu werden. Zu verwickelt und zu gleichgültig. Denn die eigentliche Kriegsursache ist hier wie bei den meisten Kriegen in dem persönlichen Ehrgeiz und dem Machtwillen von Einzelnen zu suchen.

Es genügt vollkommen zu wissen, daß über der Verteilung und Verwendung der Osthilfe ein Krieg zwischen sechs beteiligten Ministerien ausgebrochen ist, daß diese Ministerien mit den Armeen ihrer nachgeordneten Behörden und Instanzen kämpfen und daß dieser Krieg ausgefochten wird **auf dem Rücken des deutschen Volkes**. Denn aus dem deutschen Volk heraus sind die Mittel hergegeben worden, damit einem, bedrängten Teil des deutschen Volkes im Osten Hilfe werden sollte.

In dem Gedächtnis der beteiligten Ministerien wird der 16. März 1929 wahrscheinlich als eine besonders markante Phase dieses Krieges weiterleben, als eine bewundernswert schneidige Attacke, die irgendein Minister gegen irgendeinen anderen Minister ritt. Rein äußerlich betrachtet hatte die Attacke die Form eines einfachen Telefongesprächs: Eine hohe Behörde in Berlin teilte einer hohen Behörde in Königsberg mit, daß die Sitzung vom 16. April abzublasen sei.

Es ist schade, daß bei den Kriegen der Behörden nicht auch Listen der Toten und Verwundeten herausgegeben werden wie bei andern Kriegen.

Der Tagesbericht vom 17. April hätte in diesem Fall eine Strecke von 467 Landwirten vorweisen können. Das ist die Zahl der Umschuldungsanträge, die zum



Datum jenes denkwürdigen Tages vorbereitet waren. Für lange Zeit blieb nun die Umschuldungsaktion vollständig stillgelegt.

Kehren wir aus den Bezirken der hohen Politik zum Gutsbesitzer Hasenkamp zurück:

Der Sommer 1929 vergeht. Die Gläubiger drängen. Hasenkamp merkt, daß die kommende Ernte ihm keine fühlbare Erleichterung bringen wird.

Von neuem macht er sich auf den Weg nach Königsberg. Fragt und wartet sich durch bis zum Büro eines Staatskommissars, den er als zuständig für seinen Fall entdeckt hat. Diesmal beantragt er Umschuldung, damit sich wenigstens die Zinsenlast verringert, die ihn jetzt aufzufressen droht.

Nachdem alle nötigen Schritte eingeleitet sind, erscheint – schon im August 1929 – ein Beauftragter des Staatskommissars auf Hasenkamps Gut, besieht sich alles und setzt den Wert noch über der Höhe des Vorkriegswertes fest: mit 360.000 Mark.

Und wieder verstreichen die Wochen.

Inzwischen muß Hasenkamp die 100 Morgen Wald abholzen und verkaufen, um wenigstens die dringendsten Steuerschulden zu decken. Die Holzpreise sind niedriger als seit Menschengedenken.

Mitte September 1929 wird er endlich zu dem zuständigen Sachbearbeiter befohlen.

Und jetzt wird in der Tat seine Sache in die Hand genommen. Er muß ein Papier folgenden Inhalts unterzeichnen:

"Ich erkläre mich damit einverstanden, daß der Herr Staatskommissar in meinem Auftrag einen Akkordversuch mit meinen Gläubigern macht. Ich bin mit allen Maßnahmen, die der Herr Staatskommissar unternimmt, einverstanden."

Es wird ihm außerdem eröffnet, daß sein Umschuldungsantrag nicht angenommen werden kann ohne eine Herabsetzung seiner persönlichen Schulden, und ganz ausfallen sollen die Darlehen seiner Verwandten.

Was bleibt ihm anders übrig: er unterzeichnet und tut danach den schweren Gang zu Mutter und Schwester, erwirkt sich ihr Einverständnis und schickt das Dokument an die zuständige Stelle ein.

Er setzt seine Gläubiger von der Einleitung des Umschuldungsverfahrens in Kenntnis, fährt auf **seine Scholle**, baut seinen Kohl, so gut er kann, und wartet.

Wir müssen zum Verständnis dessen was nun folgt, einen Augenblick abschweifen, um uns mit dem Wesen der Behörden zu beschäftigen. Das Publikum und seine Behörden stehen sich **in Deutschland** wie fremde Völker gegenüber. Die Schwierigkeit des Publikums, mit seinen Behörden zu verkehren, beginnt schon bei der Sprache. Die Behörden unterhalten für ihren privaten Gebrauch die Amtssprache. Diese Sprache ist für den Laien zum größten Teil hebräisch, obwohl natürlich jeder gute Deutsche genug davon verstehen muß, um sich eine Briefmarke oder ein Eisenbahnbillet kaufen zu

können. In vielen Fällen weiß man sich allerdings zu helfen, indem man zwischen Publikum und Behörden Dolmetscher einschaltet. Solche Dolmetscher sind die Rechtsanwälte, Steuerberater, Lehrer, Pfarrer. Die eigentliche Schwierigkeit beginnt da, wo noch keine Dolmetscher vorhanden sind und wo die Behörden trotzdem darauf bestehen, in ihrer Amtssprache mit dem Publikum zu verkehren. Da sitzen sich nun die Vertreter der beiden Völkerschaften gegenüber, der Beamte und der Laie, nur durch eine dünne Schranke oder einen mageren Schreibtisch körperlich getrennt, und haben den besten Willen und wollen sich verständigen.

Und es mißlingt! Sie ringen miteinander um das erlösende Wort, das beide verstehen, der Schweiß tritt ihnen auf die Stirn vor Anstrengung – und sie finden es nicht. Da, wo man glauben sollte, daß gar kein Mißverständnis möglich sei, da stellt es mit unfehlbarer Sicherheit sich ein. So auch im Fall des Gutsbesitzers Hasenkamp.

Denn: Ende November 1929 erhält er ein amtliches Schreiben des Staatskommissars zur Stützung usw.:

"Bei der Besprechung mit meinem Sachbearbeiter ist der Wert Ihres Grundstücks mit 360.000 Mark angenommen worden. Bei der inzwischen eingetretenen Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse kann jedoch dieser Wert Ihrem Beleihungsantrag nicht mehr zugrunde gelegt werden.

Vielmehr ist nur noch ein Wert von 300.000 Mark als Grundlage der Beleihung vertretbar, so daß im Wege des Akkords<sup>45</sup> noch ein weiterer Forderungsnachlaß von 60.000 Mark erreicht werden müßte.

Obwohl die Besprechung mit meinem Sachbearbeiter bereits Anfang September stattgefunden hat, haben Sie mir über den Erfolg der von Ihnen eingeleiteten Akkordverhandlungen keine Mitteilung machen können. Sollten Sie nunmehr nicht unverzüglich die rechtsverbindlichen Erklärungen Ihrer Gläubiger überbringen, so bin ich zu meinem Bedauern gezwungen, Ihren Antrag auf Umschuldung abzulehnen.

Gez. Der Staatskommissar."

Natürlich fällt Hasenkamp aus allen Wolken. Er eilt nach Königsberg mit jenem Dokument, auf dem er unterschrieben hat: "Ich bin damit einverstanden, daß der Herr Staatskommissar in meinem Namen einen Akkordversuch mit meinen Gläubigern macht." – Er will den zuständigen Sachbearbeiter aufsuchen, er will ihm beide Schreiben nebeneinanderlegen, ihm zeigen, welches furchtbare Mißverständnis sein schicksal und das seiner Scholle von neuem bedroht.

---

<sup>45</sup> Akkord meint im vergleichs- und konkursrecht eine vereinbarung zwischen gläubigern über den teilweisen schuldenerlaß.

Aber – und wie könnte es in so langen Zeiträumen auch anders sein –: der Sachbearbeiter von damals ist längst in eine andre Abteilung versetzt. Er hat die ganze Sache längst vergessen, denn es ist ja nur einer aus Hunderten von Fällen.

Schließlich gelingt es Hasenkamp, den nunmehr zuständigen Sachbearbeiter zu finden und für die Sache zu erwärmen. Der Beamte begreift die Schuldlosigkeit Hasenkamps, begreift die dringende Gefahr. Er tut gewiß sein Bestes. Und das Beste ist in diesem Fall, daß er mit Hasenkamp zusammen eine ausführliche Rechtfertigungsschrift verfaßt.

Ein nettes, sauberes Aktenstück; es wird in den Geschäftsgang gegeben und wandert den Schneckengang der Bürokratie über die Kette der Schreibtische die Leiter der Instanzen aufwärts. Wird sorgsam gelesen, kommentiert, befürwortet, weitergegeben –

Und inzwischen vergeht die Zeit.

Mitte Dezember 1929 bekommt Hasenkamp vomn Staatskommissar den bündigen Bescheid: "Ich habe dem Provinzialausschuß vorgeschlagen, Ihren Antrag abzulehnen. Der Staatskommissar."

Ist das das Ende? – Hasenkamp fährt nach Königsberg zu seinem Sachbearbeiter: "Aber nein. Der Herr Staatsakommissar hat ja die Rechtfertigungsschrift noch gar nicht erhalten. Das kann ja auch noch gar nicht bis zu seinem Schreibtisch heraufgeklettert sein. Warten Sie nur ruhig, der Irrtum wird sich aufklären."

Hasenkamp fährt auf sein Gut zurück und wartet. Was kann er anders tun? Allerlei Gedanken gehen ihm im Kopf herum: Vor einem Jahr hätte er noch sein Gut versiedeln können. Die Landgesellschaft hätte einen guten Preis geboten. Er hätte vielleicht ein kleines Restgut retten können und etwa Barvermögen. Bei den inzwischen weiter gesunkenen Güterpreisen ist daran nun nicht mehr zu denken.

Hasenkamp wurstelt weiter, recht und schlecht.

Bei der Frühjahrbestellung 1930 kann er keinen Kunstdünger mehr kaufen und keine Kleesaaten. Er behilft sich. Er vemindert die Hackfruchtäcker, um Arbeitskräfte zu sparen. Er entläßt Arbeiter. Er entläßt den Verwalter. Der Sohn wird von seiner Lehrstelle zurückgerufen, die Töchter aus dem Pensionat. Die Dienstmädchen werden entlassen, die Hausfrau versucht durch Aufnahme von Sommergästen Nebeneinnahmen zu schaffen. Vater und Sohn geben das Rauchen auf: "Die Landwirtschaft wirft die Zigarre nicht mehr ab."

Die Kutschpferde gehen mit auf dem Acker. Die Gebäude verfallen, denn Reparaturen können nicht mehr gemacht werden.

Die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse sinken, aber die Zinslast steigt.

So vergeht das Jahr 1930.

So vergeht die Hälfte des Jahres 1931.

Im Krieg der Ministerien sind inzwischen viele Schlachten und Scharmützel geschlagen worden. Mal drang die eine politische Richtung und mal die andre vor, mal war es ein preußisches und mal ein Reichsministerium<sup>46</sup>, dem die Palme des Sieges winkte.

Aber im ganzen genommen ist der Krieg der Bürokratie doch in einen neuen Abschnitt eingetreten: Es meldet sich die Krise und der Abbau droht. In einer solchen Lage tut vor allem eines not: Burgfriede innerhalb der Bürokratie und Zusammenschluß gegen den gemeinsamen Feind. Und so gehen die einzelnen Abteilungen in seltener Einmütigkeit daran, ihre Stellungen uneinnehmbar, das heißt unabbaubar auszubauen.

Das schon früher ausgeklügelte System der Aktenwanderungen von Ressort zu Ressort wird so raffiniert ausgebaut, daß tatsächlich jeder Beamte bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit beschäftigt ist. Aus dem Füllhorn der Notverordnungen, das die Regierung über ihr Volk ausschüttet, kann sich jede Abteilung etwas aussuchen, was sich durch geeignete Behandlung mit Bürokratie noch weiter komplizieren läßt. Die Räder des Betriebs mahlen mit höchster Geschwindigkeit im Leeren.<sup>47</sup>

Es erscheint beinahe wunderbar, daß bei alledem die Schleimspur des Geschäftsgangs irgendwie doch weiterführt.

Und so wird Sommer 1931 die Umschuldung des Gutsbesitzers Hasenkamp tatsächlich spruchreif. Er erhält sie – nur allerdings: zum Schuldenstand von 1929.

Aber die Zinsen, die in den zwei Jahren seither fällig geworden sind, hat Hasenkamp nicht mehr bezahlen können, und diese Zinsen sind noch weiter angewachsen durch 4 Prozent Verzugszinsen, die der Zinsschuld durch den Mechanismus der Banken wieder zugewachsen sind.

Die Ernte von 1931 wird ihn auch nicht retten. Sie wird gering ausfallen, denn Hasenkamp hat ja im Frühjahr keinen Kunstdünger mehr kaufen können.

So kommt die Hilfe denn zu spät.

<sup>46</sup> Preußen wurde 1919 zum eigenständigen freistaat innerhalb des Deutschen Reichs (Weimarer Republik). Hauptstadt preußens wie – unabhängig davon – des Deutschen Reichs war berlin. Die reichsverfassung und die neue preußische verfassung veränderten die beziehung zwischen reich und preußen nachhaltig. Die exekutive auf reichsebene war nach der revolution völlig unabhängig von der preußens. Die frühere personalunion zwischen reichskanzler und ministerpräsident gehörte der vergangenheit an. Die große bedeutung der ländersteuern ging zu gunsten einer zentralen steuerverwaltung zurück. Das Deutsche Reich hatte nunmehr die steuerhoheit und verteilte die einkünfte an die bundesstaaten. Auch ein großer teil der sozialverwaltung wurde reichssache. In ostpreußen als außerhalb des eigentlichen reichsgebietes gelegener provinz hatten kompetenzstreitigkeiten zwischen Deutschem Reich und preußen besonders deutliche auswirkungen – die zudem noch in parteipolitischer demagogie unterschiedlich interpretiert wurden. So fand ich in einem buch der NS-zeit die formulierung: "Ein wesentliches Hemmnis großzügiger Siedlungstätigkeit war die Politik der marxistischen preußischen Regierung, die, zum Teil aus eindeutig parteipolitischen Gründen, eine Unzahl von privaten Siedlungsgesellschaften förderte oder duldete (in Preußen gab es 1932 allein 220 private Siedlungsgesellschaften!), die oft genug kaum von Grundstücksspekulanten unterschieden werden konnten." (Paul Hövel: GRUNDFRAGEN DEUTSCHER WIRTSCHAFTSPOLITIK, Berlin 1935, S., 107)

<sup>47</sup> Vgl. c. northcote parkinson: PARKINSONS GESETZ UND ANDERE STUDIEN ÜBER DIE VERWALTUNG (düsseldorf/stuttgart 1958 und später)

Hasenkamp ist mit seiner Kraft und seinen Hilfsmitteln am Ende. Er weiß, was kommen muß, denn er hat es in der Nachbarschaft genug erlebt: Jetzt kommt die Zwangsverwaltung und die Zwangsversteigerung.

Hasenkamp geht nach Königsberg und geht zur Bank der Landschaft, der die erste Hypothek des Guts gehört.<sup>48</sup> Er sagt (und ich bin überzeugt, daß er es ganz wörtlich so gesagt hat): "Liebe Landschaft, ich bin am Ende. Nimm mich in Zwangsverwaltung, damit wenigstens die Frühjahrsbestellung auf meiner Scholle gesichert wird."

Die Landschaft aber sagt: "Daran haben wir gar kein Interesse, Herr Hasenkamp. Zwangsverwaltung kostet Geld, und unser Geld ist uns ja sicher genug: die erste Hypothek kommt bei der Zwangsversteigerung noch allemal heraus."

Hasenkamp geht zur Treuhandstelle: "Liebe Treuhand, nimm mich in die Zwangsverwaltung auf."

Die Treuhand tut, was ihres Amtes ist: Jawohl, das Hasenkampsche Gut wird aufgenommen.

Es ist eine Eigentümlichkeit, aber eine, die unter den obwaltenden Umständen durchaus berechtigt ist, daß der Schuldner unter Umständen sein eigener Zwangsverwalter werden kann.

Hasenkamp ist als ein tüchtiger Landwirt bekannt. Es ist anzunehmen, daß er bis zur Zwangsversteigerung sein Gut selber am besten weiterbewirtschaften kann. Ein als Zwangsverwalter eingesetzter Beamter kostet eine Menge Geld, und außerdem ist ja auch noch eine Oberaufsicht da.

Also wird Hasenkamp sein eigener Zwangsverwalter. Die Leitsätze, nach denen er sich zu richten hat, werden ihm bekanntgegeben: es soll bei aller Sparsamkeit normal und gut bestellt werden. Hasenkamp fährt auf sein Gut zurück, das nun eigentlich gar nicht mehr sein Gut ist, setzt sich an den Schreibtisch und fertigt einen Beststellungsplan im Sinn der Treuhandstelle aus. Er berechnet die Menge des Kunstdüngers und die Menge der Saaten, die er brauchen wird, und er reicht den Plan ein, Ende Januar 1932; und nun wartet er wieder.

Er wartet den ganzen Februar, den ganzen März und die erste Hälfte des April hindurch. Es wird die höchste Zeit, daß Düngemittel und Saaten geliefert werden, denn die Frühjahrsbestellung drängt.

Er reklamiert und fährt nach Königsberg, und da wird ihm der Grund des langen Wartens klargemacht:

"Ja, lieber Hasenkamp, Sie sind ja Ihr eigener Zwangsverwalter, und da besteht nämlich eine besondere Bestimmung: Die Gläubiger müssen erst alle ihre Zustimmung

---

<sup>48</sup> Die Ostpreußische Generallandschaftsdirektion – oder auch nur Ostpreußische Landschaft genannt – wurde 1788 von König Friedrich Wilhelm II. von Preußen gegründet und hatte die Aufgabe, ostpreußischen Landwirten unkündbare Kredite zu mäßigen Zinsen zu beschaffen. Die eigentliche Bank wurde 1869 gegründet.

geben, bevor Ihre Zwangsverwaltung anerkannt werden kann. Wir haben so lange gebraucht, um diese Zustimmungen zu erhalten. Aber jetzt ist alles in Ordnung und die Düngemittel werden Ihnen sofort geliefert."

Ende April erhält er tatsächlich die erste Lieferung, die Hälfte der bestellten Düngemittel: eben noch rechtzeitig für das Getreide.

Und nun wartet er wieder, denn nun muß ja in wenigen Tagen die zweite Sendung kommen, damit die Hackfrucht nach dem Bestellungsplan gedüngt und in den Boden gebracht werden kann!

Stattdessen aber kommt eine neue Gutsbesichtigung und vierundzwanzig Stunden später der Bescheid: die zweite Hälfte der Düngemittel könne nicht mehr geliefert werden, die Mittel seien gekürzt, der Bestellungsplan zu teuer. Hätte Hasenkamp diesen Bescheid auch nur vierzehn Tage früher erhalten, dann hätte er die tatsächlich gelieferten Düngemittel natürlich ganz anders verteilt, dann hätte nicht das Getreide alles und die Hackfrucht nichts bekommen.

So aber ist wieder mal zu spät: Die Hackfrucht, die den Kunstdünger am nötigsten gebraucht hätte, bleibt ungedüngt. Das bedeutet 30 bis 40 Zentner Kartoffeln auf den Morgen, die der Deutschen Volkswirtschaft entgehen.

Der Gutsbesitzer Hasenkamp wartet wieder. Er wartet diesmal auf die Zwangsversteigerung. Das wenigstens ist eine sichere Sache, ein Ereignis, auf das man sich verlassen kann.

Der Gutsbesitzer Hasenkamp geht heute noch über seine Felder, von denen ihm kein Halm und kein Brocken Erde mehr gehört. Er hebt hier vom Acker einen Stein, reißt dort ein Bündel Unkraut aus, er zerschlägt mit dem Stock die harten Erdkrumen, er hebt ein Hufeisen auf, das ein Gaul verloren hat. Ihm selber unbewußt, verrichtet er die tausend kleinen Hantierungen, die einem Landwirt, der seine Scholle liebt, vollkommen in Fleisch und Blut übergegangen sind.

Er begreift es nicht.

Er begreift nicht, daß er von vornherein auf verlorenem Posten gekämpft hat. Er begreift nicht, daß er niemals eine Chance hatte in dieser Zeit der ehrgeizigen Behördenkriege. Die Walze des Apparates ist über ihn hinweggegangen. Er ist nach seinen eignen Worten "kalt abgebrannt".

Es ist nur einer von Zehntausenden.

Auf einem devastierten Gut: Schon von weitem heben sich seine Äcker von der umliegenden Landschaft ab. Die Saat steht kümmerlich. Die Felder haben im Frühjahr keinen Dung erhalten. Die Dächer der Gebäude verfallen. Das Getreide steht auf dünnem Halm und zeigt viele Kahlstellen. Müde und abgetrieben gehen die Pferde über

dem Acker, ihr Fell ist struppig, die Rippen stehen ihnen heraus. Sie erhalten keinen Hafer mehr, nur Grünfutter. Das Jungtier auf der Weide macht einen kranken Eindruck.

Im Hof stehen Dutzende von wertvollen Maschinen, überwuchert von Unkraut und rot von Rost. Sind sie zum alten Eisen geworfen? Nein, es fehlen nur einige Ersatzteile. Aber der Gutsherr ist bei der Maschinenfirma so hoch verschuldet, daß man ihm keinen Kredit für Reparaturen gibt. Der Gutsbesitzer sitzt oft stundenlang auf einer Bank im Garten, er starrt vor sich hin, er weiß nichts mit sich anzufangen. Ihm fehlt der Trieb, er wartet nur auf die Zwangsversteigerung.

Im Haus sind alle Stühle kaputt, man hat ihnen die Lehnen abgesägt und sie zu Hockern gemacht. Auf einer alten Pflugschar wird Mittag und Vesper geschlagen. Geredet wird nur über Politik, man setzt alle Hoffnung auf die radikale Rechtspartei. – Gäbe es die nicht, so würde man alle Hoffnung auf die radikale Linkspartei setzen. Die Familie kann sich in die Veränderung nicht fügen, die Jungen so wenig wie die Alten. Man sorgt nicht mehr für den kommenden Tag, im Garten wird kein Gemüse mehr angebaut, Wäsche wird nicht mehr geflickt: es hat ja alles keinen Zweck mehr. – Die Knechte arbeiten langsam und träg; seit mehreren Monaten haben sie keinen Lohn mehr erhalten. Viele suchen sich schadlos zu halten durch Diebstahl, man kann es ihnen nicht verdenken, denn die Familie hungert: der Gutsherr hat das Deputatgetreide verkaufen müssen.

## **Gespräch auf der Treuhandstelle**

Sie haben lange Arbeitsstunden auf der Treuhandstelle, die Beamten arbeiten oft bis Mitternacht.

Im Wartezimmer sitzen Landwirte, meist kleine Besitzer oder Bauern, alle bedrückt, denn es ist ein schwerer Gang zur Treuhandstelle. Lang sind die Wartezeiten. Neben mir am Nachbartisch sitzen drei Männer, alle rauchen, aber der Aschbecher steht auf einem anderen Tisch. Keiner getraut sich, ihn zu holen, sondern jeder steht auf, tritt vorsichtig an jenen Tisch, streift dort die Asche ab und kehrt zurück. Es kann nicht leicht sein, mit diesen schwerblütigen, weltfremden und total steifen Menschen umzugehen.

An der Wand hängt, ominös genug, das Plakat einer Schiffsgesellschaft: Auswanderung als letzte Rettung – solange es noch geht. Wenn einer abgerufen wird,

dann stürzt er hinaus, als würde ihm das Tor des Paradieses aufgetan, aber dann steht er lange vor der Tür des Beamten, den er sprechen soll, und traut sich nicht anzuklopfen; so groß ist die Scheu vor dem Amt.

"Nein, es ist wirklich nicht leicht, mit diesen Menschen umzugehen", sagt der junge Mann der Treuhandstelle, den ich nach neun Uhr abends endlich erreiche. "Die meisten sind im geschäftlichen Verkehr unglaublich unerfahren. Ein Schriftverkehr führt beinahe stets zu Mißverständnissen. Man muß sich schon die Menschen kommen lassen, ihnen unermüdlich ein und dieselbe Sache hundertmal erklären – um dann am Schluß einer mehrstündigen Unterredung zu merken, daß sie doch nichts verstanden haben. Dann muß man sich die Frau oder den Bruder oder den Lehrer aus dem betreffenden Dorf nachkommen lassen, irgendeinen gewandteren Menschen, der die Lage versteht und dem Betreffenden klar machen kann. Es kommt vor, daß der Bauer selbst Geld, das ihm überwiesen wird, von der Bank nicht abholt, einfach weil er diese Möglichkeit des Geldempfangs nicht kennt. Damit ist nicht gesagt, daß der ostpreußische Bauer auf einer niedrigen Intelligenzstufe stünde, aber die Landwirte, mit denen wir es zu tun haben, sind ja im allgemeinen nicht gerade die Auslese der Besten.

Persönliche Unehrllichkeit spielt auch eine Rolle. Landwirte verschweigen entweder Schulden, um sich noch ins Sicherungsverfahren hineinzuretten, oder aber sie täuschen Schulden vor, um auf diese Art zu billigen Entschuldungskrediten zu kommen. Auch Sparkassen und Banken sind hier nicht frei von Schuld. Im Anfang hat die Treuhandstelle in jedem solchen Fall wegen Kreditbetrugs geklagt. Sie hat es aufgeben müssen, nachdem man sah, daß es in 90 Prozent aller Fälle nicht ehrlich zugeht."

Interessant am Sicherungsverfahren ist, daß der Staat den Antrag des Landwirts erwartet und nicht aus eigener Initiative verfügt, welcher Landwirt in das Sicherungsverfahren hineingehört.

Der große Nachteil des Sicherungsverfahrens: es beleiht das Korn auf dem Halm, die kommende Ernte. Der Staat tut also genau das, was er beim Landwirt bekämpft.

Der große Vorteil: dem Landwirt ist die Möglichkeit des Schuldenmachens endgültig verbaut: er erhält nicht einen Pfennig Privatkredit, und die Fortführung des Betriebes ist gesichert.

Nur sanierungsfähige Betriebe kommen ins Sicherungsverfahren. Das Sicherungsverfahren kann, einmal eingeleitet, nicht aufgegeben werden, ehe nicht entweder der Betrieb versteigert ist oder die Vorschüsse zurückbezahlt sind.

Von der Gutgläubigkeit des Bauern, von seiner Unkenntnis der Geschäfte, die ihn so oft zum Opfer werden läßt, kann man hier viele Geschichten hören.

Zu einem Landwirt in Masuren, Besitzer von 250 Morgen Land, kam eines Tages ein wildfremder Mann und redete ihn folgendermaßen an: "Hören Sie mal, Sie machen doch einen ganz intelligenten Eindruck, Sie müßte doch ein Gut von 1000 Morgen



haben statt der 240, auf denen Sie sitzen. Ich besorge Ihnen so ein Gut. Lassen Sie mich nur machen. Es kostet Sie nur eine kleine Vollmacht." Der Bauer dachte an das Gut von 1000 Morgen, nicht an den Besitz, den er zu verlieren hatte; die Vollmacht, die er unterzeichnete, sah ungefähr so aus: "Herr X. ist berechtigt, meinen Besitz zu verkaufen, zu vertauschen, abzutreten, zu beleihen, zu jeder Art von Geschäften überhaupt. Dafür erhält Herr X. 40 Mark Tagegelder, Reisespesen und 5 Prozent von jedem durch ihn getätigten Geschäft."

Es war ein feines Geschäft – für den Herrn X.: In einem halben Jahr war der Bauer seine Wirtschaft los, ohne einen Pfennig zu retten.

Bei einem andern Bauern, der nur 150 Morgen Land besaß, fand man bei der Bestandsaufnahme zur Zwangsversteigerung eine großartige Regenanlage im Wert von vielen tausend Mark, wie sie etwa ein großes Gut in höchster Kultur tragen könnte.

Einem Gutsbesitzer mit 2450 Morgen Land, der stark verschuldet war, gab der Treuhänder den guten Rat, 300 Morgen zu Siedlungszwecken zu verkaufen, damit er seiner Sorgen ledig würde. Der Gutsbesitzer lachte: "300 Morgen verkaufen? Niemals! Aber 50 Morgen dazukaufen, das würde ich jeden Tag. Mein Nachbar nämlich besitzt 2500 Morgen, und ich nur 2450; das hat mich schon lange gewurmt, ich will endlich ebensoviel Land haben wie der."

An welchen sonderbaren Hemmungen manchmal die Aufteilung eines Gutes scheitern kann, zeigt folgende Geschichte:

Auf einem siedlungsreifen Gut war das Erbrecht einer alten Dame zu berücksichtigen. Das Recht bestand darin, daß sie zehn Hühner auf dem Gutsland auslaufen lassen durfte. Als es zur Teilung ging, protestierte die alte Frau: das ginge doch nicht, daß ihre Hühnchen nun bei den einzelnen Siedlern herumliefern und grasten. Die ganze Aufteilung stand still, es kam zu einem Prozeß, der ein Jahr dauerte, und die zehn Hühnchen oder vielmehr das Recht der zehn Hühnchen, frei herumzulaufen, verursachte Kosten von mehr als 2500 Mark.

## Die Tragödie der Bauernbefreiung

"Rückzug hinter die Linie der Stein-Hardenbergschen Reformen" – das ist ein Schlagwort, das ich in Ostpreußen oft gehört habe, und zwar meist von jüngeren Vertretern einer entschiedenen Siedlungspolitik.

Was war damit gemeint?

Die Antworten die ich erhielt, lassen sich in folgenden drei Punkten zusammenfassen:

1. Wir wollen die Wiederherstellung der mehr als 40.000 Bauernstellen, die durch die Stein-Hardenbergschen Reformen allein in Ostpreußen eingegangen sind.
2. Wir wollen die Wiederherstellung eines Bauernschutzes, der in moderner Form dem Bauernschutz entspricht, wie ihn Friedrich der Große eingeführt hatte.
3. Wir wollen nach Möglichkeit an Stelle der Barabgaben, die der Bauer heute zu leisten hat, Naturalabgaben wieder einführen, wie sie früher bestanden haben.

Ich sah mich nun mit einem Schlag hilflos in ein Dickicht von Fragen hineingestellt. Was war denn das eigentlich: die Stein-Hardenbergschen Reformen?

Wieso waren durch diese Reformen, die ich in der Schule als die große Tat der Bauernbefreiung kennengelernt hatte, so viele Bauernstellen eingegangen?

Wir waren die Zustände vor den Reformen gewesen?

Wie war es überhaupt gekommen, daß die freien Bauern, die der deutsche Orden<sup>49</sup> ins Land gerufen hatte, unfrei geworden waren?

Ich sah, daß es notwendig war, mir durch dies Dickicht einen Weg zu bahnen, und so ging ich zu einem jungen Dozenten des Landwirtschaftlichen Instituts der Universität Königsberg.

Der sagte ungefähr folgendes: "Es gibt natürlich eine unendliche Literatur über diese Dinge. Es würde ein mehrjähriges Studium erfordern, wenn Sie sich da hindurcharbeiten wollten. Aber es gibt ein grundlegendes Werk, das alle neueren Autoren benutzt haben, das ist: Georg Friedrich Knapp, *Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens*."<sup>50</sup>

<sup>49</sup> Das ursprüngliche Preußenland war das Stammland der baltischen Prußen. Durch Anordnungen des Kaisers und des Papstes zur Christianisierung und der damit beauftragten Eroberung des Landes durch den Deutschen Orden im 13. Jahrhundert entstand der Deutschordensstaat, dessen Territorium auch "Preußen" genannt wurde. Die Ursprünge des Ordens liegen in einem Feldhospital bremischer und lübischer Kaufleute während des Dritten Kreuzzuges um 1190 im Heiligen Land. Nach der Erhebung der Spitalgemeinschaft zum geistlichen Ritterorden beteiligten sich die Mitglieder der ursprünglich karitativen Gemeinschaft an der deutschen Ostkolonisation. (Nach wikipedia)

<sup>50</sup> Gilt als eines der grundlegenden werken der deutschen agrargeschichtsschreibung und wurde unter anderem von john maynard keynes und max weber sehr geschätzt. (München 1887, 2. unveränderte auflage münchen 1927)

Ich kaufte dieses Buch. Es war dick, hatte zwei Bände und kostet eine Menge Geld. Aber ich habe es nicht zu bereuen gehabt: dies Buch wirkte auf mich wie eine Offenbarung; es erwies sich spannender als der spannendste Roman. Es wäre der größten Verbreitung im deutschen Volke wert, in gekürzter Form und unter einem etwas anderen Titel, nämlich unter dem Titel: *Die Tragödie der Bauernbefreiung*.

Alle folgenden Ausführungen sind, nur wenig überarbeitet und teilweise stark gekürzt, dem Werk des großen Mannes entnommen, der eine neue Wissenschaft geschaffen hat: Die Wirtschaftsgeschichte "als eine Geschichte der sozialen Entwicklung".

**Ritter und Bauer:** Der Deutsche Ritterorden trieb Bauernpolitik. Er schützte, solange er konnte, die bäuerlichen Besitzrechte und verhinderte das Emporkommen von privatem Großgrundbesitz.

Es gab in Ostpreußen, wie in allen Gegenden rechts der Elbe, zahlreiche Bauerngemeinden, aus deutschen Ansiedlern gebildet, und dazwischen eingestreut zahlreiche Güter von Rittern, Güter kleinen Umfangs ohne Verbindung mit den Gütern der Bauern. Bauern und Ritter hatten miteinander wenig zu schaffen: der Ritter war zunächst nur der Nachbar des Bauern. Das Gut des Ritters war höchstens sechsmal so groß, als man sich eine notdürftige Bauernwirtschaft dachte.

Die Lage änderte sich mit dem Niedergang des Ritterordens. Der Orden erschöpfte seine wirtschaftliche Kraft in Kriegen. Um seine Söldner zu bezahlen, gab er ihnen Landentschädigungen. Auch später in der herzoglichen Zeit wurden bei der großen Not der Finanzen immer weiter staatliche Ländereien abgegeben. Stein nannte das System später: "Eine beispiellose Verschleuderung von Staatsvermögen".

Der Adel, dem die Landverleihungen zugute kommen, erstarkt und nimmt dem schwachen Staat ein Recht nach dem andern weg: Viele landesherrliche Dörfer kommen so allmählich in privaten Besitz.–

**Der Ritter wird Gutsherr:** Um die Zeit der Reformation ändert sich die Kriegsverfassung: Die Landesherren ziehen geworbene Truppen heran, die Bedeutung des Fußvolks steigt und der ritterliche Dienst geht zurück. Was soll aus dem Ritter werden?

Er hängt das unbeschäftigte Schwert an die Wand und besieht sich seine Felder: aus dem Kriegsmann wird ein Landwirt.

Er wird nicht Landwirt schlechthin, sondern als Grundherr genießt er obrigkeitliche Stellung.

Vor allem braucht der ritterliche Grundherr nun mehr Land. Das Land, das der Ritter seiner Wirtschaft einfügen will und einfügt, ist bisheriges Bauernland. Das Rittergut wächst an, das Bauerngut schwindet: so beginnt die große Gutswirtschaft.

Der Erwerb von Bauernland kommt allmählich, mitunter wohl widerrechtlich, sehr häufig aber völlig rechtlich zustande. Als Gründe werden genannt: Verödung von Bauernhöfen durch Pest, durch die Anziehungskraft der Städte, durch Absetzung sogenannter "widerspenstiger Bauern" auf Grund der Adelsvorrechte und schließlich auch durch Kauf.

Beginn des Frondienstes: hat nun der Gutsherr mehr Land, so will dies Land auch bewirtschaftet sein. Der Gutsherr braucht zum Land auch Leute, die für ihn arbeiten, er braucht Dienste.

Die Dienste erzwingt er sich kraft seiner obrigkeitlichen Gewalt. Die Fronen entwickeln sich aus dem Wagendienst, den der Bauer früher dem Landesherrn schuldete. Es beginnt ganz sanft: Die wenigen Hofdienste, die das noch kleine Rittergut braucht, stellen bei der großen Zahl der Bauern eine kaum fühlbare Mehrbelastung der Bauernstellen dar.

Anders wird das Bild, nachdem das Rittergut auf Kosten der Bauern mehr angewachsen ist: weit mehr Hofdienste werden erforderlich und eine verkleinerte Zahl von Bauern muß dieselben leisten. Die Frage entsteht, ob der Bauer jede Steigerung der Dienstlast sich gefallen lassen muß. Die Ritter verlangen das als selbstverständlich. Der Landesherr, den Landständen zu gefallen, spricht sich gegen die Bauern aus: Entweder sehr hohe angemessene oder überhaupt unangemessene Dienste werden festgesetzt.

Erst auf diese Weise und erst um jene Zeit (1550) wird der "ägyptische" Dienst zur Plage des Landvolks.

Zunehmende Unfreiheit: Wenn aber nun der Bauer unter dem Druck der Fronen und des erzwungenen Gesindediensts seiner Kinder einfach abzog? Dann allerdings war dem Gutsherr die ganze Grundlage seiner Wirtschaft zerstört. Das mußte verhindert werden ...

Sehr einfach war es, dem Bauern die Freizügigkeit zu nehmen: er durfte sich einfach nirgendwo mehr niederlassen, ohne einen Entlassungsschein von seinem Gutsherrn vorzuweisen. – Der gab den Schein aber nicht so leicht her. Nun war der Untertan wirklich an die **Scholle** gebunden! Der Ritter war mehr als Obrigkeit des Bauern, er war zugleich Herr von Hörigen: die Gutsuntertänigkeit war fertig.

Im westlichen Deutschland und besonders im Süden hat der Druck des Grundherrn auf die Bauern, wie bekannt, zu Unruhen geführt: Schlösser wurden erstürmt und

verbrannt, die Herren totgeschlagen, bis die herrschenden Mächte sich vereinigten und Gewalt mit Gewalt dämpften.<sup>51</sup>

Von solchen Vorgängen ist im östlichen Deutschland fast nichts bekannt: der Bauer blieb ruhig.<sup>52</sup> (Sicher hat der Einfluß des slawischen Volkscharakters hierzu beigetragen.)

Die Ausbreitung des Ritterackers auf Kosten des Bauernlandes und die zunehmende Unfreiheit der Bauern sind zwei miteinander eng verbundene Erscheinungen, neben denen noch eine dritte herläuft: an sehr vielen Orten verschlechtert sich im Lauf der Zeit das bäuerliche Besitzrecht von einem erblichen zu einem unerblichen.

So war die gutsherrlich-bäuerliche Verfassung im deutschen Nordosten im 18. Jahrhundert nichts anderes als die unfreie Arbeitsverfassung der zum großen Teil aus Bauernland gebildeten kapitalistischen Großbetriebe in der Landwirtschaft.

Reformversuche der Könige: Es ist kein Zweifel, daß der schon dezimierte Bauernstand noch bedeutend verringert worden wäre, wenn nicht vom Anfang des 18. Jahrhunderts an die preußischen Könige sich das Ziel gesetzt hätten, die Zahl der Bauern womöglich wieder zu vermehren, jedenfalls aber den noch vorhandenen Bestand zu erhalten.

Der Inhalt dieser Gesetzgebung läßt sich kurz als Schutz des Bauernlandes und des Bauernstandes bezeichnen. Es bedeutete aber noch keienswegs den Schutz des einzelnen Bauern in seinem Besitz. Ob dieser oder jener Bauer auf der Stelle saß, war gleichgültig.

Im letzten Regierungsjahr<sup>53</sup> Friedrich Wilhelms des Ersten [1740] erging der Befehl: "Daß kein Landesvasall, von denen Markgrafen an bis auf den geringsten, er sei, wer er wolle, einen Bauern ohne begründete Raison und ohne den Hof sogleich wieder zu besetzen, aus dem Hofe werfe."

Sogleich erhob sich der Adel in Ostpreußen zum Widerstand, und in der Tat gelang es den Vorstellungen des Adels, dem Befehl des Königs die Spitze abzubringen: "wenn der Gutsherr keinen geeigneten neuen Wirt aufreiben könne, so sei es gut."

Friedrich der Große<sup>54</sup> hat 1749 das Verbot des Bauernlegens<sup>55</sup> erneuert und die strenge Handhabung hinzugefügt. Aber selbst unter Friedrich dem Großen leistet die

<sup>51</sup> "Bauernaufstände fanden vom 15. bis zum 17. Jahrhundert in Europa häufig statt. Nicht immer wurden die Aufstände allein vom Stand der Bauern getragen, auch die Bewohner freier Städte und einzelne Angehörige des Adels hatten oft viel Sympathie mit den Aufständischen und unterstützten sie." (Wikipedia:

[https://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_von\\_Bauernaufst%C3%A4nden](https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_von_Bauernaufst%C3%A4nden))

<sup>52</sup> Immerhin gab es den Bauernaufstand von Kaymen (1825) (heute Saretschje). Herzog Albrecht von Preußen, der von den Aufständischen zur Rechtsprechung aufgefordert worden war, ließ mindestens 15 Anführer hinrichten und richtete schlimmere Knechtschaft als zuvor ein.

<sup>53</sup> Friedrich Wilhelm I. war 1713-1740 König in Preußen.

<sup>54</sup> Friedrich II. war ab 1740 König in und ab 1772 König von Preußen sowie Kurfürst von Brandenburg.

Verwaltung nicht entfernt das, was der König verlangt: Wieder war es in Ostpreußen, wo das Gesetz von 1749 gänzlich in Vergessenheit geriet, und zwar bis zum Ende des Jahrhunderts und darüber hinaus.

In Ostpreußen also war die Wirkung des Bauernschutzes gleich Null.

Die Domänenbauern erkaufen ihre Freiheit: Die Leibeigenschaft, das heißt der Zustand, in welchem der Bauer untertänig ist und kein erbliches Besitzrecht an seinem Land hat, ist schon im Anfang des 18. Jahrhunderts als öffentlicher Übelstand empfunden worden.

Die Gründe, die die preußischen Könige zunächst veranlaßten, an eine Verbesserung dieses Übelstandes zu denken, waren durchaus nicht rein menschenfreundlicher Natur.

Man hatte Friedrich dem Ersten<sup>56</sup> geraten, die Domänengrundstücke in bäuerliche Wirtschaften zu zerschlagen und diese kleinen Stellen in Erbpacht auszutun. Als Haupterfolg war dabei an die bedeutenden Summen gedacht, die von den Erbpächtern an die königlichen Kassen gezahlt werden mußten. Nebenbei könnte der König seinen Bauern auch erlauben, ihre Freiheit zu erkaufen. Dieser Plan wurde aufgegeben.

Ein anderer Versuch geht unter Friedrich dem Ersten immerhin schon von der Betrachtung des elenden Zustands der Bauern aus. Es wird auch hier daran gedacht, gegen eine Entschädigung in Geld die Bauern in einen besseren Zustand zu überführen.

Ein dritter Anlaß ist ein Bericht aus dem Jahre 1708. Da wird aus dem Königreich Preußen ausdrücklich gemeldet, daß die Domänenbauern in großer Zahl nach Polen zu entweichen anfangen.

Tatsache bleibt, daß die Besorgnis, die Bauernstellen möchten in großer Zahl verlassen werden, zum Nachdenken über die Verbesserung des Zustandes der Bauern, und zwar zunächst der Domänenbauern, anregt.

Die treibende Kraft bei allen Reformversuchen war stets der König selbst. Bei Friedrich Wilhelm dem Ersten tritt sogar die Hoffnung auf Entschädigungsgelder in den Hintergrund. Im wesentlichen schwebt dem König allerdings nur eine Verbesserung des Besitzrechts vor. Freizügigkeit gestattet er nicht. Von Abschaffung der bäuerlichen Dienste ist nicht einmal die Rede.

Die tatsächlich erlangte Verbesserung des Besitzrechts bedeutete: eine beschränkte Erbllichkeit. Sie nahm aber noch nichts von den Lasten des Hofes und nichts von den Pflichten des Untertanen weg: Frondienst blieb und Erbuntertänigkeit blieb.

---

<sup>55</sup> Als bauernlegen bezeichnete man die enteignung und das einziehen von bauernhöfen durch grundherren, um sie als gutsland selbst zu bewirtschaften.

<sup>56</sup> Erster könig in preußen (1701-13). Er hinterließ den staat in sehr ungeordneten finanziellen verhältnissen, der von manchen historikern als staatsbankrott bezeichnet wird,.

Nur in den östlichen Landesteilen, zuerst in Ostpreußen und Litauen, verschwand die Erbuntertänigkeit der Domänenbauern bald durch eine unbemerkte Maßregel **Friedrichs des Großen**. Der König verbot den Domänenpächtern, von der Pflicht der Untertanen zum Gesindedienst Gebrauch zu machen. Die Bestimmung wurde später so gefaßt, daß die Untertanen nicht wider ihren Willen gezwungen werden können, auf den königlichen Vorwerken zu dienen (1767).

Die Maßregeln der Dienstaufhebung der Domänenbauern beschäftigten von 1799 bis 1805 auch Friedrich Wilhelm den Dritten. Die Dienste, die als Lasten auf den Bauernstellen ruhten, sollten von den Bauern abgelöst werden. Der Bauer gab auch hierfür eine Entschädigung, meist in Geld.

Die Domänenbauern werden also im 18. Jahrhundert – wenn es erlaubt ist, dies Jahrhundert erst mit dem Jahre 1806 zu schließen – zu Eigentümern ihrer Stellen.

Der Kaufpreis (und natürlich wird dem Bauern nichts geschenkt) besteht darin, daß der Bauer Rechte abgibt, die bisher an seinem Besitz hafteten: Er verzichtet auf Unterstützungen und Nachlässe in Notfällen, auf Waldweide und das bisher unentgeltlich bezogene Bauholz.

In Litauen erwartete man eine Mehreinnahme von 100 000 Talern, in Ostpreußen eine solche von 68.000 Talern jährlich "lediglich durch die Auflösung des bisherigen Verhältnisses", und so waren der König und seine Kammern sehr zufrieden.

Den preußischen Domänenbauern aber war es sauer genug gemacht, sich in der rauhen Luft der Freiheit zu erhalten und die Zahlung und Tilgung ihrer Abgaben zu leisten.

Trotz alledem: 30.000 selbständige Grundbesitzer waren nun in Ostpreußen, Westpreußen und Litauen geschaffen worden.

Reformversuche bei den Privatbauern: Die Ähnlichkeit der Verfassung aller herrschaftlichen Güter brachte es mit sich, daß die gleichen Übelstände wie bei den Domänenbauern sich auch bei den Privatbauern bemerklich machten. Aber die Abhilfe war bei den Privatbauern weit schwerer: Der König kann hier nur als Landsherr auftreten und hat den ganzen Widerstand des Adels gegen sich. Die Gutsbezirke sind wie kleine Reiche: der Privatbauer ist nicht Staatsbürger, sondern Privatuntertan. In der Befreiung der Privatbauern spielt sich also das Spiel zu dreien ab: König, Gutsherr und Bauer sind die handelnden Personen.

Schon im Jahre 1708, als viele Bauern nach Polen entweichen, wirft der König die Frage auf, ob nicht die Leibeigenschaft aufzuheben sei.

"Unmöglich", antworten die Stände schlicht.

Im Jahr 1763 diktiert **Friedrich der Große**: "Sollen absolut und ohne das geringste Rasonieren alle Leibeigenshaften von Stund an gänzlich abgeschafft werden."

Nun sagt der König zwar, was abgeschafft, aber nicht, was an die Stelle gesetzt werden soll. Ferner überläßt er die Ausführung den Behörden, ohne sich die Hilfe eines Ministers gesichert zu haben. Und so erlebt er, ganz wie sein Vater, die gebräuchliche Wendung, daß trotz mancher entgegenkommender Worte sachlich alles beim alten bleibt.

Versuche, den unerblichen Besitz der Privatuntertanen in erblichen zu verwandeln durch Einigung zwischen Gutsherrschaft und Untertanen und Kauf des Erbrechts, schlagen fehl.

Die Gutsherrschaften zeigen sich widerspenstig und verlangen meist unerschwingliches Einkaufsgeld. Ja sogar wo die Kaufbriefe schon erteilt waren, werden sie nach dem Tode **Friedrichs des Großen** wieder rückgängig gemacht.

Erst im Jahre 1798 kommt die Erbuntertänigkeit ins Wanken.

In Königsberg hat der König eine unglaublich große Anzahl von Beschwerden gutspflichtiger Untertanen erhalten. Er beauftragt den Minister von Schrötter, über den Zustand der Erbuntertänigkeit zu berichten.

Dies tat der Minister unterm Juli 1798. Er gibt zu, daß die Erbuntertänigkeit sehr verbreitet sei und einen großen Druck auf das physische und moralische Befinden ausübe. Die Aufhebung sei sehr schwer: soweit die Untertanen kein Land besäßen, würden sie sofort von ihrer alten Herrschaft wegziehen. Die Güter würden aus Mangel an Händen öde und wüste bleiben; der Adel werde seine Güter im Werte sinken sehen, denn ein Gut mit untertänigen Leuten wird besser bezahlt als eins mit Freien. Vielleicht, wenn man eine politisch ruhige Zeit abwarte, schrittweise vorgehe, den Gutsherrn eine Entschädigung biete, könne man ...

Aber die Aufhebung der Leibeigenschaft, Erbuntertänigkeit oder Gutspflichtigkeit, sagt der König, würde wohl möglich sein. Die erbliche Fortpflanzung dieses Verhältnisses sei nicht zu rechtfertigen. Man könne den Zustand der über 15jährigen Untertanen bestehen lassen, dagegen alle jüngeren und alle später zur Welt kommenden für frei erklären. Damit wäre für einen schonenden Übergang gesorgt und Rücksicht auf die Gutsherren genommen.

In diesem Sinn befiehlt der König, eine entsprechende Verordnung zu entwerfen. Ob sie je vorgelegt wurde, ist unbekannt. Vollzogen wurde sie nie.

So ging der alte preußische Staat zu Ende, ohne in der Verfassung der Privatbauern etwas erreicht zu haben, was mit den Erfolgen bei den Domänenbauern auch nur entfernt verglichen werden kann.

Der Gedanke, die Bauern durch Gesetz zu Eigentümern zu machen, war amtlich nicht aufgeworfen, nicht einmal angedeutet: man würde darin den Umsturz aller Dinge erblickt haben.



Im ganzen 18. Jahrhundert wiederholt sich wieder und wieder das gleiche Bild: Der nach der allgemeinen Auffassung unbeschränkte, absolute Fürst ist in der Ausführung seiner humanen Absichten abhängig von seinen Beamten. Die Reformen werden behindert durch deren Verständnislosigkeit oder ihren selbstsüchtigen Widerstand zugunsten der Gutsherren, mit denen sie liiert sind.

Aufhebung der Erbuntertänigkeit: Nachdem die Erbuntertänigkeit sowohl vom König wie von seinem Minister als überlebt bezeichnet war, bedarf es nur eines Anstoßes, um sie zu Fall zu bringen.

Der Anstoß ergibt sich nach dem Frieden von Tilsit, als es gilt, den völlig besiegten Staat wieder aufzurichten.<sup>57</sup>

Man denkt nicht an Wiederherstellung des Alten. Eine neue Schöpfung ist notwendig, die durchgreifende Umbildung, "ausgehend von einer beherrschenden Idee. Diese Idee müsse, mit Aufrechterhaltung von Moralität und Religion, die Ziele der (französischen) Revolution sich aneignen und so dem preußischen Staat wieder zur Überlegenheit verhelfen".

So steht es in der Denkschrift, die Hardenberg und Altenstein in Riga ausgearbeitet haben. – **Worte, deren unerhörte Aktualität gleich nach Versailles bei uns hätte erkannt werden müssen.**

Als treibende Kraft zur Reform wird noch ein anderer Umstand wichtig: Die große Zerrüttung des bäuerlichen und des gutsherrlichen Wohlstandes scheint gerade durch Aufhebung der Erbuntertänigkeit geheilt werden zu können.

Der König erklärte: "Die Aufhebung der Erbuntertänigkeit ist seit meinem Regierungsantritt das Ziel gewesen, nach dem ich unverrückt gestrebt habe." Es konnte sich also nur noch um die Art und Weise handeln.

Der vorsichtige Minister von Schrötter hatte bereits mit den preußischen Ständen Fühlung gesucht und sich deren Auffassung angeeignet.

Der Adel Ostpreußens: Der Adel Ostpreußens stellte sich die Sache so vor: Wir lassen uns die Aufhebung der Erbuntertänigkeit gefallen und gönnen dem Bauern die Freiheit, wenn der Staat uns das Land gönnt. Der Bauer gehe wohin er will; sein Land läßt er da und dies Land wollen wir. Und weil die Regierung etwa fürchten könnte, daß dann die Bevölkerung sich stark vermindere, erbietet sich der Adel, für jeden

---

<sup>57</sup> Der *Frieden von Tilsit* vom 7. und 9. 7. 1807 beendete den vierten koalitionskrieg (1806–1807) zwischen preußen und dem russischen kaiserreich einerseits und dem französischen kaiserreich andererseits. Die russisch-französische vereinbarung teilte europa in eine französische und eine russische interessensphäre; preußen verlor mehr als die hälfte seines staatsgebiets.

abgehenden Bauern eine Tagelöhnerfamilie anzusetzen. Die Familienzahl bleibt dann dieselbe, nur daß es künftig Tagelöhner statt Bauern sind.

Sogar der König, der sich über die Zustimmung des preußischen Adels sichtlich gefreut hatte, fand es billig, daß der Adel einen Ersatz für die wegfallende Erbuntertänigkeit erhalte, setzte aber wohlweislich hinzu: "soweit letzteres ohne Nachteil der Kultur und Bevölkerung geschehen kann". So stand es in der Kabinettsorder vom September 1807.

Die adligen Herren hatten übrigens noch eine Bedingung gestellt: Sie baten um eine Gesindeordnung, wie sie "nach sehr liberalen Grundsätzen" entworfen sei. Darin sollte – für die befreiten Leute – ein fünfjähriger Zwangsgesindedienst festgesetzt werden.

Man will also zu dem Land des Bauern auch noch fünf Jahre seiner Arbeitskraft; dann erst kann der Bauer gehen.

Das war denn doch mehr, als Herr von Schrötter erwartet hatte. Er erwiderte trocken und treffend, daß der vorgeschlagene Dienstzwang auf eine neue temporäre Untertänigkeit herauslaufen werde und also nicht stattfinden könne.

Aber das Zugeständnis wegen der freien Verfügung des Adels über das Bauernland hatte Herr von Schrötter persönlich sich entreißen lassen. Es fragte sich nur, ob es gesetzliche Kraft erhalten würde.

Durch die Mitglieder der Immediatskommission wurden nun die verschiedensten einander widerstrebenden Vorschläge eingereicht, auf die wir im einzelnen nicht eingehen können.

Freiherr vom Stein greift ein: So stand es, als der Freiherr vom Stein<sup>58</sup> die Leitung der Geschäfte übernahm. Er entschied sich, in bezug auf den Bauernschutz folgende Grundsätze walten zu lassen:

1. Die im letzten Krieg verödeten Bauernhöfe sollen bei Unvermögen des Gutsherrn und des Bauernwirts vom Gutsherrn<sup>59</sup> eingezogen werden dürfen.

2. Das Zusammenschlagen kleiner Bauernhöfe in größere wird als wohltätig anerkannt.

3. "Im übrigen wird eine gesetzliche Einschränkung der freien Disposition über das Eigentum bleiben müssen, diejenige nämlich, welche dem Eigennutz des Reicheren und Gebildeteren Grenzen setzt und das Einziehen des Bauernlandes verhindert."

Hiermit ist es klar, daß Herr vom Stein ganz und gar nicht daran dachte, nach Aufhebung der Erbuntertänigkeit dem Gutsherrn allgemein die freie Verfügung über das Bauernland einzuräumen. Es ist vielmehr die fortbestehende Staatsaufsicht,

<sup>58</sup> Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein (1757–1831), nicht zu verwechseln mit Karl Sigmund Franz Freiherr vom Stein zum Altenstein, ebenfalls ein Reformator, der zeitweise dasselbe Amt wie der Erste innehatte.

<sup>59</sup> Gemeint ist zweifellos, sie wurden dem Gutsherrn (durch den Staat) entzogen.

damit nicht Bauernland eingezogen werde, gerade der von Stein allein entschieden ausgesprochene Gedanke, während alle andern im Grunde ihres Herzens den Bauernschutz nicht mehr als zeitgemäß betrachteten.

Als aus dem Entwurf für die Wiederherstellung Ost- und Westpreußens das berühmte Edikt vom Oktober 1807 geworden war, so war darin endlich ausgesprochen, daß die Erbuntertänigkeit stufenweise, je nach dem Besitzrecht des Bauern, aufhören müsse.

Sofort machte sich der Widerstand des Adels wieder geltend. Immer von neuem wird um Aufhebung des Bauernschutzes appelliert. In drei aufeinanderfolgenden Verordnungen wird der Sinn der Steinschen Gedanken verwässert und entstellt: Den Adligen wird das Bauernlegen zwar nicht im vollen, aber doch in erheblichem Umfang gestattet.

Die Wirkung der Verordnungen wird in zahlreichen Schriften und Aktenstücken besprochen.

Ein Schriftsteller sagt im Jahre 1812: "Die allgemein vorherrschende Vergrößerungssucht der Gutsbesitzer ist unglaublich verstärkt worden. Die Ländereien der eingezogenen Bauernhöfe sind, soweit es geschehen konnte, den großen Gütern zugeschlagen worden. Es gibt nur eine Hemmung der Entwicklung: nämlich daß der Gutsbesitzer nicht genug Kapital hat, sonst würden sich die größeren Güter schnell zu unförmigen Massen häufen und die achtbare Klasse der kleinen Ackerbauern schon veraschlungen haben."

In einem amtlichen Bericht an die Staatskanzlei sagt Kriegsrat Scharnweber 1816: Die Folgen der drei Verordnungen könnten sein: daß das Bauernland um die Hälfte vermindert wurde. Der größte Teil des Bauernlandes wäre verschwunden. Die Vorteile der Aufhebung der bisherigen bäuerlichen Verhältnisse hätten nur auf seiten der Gutsherren gelegen. Alle Vermehrung der kleinen Leute und Erhebung derselben zu Eigentümern wäre ausgeschlossen geblieben, man hätte vielmehr neben einer großen Zahl von Tagelöhnern nur sehr wenige Besitzer großer Stellen bis zu 400 Morgen erhalten. Letzte würden ein Mittelding zwischen Bauern und Gutsherrn geworden sein.

Auf der anderen Seite schreiben die Gutsbesitzer: Wenn die Bauern Eigentümer werden und also nicht mehr wegen Widersetzlichkeit exmittiert werden können, so geht die Annehmlichkeit des Aufenthalts auf dem Lande für den Gutsbesitzer verloren. Alsdann werden wir auf unsern Gütern bei jedem Tritt auf fremdes Eigentum treffen und unsre Güter werden für uns eine Hölle werden.

Der Bauer muß zahlen: Daß der Bauer, wenn er dienstfrei werden und Eigentum am Boden erwerben wollte, den Gutsherrn zu entschädigen habe – dieser Grundsatz

stand nun bereits so fest, daß dagegen die andre Frage, was nach der Entschädigung aus dem Bauern werden sollte, weniger wichtig erschien.

Der Bauer zahlte mit dem einzigen, was er besaß: mit Land. Er behielt nach dieser Regulierung die Hälfte, im besten Fall zwei Drittel des Landes, das er vorher gehabt hatte. Wie wirkte aber diese Landabtretung auf die bäuerliche Wirtschaft ein? Scheunen und Ställe werden plötzlich zu groß. Zugvieh wird nicht mehr voll ausgenutzt, Dienstleute nicht mehr voll beschäftigt.

Die kurmärkische Regierung schreibt hierzu: Es würden durch die Landabtretung die Verhältnisse aller Bauernfamilien umgestürzt und sie seien in Gefahr, Tagelöhner zu werden. – Wie das denn ja auch in großem Umfang tatsächlich geschehen ist.

Der schwerste Verstoß gegen den Geist des Steinschen Gedankens sollte aber erst im Jahr 1816 erfolgen.

Die *Deklaration von 1816* war nur dem Namen nach eine Deklaration, der Sache nach ein ganz neues Gesetz: Um den Fortbestand der großen Güter zu sichern, nahm sie die kleinen (nicht spannfähigen) Bauern von der Frondienstaufhebung und Eigentumsverleihung nachträglich wieder aus. Auch der Bauernschutz wurde für sie aufgehoben. Sie wurden also der entschädigungslosen Legung durch die Gutsherren preisgegeben; den von ihren Stellen Vertriebenen blieb nichts weiter übrig, als Arbeiter auf dem Gutshof zu werden.

Früher, solange die Könige persönlich regierten, war wenigstens der feste Wille oben vorhanden gewesen. Wenn die Bauernbefreiung nicht gelang, so lag das an dem Mangel eines einsichtigen Ministers, der dem zähen Widerstand der Behörden gewachsen war. Nun lag die Regierung in den Händen eines aufgeklärten, modern empfindenden Staatskanzlers, aber das derbe, einfache Wollen fehlt. So kommen unter ihm die Interessen der Gutsherren fast einseitig zur Geltung und die Fachminister helfen dazu. Die Deklaration von 1816 ist der Sieg der Gutsherren über den nach den Befreiungskriegen erschlafften Staat.

Das Erbe, das wir tragen: Die Bauernbefreiung – in deren Geschichte, wie wir gesehen haben, die Steinschen Reformen nur einen Abschnitt bilden –, die Bauernbefreiung hat mit einem Schlag die Arbeitsverfassung der großen Güter, der Rittergüter, zertrümmert, und damit ihren Fortbestand in Frage gestellt.

Der landwirtschaftliche Großbetrieb hat es aber verstanden, durch Verwandlung der kleinen Bauern in ständige Arbeiter auf dem Gutshof sich die für ihn vorteilhafteste neue Arbeitsverfassung zu schaffen.

Dieser weitere Fehler der Bauernbefreiung wurde damit zum Ursprung der Landarbeiter, einer neuen sozialen Klasse, aus der es, wie bei der industriellen Arbeiterklasse, in der Regel keinen Aufstieg gibt.

So ist trotz aller "liberalen Vorliebe für den Bauernstand" durch die preußische Bauernbefreiung die Bildung der großen Güter aus Bauernland nicht nur nicht rückgängig gemacht, sondern vielmehr weiter gefördert worden. Sie hat die Gutsherrschaft beseitigt, die großen Güter aber erhalten, ja durch Landentschädigungen und Preisgabe der kleinen Bauern noch weiter vergrößert.

Das ist das Erbe, das uns die "Reformen" hinterlassen haben, das Erbe, an dem die deutsche Volkswirtschaft bis zum heutigen Tage krankt!

### Die Idee der nationalen Verteidigung<sup>60</sup>

Die Behandlung dieses Themas unterliegt großen Schwierigkeiten. Auf der einen Seite vermittelt die nationalistische Provinzpresse Ostpreußens die übertriebensten Vorstellungen von den Maßnahmen, die zur nationalen Verteidigung [Ostpreußens] getroffen werden. Auf der andern Seite ist es unter dem Vertrag von Versailles unmöglich, das, was tatsächlich geschieht, wirklich zu schildern.<sup>61</sup>

Dem aufmerksamen Beobachter wird die Wirksamkeit der Verteidigungsidee nur durch Zufall blitzartig erhellt. Etwa, wenn auf einer Nachtfahrt die Scheinwerfer des Autos eine Marschkolonne junger Leute streifen, die nicht mehr Zeit fanden, sich im Straßengraben flach hinzuwerfen und die nun im Schritt erstarrt (und so am besten gegen Sicht geschützt), reglos, mit gesenkten Köpfen, die Vorbeifahrt des Wagens abwarten. Oder wenn ein einsames Forsthaus sich durch Beobachtungskanzel, Peilkompaß und Signalsystem als Beobachtungsstation für Flugzeuge entpuppt. Oder wenn man, abseits der großen Straßen, auf Arbeitsgruppen stößt, die mit Hacke und Schaufel die Erde durchwühlen; – eine höchst derbe, braungebrannte Jugend scheidbedeckt im Eifer der Arbeit, meist nur mit einer Drillichhose bekleidet, die sich auf die Frage nach dem Zweck der Arbeit auffallend schweigsam verhält mit einem Seitenblick, der deutlich sagt: "Kümmre dich um deine eignen Angelegenheiten, alter

<sup>60</sup> In diesem Kapitel stehen rassistischer Schwachsinn und kluge Nachdenklichkeit Satz für Satz nebeneinander; es ist wohl besonders symptomatisch für eine vorherrschende Mentalität in der Zeit vor dem NS.

<sup>61</sup> Der Autor spielt hier vor allem auf die Gruppierungen der sogenannten "Schwarzen Reichswehr" an, illegale paramilitärische Formationen, die unter Bruch des Versailler Friedensvertrags von der offiziellen deutschen Reichswehr gefördert und zum Teil selbst unterhalten wurden. Zu ihnen wurden auch die rechten "Freikorps" gezählt, die Akteure des "Kapp-Putsches". Hauser hatte 1919 kurz einer solchen Formation angehört. Dies war seine einzige "wehrtüchtige" Praxis, die allerdings in seinem Selbstbild zu jener Zeit einen überragenden Stellenwert hatte. (Siehe in seiner autobiografisch verstandenen Darstellung KAMPF.)

Freund." – Ja, dann weiß man Bescheid, um was für "Meliorationen" es sich da handelt.<sup>62</sup>

Die überlangen, strategisch denkbar schlechten Grenzen der Insel Ostpreußens, die der Vertrag von Versailles geschaffen hat, können im Ernstfall natürlich nicht verteidigt werden. Man kann nur versuchen, im ganzen Land Systeme der Verteidigung zu schaffen, die einem feindlichen Einfall einen zäh-elastischen Widerstand entgegensetzen, der ein Überrennen unmöglich macht. Zeit gewinnen, bis Hilfe von außen kommt; das ist wohl die einfache Kernidee, auf der die nationale Verteidigung Ostpreußens beruhen muß.

Die größte Überraschung für den Fremden aus dem Reich ist die Tatsache, daß es in der Frage der nationalen Verteidigung keine Parteien in Ostpreußen gibt. Inmitten der qualvollen politischen Zerrissenheit unseres Volkes gibt Ostpreußen das tröstende und erhebende Beispiel eines im Nationalen einmütig geschlossenen Volkskörpers.

Zwei große Kräfte haben das ostpreußische Volk zur Einheit geschmiedet: Die natürliche Wehrfreudigkeit des ostpreußischen Volksstammes und die beständige Bedrohung des Landes von außen her.

Eine kriegerische Tradition hat in der Provinz seit den Tagen der ersten Deutschen Siedler bestanden. Die sprichwörtliche Vertauschung von "Pflug und Schwert" bestand jahrhundertlang in einem einzigen Handgriff: der Bauer nahm die Waffe mit, wenn er auf seinen Acker ging. Aus dieser Tradition heraus, die zahlreiche Kriege beständig wach hielten, erwuchs in Ostpreußen ein wehrfähiges und wehrfreudiges Geschlecht. Ostpreußische Soldaten haben immer zu den Kerntruppen der alten preußischen Armee gehört.

Die Bedeutung der alten Armee war für Ostpreußen größer als für andre Provinzen. Die ostpreußische Pferdezucht stützte sich durchaus auf den Remontenbedarf der Armee. Die menschliche Schulung des Soldaten in der mehrjährigen Dienstzeit war für die ländliche Bevölkerung Ostpreußens wichtiger als für westlichere Landesteile. Die im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer ungewöhnlich starken Garnisonen an der Ostgrenze spielten in der Wirtschaft der Provinz eine ausschlaggebende Rolle. Das Wohl und das Wehe Ostpreußens war aufs engste mit dem der Armee verknüpft.

<sup>62</sup> "Die Spannungen im Alltagsleben in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg ergaben sich neben der Niederlage, dem Verhalten der Siegermächte sowie der politischen Zerrissenheit und Radikalisierung auch aus der großen Zahl – gut fünf Millionen – von meist demobilisierten Soldaten. In ihren Reihen entwickelte sich eine spezifische Frontkämpferkultur, die unabhängig von der politischen Richtung der jeweiligen Gruppe oder Formation über gleiche Rituale und ein bedingt gleiches Selbstverständnis verfügte. - Ihre mehr oder weniger erzwungene Einordnung fand schließlich zu einem großen Teil im vertrauten Terrain statt, das sich häufig nur von einer unterschiedlichen politischen Vorstellung unterschied: In den nach 1924 sich entwickelnden überwiegend großen zentralen Frontkämpferverbänden. Allein rund drei Millionen Männer waren im republiktreuen Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und ungefähr 400.000 im rechtsorientierten Traditionalistenbund Stahlhelm organisiert. Dazu kamen der Jungdeutsche Orden, viele kleine regionale Kampf- und Ordnergruppen, schwarze Reichswehrverbände, die vielfach zerschlagene und verbotene SA und 50.-100.000 Rote Frontkämpfer. - Zusammen mit einer großen Anzahl nach Sinn, Geborgenheit und "Heimat" suchenden Jugendlichen ergab sich eine explosive Mischung." (Wikipedia)

Die Auflösung der alten Armee hat das Leben der Provinz in vielen Punkten gelähmt. Die kleinen Verbände der Reichswehr mit ihrem geringen Bedarf an Material und Menschen haben die Lücke nicht ausfüllen können. Dazu kommt in den letzten Jahren eine gewisse Verjüngung der Bevölkerung, eine Vermehrung der jungen Mannschaft<sup>63</sup>, die seit dem Überhandnehmen der Arbeitslosigkeit nicht mehr nach Westen abwandern kann.

Aus der Saugkraft des leeren Raums, den die alte Armee hinterlassen hat, aus der lebendigen Wehrtradition in der Bevölkerung, aus dem Betätigungsdrang der jungen Mannschaft erwächst die eine der beiden großen Kräfte, die zu dem umfassenden Aufbau und Ausbau der vaterländischen Verbände geführt haben.<sup>64</sup>

Die andre große Kraft ist, wie wir schon sagten, die beständige Bedrohung von außen her.

Man hat das Gefühl der Bedrohung, das auf der Bevölkerung Ostpreußens lastet, im Reich oft nicht verstanden. Man hat seine Berechtigung angezweifelt, man hat es den Ostpreußen verübelt, weil es angeblich internationale Beziehungen störte, man hat es auf alle mögliche Weise zu bagatellisieren und zu zerreden gesucht. Aber weder mit guten noch mit schlechten Gründen, weder mit Menschen- noch mit Engelszungen haben sich die Erfahrungen dieser Generation ausmerzen lassen, die zwei Russeneinfälle, die Abtrennung vom Reich, **den Raub** des Memellandes<sup>65</sup>, **die Tragödie** Danzigs<sup>66</sup> und, seit zehn Jahren, eine nicht abreißende Kette von Grenzzwischenfällen teils am eignen Leib, teils in nächster Nähe unmittelbar erfahren hat.

Es wäre hier der Ort, sich über das Verhältnis Deutschland–Polen ausführlich zu verbreiten. Ich fühle mich dieser Aufgabe, zu der ein politischer Kopf gehören würde, nicht gewachsen und will mich daher darauf beschränken, einige persönliche Beobachtungen über die menschlichen Beziehungen beider Völker hier anzuführen.

**Ein natürlicher Haß, der, wie ich glaube, zwischen einigen Völkern und Rassen tatsächlich existiert**, besteht weder beim polnischen Volk gegen das deutsche Volk, noch beim deutschen gegen das polnische Volk.

**Was besteht, sind sehr tiefgehende Irrtümer und Mißverständnisse der gegenseitigen Wesensart.** Jahrhundertlang hat das polnische Volk unter Fremdherrschaft gelebt iund

<sup>63</sup> Hier im Sinne von "männliche Bevölkerung".

<sup>64</sup> "Vereinigte Vaterländische Verbände Deutschlands (VVVD) war ein Zusammenschluß verschiedener rechtsgerichteter Wehrverbände, zeitweise in Konkurrenz zum "Stahlhelm".

<sup>65</sup> "Das Memelland wurde nach Artikel 99 des Versailler Vertrags 1919 ohne Volksabstimmung an die alliierten Mächte abgetreten. Von Anfang 1920 bis Anfang 1923 wurde es von Frankreich als deren Vertreter verwaltet. Am 10. Januar 1923 wurde es von Litauen militärisch besetzt und annektiert." (Wikipedia)

<sup>66</sup> "Mit dem Vertrag von Versailles 1919 wurde Danzig mit seinen umliegenden Gebieten vom Deutschen Reich getrennt und am 15. November 1920 zu einem unabhängigen Staat, der Freien Stadt Danzig, erklärt. Dieser Staat stand allerdings unter Aufsicht des Völkerbundes; polnische und britische Truppen gewährleisteten den neuen Status der Stadt. Da diese Entscheidung nicht von einer Volksabstimmung abhängig gemacht wurde, sahen das Deutsche Reich und die mehrheitlich deutschen Bewohner der Stadt das vom US-Präsidenten Wilson geforderte Selbstbestimmungsrecht der Völker verletzt." (Wikipedia)

gelitten. Das Verhältnis Herr und Knecht ist der Erkenntnis des gegenseitigen Wesens durchaus ungünstig. Der Eindruck, den das polnische Volk vom deutschen Volk empfing, war im wesentlichen durch die ausübenden Organe der deutschen Herrschaft bestimmt. Wir kennen unsre Feldwebel, unsre Leutnants, unsre Landjäger, unsre Unterbeamten und Regierungsräte; wir kennen ihre guten, aber nicht sehr einnehmenden Eigenschaften und wir wissen, daß sie nicht repräsentativ für die **Wesensart des deutschen Volkes** sind. E. T. A. Hoffmann, der eine Zeit als preußischer Regierungsrat in Warschau saß, wird kaum ein typischer Vertreter preußischen Beamtentums gewesen sein. Der Eindruck, den das deutsche Volk vom polnischen Volk empfing, war wiederum wesentlich bestimmt durch die Anschauung jener Vertreter der deutschen Herrschaft, denen alles, was den heimischen Gepflogenheiten nicht entsprach, als Mißstand erschien; Mißstände überall zu erblicken war ihnen beinahe Pflicht, denn die Unfähigkeit Polens, sich selbst zu regieren, war ein Axiom, das man mit immer neuen Beweisen füttern mußte, um es zu erhalten.

Wir haben die konstruktiven Kräfte des polnischen Volkes unterschätzt; der polnische Nationalstaat ist da. Mit fieberhaftem Eifer ist er daran gegangen, seine Existenz zu befestigen. Er sucht Sicherheit und stellt daher Rüstungen und strategische Grenzen in den Vordergrund. Er stellt das Nationalgefühl seiner Bevölkerung in den Dienst eines imperialistischen Strebens nach Lebensraum und wirtschaftlicher Macht. Er ist erfüllt von Ressentiments; ein Ressentiment, das sich in erster Linie gegen Deutschland richtet. **Sein Charakter ist östlich und "Macht" ist der Schlüssel zum Begreifen östlicher Politik:** Der junge Nationalstaat will Macht, er sucht sich nach allen Seiten auszudehnen, zu entwickeln und bewegt sich dabei ganz primitiv in der Richtung des geringsten Widerstandes.<sup>67</sup>

Mit diesen Machtvorstellungen müssen wir in Deutschland rechnen. Wir können ihnen in keiner andern Weise wirksam begegnen als durch Entgegensetzen einer ebenso starken Macht. Der Landhunger Polens ist eine Realität, die relativ dünne Besiedlung Ostpreußens ist eine Realität; also ist auch die polnische Gefahr eine Realität. Darum ist die Wehrbewegung in Ostpreußen so wichtig und so wertvoll, weil sie in Polen so genau verstanden wird; und darum trägt sie auch sehr wirksam bei zu "guten

<sup>67</sup> Die Beschreibung des letzten Satzes sollte bekanntlich in extremster Form auf NS-Deutschland zutreffen. Übrigens wurde das *Königreich Polen* 1025 gegründet, bis es sich 1569 mit dem *Großherzogtum Litauen* zur *Königlichen Republik Polen-Litauen* vereinigte und zu einem der größten und einflußreichsten Staaten in Europa wurde. In diesem Staat entstand 1791 die erste moderne Verfassung Europas. Erst durch die drei Teilungen Polens Ende des 18. Jahrhunderts von den Nachbarstaaten seiner Souveränität beraubt, erlangte Polen 1918 seine Unabhängigkeit zurück. (Nach Wikipedia) – Deutschland wurde erstmalig 1871 zum Nationalstaat. (Eine Tendenz zur Bildung eines deutschen Nationalstaats im Mittelalter kam zum Erliegen durch den Machtkampf zwischen Papsttum und den deutschen Königen bzw. dem Kaiser, bei dem die Fürsten der Teilgebiete sich schadlos hielten und dadurch eine mögliche nationale Zentralmacht schwächten. Als der Kaisertitel auf die Habsburger überging, war der Partikularismus durch nichts mehr aufzuhalten.)



Beziehungen" zwischen den beiden Völkern, weil eben gute Beziehungen **im Osten** nur zwischen gleichstarken Mächten bestehen können.

Falsch aber – erklärlich nur aus dem verkehrten Bild, das beide Völker voneinander haben – erscheint mir der die Verachtung streifende Hochmut, mit dem die Bevölkerung Ostpreußens auf das polnische Volk herabsieht. Falsch, weil das polnische Volk gerade solche Tugenden besitzt, die zu lernen uns eben jetzt besonders not täte: Bedürfnislosigkeit des Bauern; die Fähigkeit, den Gürtel eng zu schnüren; Zähigkeit und Fleiß, die den polnischen Arbeiter bei uns in Landwirtschaft und Industrie fast unentbehrlich machen; Liebe zum Boden und Liebe zur Heimat, Zusammenhalt der Familie, Stolz auf Kinderreichtum und starkes Nationalgefühl.

## Schacktarp im Memelland

"Mögen Andre die Gewalt haben –  
wir haben die Macht."  
Hamilcar Baron Fölkersahm  
(Kurland 1850)

Tilsit, Anfang April

"Schacktarp." So nennt man im Memelland<sup>68</sup> die Zeit zwischen Winter und Frühling. Die Eisdecke der Memel ist gestern geborsten. Hochwasser überschwemmt das Land. Die Dörfer sind abgeschnitten. Es kann keine Arbeit auf dem Acker verrichtet werden. "Schacktarp" bedeutet im weiteren Sinn jeden Zwischenzustand überhaupt und kennzeichnet damit auch die augenblickliche Lage des Memellandes.

Tilsit ist mir der lebendigste Beweis gewesen, daß es eine Objektivität des Reisenden nicht gibt. Das erstmal sah ich Tilsit nach einer kurzen Bahnfahrt von Königsberg. Die Stadt erschien mir eine halb ländliche Siedlung, ein weitläufiges Dorf, in dem es im Grunde genommen nur eine einzige städtische Straße gab: die lange

<sup>68</sup> Als Memelland oder Memelgebiet (litauisch Klaipėdos kraštas) wird im deutschen Sprachraum jener in der Zwischenkriegszeit von Deutschland abgetrennte Landesteil Ostpreußens bezeichnet, der nördlich der Memel bzw. ihres Deltaarms Skierwieth (Skirvytė) gelegen ist, sowie der entsprechende Teil der Kurischen Nehrung. – Ab 1328 gehörte das Memelland zum Ordensstaat des Deutschen Ordens. Als der Zustrom von Siedlern aus Deutschland wegen dortiger Bevölkerungsverluste durch die Pest versiegt, wurden Ende des 15. Jahrhunderts und im 16. Jahrhundert in den Nordosten Preußens beiderseits der Memel und nördlich des Kurischen Haffs Siedler aus Litauen geholt. – Im Ersten Weltkrieg wurde unter deutscher Besatzung Litauen für unabhängig erklärt, im März 1918 vom Deutschen Reich anerkannt, im November aus einem Königreich in eine Republik umgewandelt. Im Sommer 1919 wurde im Vertrag von Versailles durch Festlegung der neuen Grenzen Ostpreußens das von nun an in Deutschland "Memelland" genannte Gebiet ohne Abstimmung vom Deutschen Reich abgetrennt und dem Mandat des mit Abschluss des Vertrages gegründeten Völkerbundes unterstellt. Der Versailler Vertrag beinhaltete auch die internationale Anerkennung Litauens. – Von Anfang 1920 bis Anfang 1923 wurde es von Frankreich als deren Vertreter verwaltet. Am 10. Januar 1923 wurde es von Litauen militärisch besetzt und annektiert. (Nach Wikipedia)

Straße, besetzt mit geschmacklosen Häusern der achtziger und neunziger Jahre, die den Bahnhof mit der Altstadt verbindet.

Das zweitemal, nach einer Wanderung durch Litauen, erschien mir Tilsit als eine Großstadt, strahlend von Licht, mit schönen Läden, Kinos, ein Schatzhaus von Waren und Vergnügungen: Es kommt eben immer darauf an, woher man kommt. Die deutschen Grenzstädte im Osten, wie Memel und Tilsit, wollen vom Osten her betrachtet sein. Dinge, die uns im Reich vollständig selbstverständlich scheinen, bekommen von den Randstaaten her gesehen eine ganz andere Bedeutung. Eine Buchhandlung wird eine wichtige Kulturtat, eine Badewanne wird Symbol, die Nähe eines guten Krankenhauses und tüchtige Ärzte geben ein ganz neues Gefühl der Sicherheit.

Mit einemmal lernt man selbst die lange und scheußliche Bahnhofstraße schätzen, weil sie einer typisch kolonialisatorischen Idee entsprang: die weit vor den Städten angelegten Bahnhöfe des Ostens sollten wie Magnete wirken und die Städte zu sich heranziehen, und das haben sie in der Tat getan.

Unter dem dunkeldrohenden Winterhimmel dehnt sich die riesige Wasserfläche der Memel, geschwollen von Hochwasser und weiß von Eis. In reißen schneller Bewegung treiben die Schollen vorbei mit einer Geschwindigkeit von etwa 15 Kilometer in der Stunde. Die Ufer sind besäumt mit Menschen; schwarze Silhouetten gegen den dunklen Himmel gestellt, beobachten sie den Eisgang. Baumstämme treiben vorbei, Heubündel, Bretter, Dächer von Heuschobern und ertrunkene Tiere. Der Aufbruch des Eises geschah in wenigen Minuten. Mit knapper Not wurden Menschen mit Booten von den Schollen heruntergerettet, viel Rehwild, das seinen Wechsel über das Eis von Ufer zu Ufer hatte, wurde abgetrieben und ertrank bei dem Versuch, ans Land zu schwimmen. Unter den Gitterbögen der Königin-Luise-Brücke ist die Feuerwehr aufgefahren; sie versucht, mit Spritzen und Stangen die Schollen vom Brückenpfeiler abzuhalten.<sup>69</sup>

Am anderen Morgen führe ich mein Rad über die große Brücke ins Memelland. Von der Höhe der Brückenbogen sieht man, wie der Strom kilometerweit ins Land getreten ist. Bis an den nebligen Horizont ziehen die weißen Heerscharen der Eisschollen stromab. An dem steinernen Wellenbrecher türmen sie sich knirschend übereinander;

---

<sup>69</sup> Johannes bobrowski schreibt: "Wer aus der Niederung ist, weiß: jedes Kind bringt Wochen mit Gestorbenen zu: unter einem Dach. Die Gehöfte sind, im Überschwemmungsgebiet, auf Hügeln angelegt, jedes auf seinem hügel. Dann, Ende Februar und März, ist das Eis morsch, dann ist es nicht mehr betretbar, der Fuß geht wie durch Watte, es knischt ein wenig, und es ist naß. Aber es taut nicht weg. Mit dem Kahn: kein Fortkommen. Dann ist man für fünf, sechs, sieben Wochen eingeschlossen, keine Verbindung zum nächsten Gehöft, das Dorf unerreichbar, aber was heißt Dorf in einer solchen Gegend, also: der Amtsvorsteher oder die Post, aber beide nützen jetzt nichts, eingeschlossen sind alle, und jeder für sich. Wenn jetzt einer stirbt, bleibt er im Haus, bis zum Frühjahr, bis das Eis weg ist, der Schaktarp vorbei. So heißt diese Zeit. Sie hat einen Namen, man versteht warum. Er kann ja auch bleiben, im Haus, der Tote. Unter dem Dach stehen Särge bereit. Eingesargt unter Tränen. Dann steht das da." (LITAUISCHE CLAVIERE; berlin/DDR 1967, s. 132f.)

ganze Eisfelder zersplittern krachend; die Krähen, die mit ihnen stromabwärts führen, flatternd kreischend auf. Die Häuserzeilen am litauischen Ufer stehen im Wasser, aber der Eisgang ist schon etwas schwächer geworden; seit gestern nachmittag sind 150 Kilometer Eisfläche vorbeigetrieben.



Die Brücke hat starken Verkehr: ganz Tilsit geht ins Memelländische hinüber, um Lebensmittel einzukaufen. Die Preise sind dort niedrig und fünf Pfund bleiben zollfrei.

Drüben am Brückenkopf stößt man auf die grüne Uniform der litauischen Zollbeamten. Zuerst sprechen sie litauisch, etwas demonstrativ, um dann schnell in fließendes Deutsch überzugehen. Sie sprechen litauisch wie Kinder, die stolz sind, wenn sie zeigen können, daß sie einer fremden Sprache mächtig sind. Diese Beamten sind alle jung, durchaus liebenswürdig und entgegenkommend. Sie wirken weit mehr wie Soldaten, wie ja überhaupt ein gewisser kindlicher Uniformen- und Zeremonienstolz ein Kennzeichen aller jungen Staaten ist.

Ich muß die Nummer des Rades aufschreiben, muß mit dem Zettel ins Zollgebäude gehen und den Zoll hinterlegen: in deutschem Geld etwa 25 Mark. Gepäck wird flüchtig nachgesehen, Schwierigkeit macht nur Gedrucktes, das aber dafür um so mehr.

Jetzt stehe ich auf der Landstaße in jener seltsamen Spannung, die uns stets befällt in einem fremden Land, dessen Sprache wir nicht verstehen. Es regnet, es ist kalt, es weht

ein scharfer Wind. Man schnürt den Gürtel fester um den Mantel, zieht probeweise die Füße aus dem tiefen schwarzen Schlamm der Landstraße und zündet zwischen hohlen Händen die tröstende Zigarette an.

Erster Eindruck von Übermemel: ein Zigeunerlager, ein Jahrmarkt mit Buden und Zelten, Bauernfrauen vor großen Weidenkörben sitzen, Berge von Eiern, Zwiebeln und gewaschenen Möhren; Fleischer- und Bäckerläden und – jawohl: auch ein Spielkasino hat sich aufgetan. Das alles ist vorläufig, aber kein Zweifel, hier entsteht eine Stadt.

Unterwegs: Vom Damm der Straße meilenweiter Blick über flaches, überschwemmtes Land. Bäume, Büsche, Misthaufen, vereinzelte Gehöfte ragen als Inseln zwischen den treibenden Schollen. Kähne fahren zwischen Gehöften und der Straße hin und her, geschickt durch die Schollen manövrierend.

Es ist eine Landschaft wie bei der Sintflut: Zehntausende von Zugvögeln, soeben aus dem Süden angekommen, suchen trocknes Land. Riesige Flüge von Staren mit blauschimmernden Flügeldecken lassen sich nieder am Straßendamm. Kiebitze, Möwen und Regenpfeifer trappeln im flachen Wasser. Am Himme ziehen Tausende von Lerchen mit einem knisternden Flügelrauschen, als würden Wolken von Seidenpapier zusammengeballt.



Einen Kilometer hinterm Brückenkopf teilt sich die Straße. Geradeaus liegt Tauroggen, links führt der Weg nach Memel über Heydekrug.

Eine halbe Stunde später Mittagessen in einer kleinen Wirtschaft. Der erste Essen in einem fremden Land ist immer von besonderer Bedeutung: Man spürt die Fremdheit an den Speisen: Russischer Kwaß als Anfang und litauische Kringel, ein hartes, trocknes Gebäck, als Schluß.<sup>70</sup> Dazu Grammophon mit deutscher Militärmusik. Sehr billige Preise, das Memelland ist vielleicht heute das billigste Land Europas. – Weiter: Der Regen verdichtet sich, wird Landregen. Der Wind weht hart. Entgegen wie immer, wenn man Rad fährt. Vom Regenmantel rinnen Bäche geradewegs in die Schuhe. Die Strümpfe färben sich dunkel vor Nässe, das Gesicht wird blaurot; es mag ein oder zwei Grad über Null sein. Sehr auffallend überall die zweisprachigen Wegzeichen und Ortsnamen bei einer total einsprachigen Bevölkerung: Litauisch spricht hier außer der litauischen Beamenschicht kaum ein Mensch.<sup>71</sup> Die Straße ist abwechselnd gut und schlecht. Aber häufiger schlecht als gut, eine Kette von Schlaglöchern, die jetzt voll Wasser stehen. Überall am Straßenrand hocken die Steinhauer hinter ihren Windschirmen aus Stroh, Schilf oder Sacktuch. Braunrot verwitterte Gesichter, die Jacke dunkel vor Nässe, das Zeug aus lauter Flickern zusammengesetzt. Die Linke, die den Stein hält, ist von alten Strümpfen oder Stücken von Autoschläuchen umwunden. Tief sitzen sie über den Pulverrauch gebeugt, der aufsteigt, wenn der Stein unter dem Hammerschlag zerbröckelt. Oft arbeiten Familien zusammen, die Kinder schleppen die Steine herbei. Ein Gewerbe, das uns, in der Maschinenzeit, urweltlich-melancholisch anmutet.

Auf der Straße fahren die Leiterwagen der Bauern, bespannt mit Planen. Das sind Fahrzeuge, bei deren Anblick die ganze Völkerwanderung lebendig wird. Sie sind wie fahrende Zelte, haben wenig Eisenbeschlag. Im Heu, das den Wagen anfüllt, sieht man zwischen den Stäben der Leiter die Familie eingekuschelt wie in einem Nest. Der

<sup>70</sup> <http://www.taz.de/!273287/>

<sup>71</sup> "Die Abtrennung des Memellandes [im Vertrag von Versailles] wurde mit dem dortigen litauischsprachigen Bevölkerungsteil begründet, der jedoch tatsächlich keinen litauischen Dialekt sprach, sondern einen Mischdialekt aus Preußisch, Kurisch und Zemaitisch, welcher sich erheblich vom polnisch beeinflussten hochlitauischen Aukštaitisch unterschied und eine Verständigung mit den Hochlitauern fast unmöglich machte. Ein kleiner Teil dieser Minderheit hatte im Akt von Tilsit eine Angliederung an Litauen gefordert. Große Teile auch der einen baltischen Dialekt sprechenden Bevölkerung des Memellandes fühlten sich jedoch eher zu Ostpreußen als zum neuen litauischen Nationalstaat zugehörig. Dazu kam ein starker kultureller Gegensatz: Die Memelländer waren zu mehr als 95 % evangelisch, während das übrige Litauen katholisch war und lange Zeit unter polnischer beziehungsweise russischer Herrschaft gestanden hatte. Wirtschaftlich war das Memelland weiter entwickelt als Litauen." (*Wikipedia*) – Das memelgebiet gehörte zu: "Preußisch-Litauen (im 20. Jahrhundert vereinzelt Deutsch-Litauen, litauisch: Mažoji Lietuva oder Prūsų Lietuva) bezeichnet den seit dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts neben Deutschen, Prußen und Kuren mehrheitlich von einwandernden Litauern besiedelten Raum im Nordosten des späteren Ostpreußen (heute in etwa Oblast Kaliningrad ohne Samland). Bis auf das Memelland zwischen 1923 und 1939 gehörte das Gebiet nie zum Staat Litauen. Dort wird es, oft auf das Memelgebiet eingeschränkt, auch Kleinlitauen genannt." (*Wikipedia*) – Die diskussionsseiten entsprechender wikipedia-artikel lassen ahnen, daß die auseinandersetzungen zur verwirrenden geschichte dieser regionen noch heute auch von historikern (und laien) mit einiger verbissenheit geführt werden.

Bauer unter der Planenhaube hat Kopf und Schultern in eine Pferddecke gewickelt; die kleinen Panjepferdchen traben schweißnaß und regennaß im Zuckeltrab.

Die Gehöfte sind so weitläufig zerstreut, daß man von einem geschlossenen Dorfverband nicht reden kann. Die Häuser sind fast durchweg aus Holz gebaut, ein Balkengerüst, gestreift von welligen Linien. Die Bretter, aus denen die Wände geklinkert sind, bleiben unbearbeitet; so wie sie aus der Kreissäge kommen, bewahren sie noch die Form des Baumstamms auf. Da das Holz meist ohne Anstrich bleibt, bekommt es durch Wind und Wetter einen grünen Algenschimmer. Mit ihren bemosten Schilfdächern, mit ihren grünlichen Wänden heben sich die Höfe kaum vom Hintergrund des Waldes ab. Nur der Schornsteinrauch verrät sie und die Galgensilhouette des Ziehbrunnens.

Zum allergrößten Teil sind diese Häuser von ihren Bewohnern mit geringer Zimmerhilfe selbst erbaut. Man gebe einem Finnen, einem Russen, einem Litauer eine Axt, und er wird eine Welt damit zusammenzimmern.

Das ganze Memelland ist Bauernland; es gibt kaum ein halbes Dutzend Güter. Das ist die Landorganisation, wie sie mir für Deutschland als Vorbild vorschwebt.

Den Straßenrand beherrschen hier nicht die Tankstellen und die Reparaturwerkstätten für Automobile. Aber ab und an trifft man die kleine Holzbude einer ländlichen Schmiedewerkstatt, vor der landwirtschaftliche Maschinen stehen. Vor den Dorfläden sind Reklameschilder für Milchseparatoren und Mähmaschinen angeschlagen.

Kaffee in einem Dorfwirtshaus, das traditionell der Kirche gegenübersteht. Wirtschaft und Laden sind eins. Kahl ist die Gaststube, in der noch die Petroleumlampe brennt. Nur die Wände sind üppig bemalt mit allerlei Marmormustern, Spitzenkanten, Blumen und anderen Künsten der Dekorationsmalerei.

Es erscheint eine Kaffeekanne, groß wie ein Festungsturm, herrliches Brot von einem Neunpfundlaib geschnitten, dazu frischer Honig und Butter im Überfluß. Das kostet in deutschem Geld im ganzen 28 Pfennige. Eine nahrhafte Gegend ist das Memelland.

Weiter nach Heydekrug: Wenn zwei Bauernwagen nebeneinander herfahren, weil die Kutscher sich unterhalten wollen, so sieht das von weitem aus, als sollte da ein Mord begangen werden: wild fahren die Arme durch die Luft, die bärtigen Köpfe fahren stoßend aufeinander los. Durch das Rattern der Räder schreit man sich an auf Leben und Tod. Aber das ist die reine Freundschaft; der harte baltische Aktzent ist sehr reizvoll.



Viehmarkt inn Heydekrug: eine jener endlosen Ortschaften, die den Wanderer durch ihre Länge zur Verzweiflung bringen. Ganze Karawanen fahren mit Peitschenknall, Räderknarren und Rindergebrüll dem Markt entgegen: es ist Viehmarkt in Heydekrug.

Der weite Marktplatz ist nach drei Seiten von Häusern eingefasst. Alle Läden dienen dem Bedarf der Landwirtschaft. Da werden Mehl und Futtermittel gegen Getreide eingetauscht. Da stehen Milchseparatoren, Sämaschinen, Eggen, Kartoffeldämpfer, Drahtgeflecht in Rollen und allerhand Gartengerät. Da gibt es Stoffballen für die Frauen, Kattun, Kaliko und Wollstränge. Da ist Lederzeug für Geschirre. Eine Wollkämmerei, die hierzulande "Wollkämmelei" heißt. Dazu Friseur und Kneipe.

Etwa 300 Pferde und 100 Kühe sind aufgetrieben. In Reihen stehen die Wagen quer über den Markt. Die Kühe bleiben meist auf den Wagen verladen. Zwischen den niedrigen Leitern sind sie mit Stangen und Stricken festgeklemmt. Die Pferde hat man an den Wagenrücken angebunden; sie zupfen sich zwischen den Wagenleitern Heu heraus.

Klein sind die Kühe, klein die Pferde und klein sind auch die Menschen. Die Kühe sind schätzungsweise halb so groß wie deutsches Zuchtvieh, aber recht nützlich, denn sie sind anspruchslos im Futter und geben verhältnismäßig guten Milchertrag. Ist aber die Bauernkuh des Memellandes schon klein, so ist die Kuh des litauischen Bauern kaum größer als ein wohlgeratenes Kalb.

Besser sehen schon die Pferde aus. Man sieht brauchbares Halbblut, aber wenig Reitferdtyp. Viel schlechtes Material, das mehr zum Tausch als zum Verkauf herangeschafft worden ist.



Die Kühe tragen meist die aus Lumpen halb gedrehten, halb gewebten Decken, die hierzulande Heimarbeit sind. Man trifft sie auch in ganz Ostpreußen als Teppiche und Läufer. Den Pferden hat man Schafpelze übergeworfen.

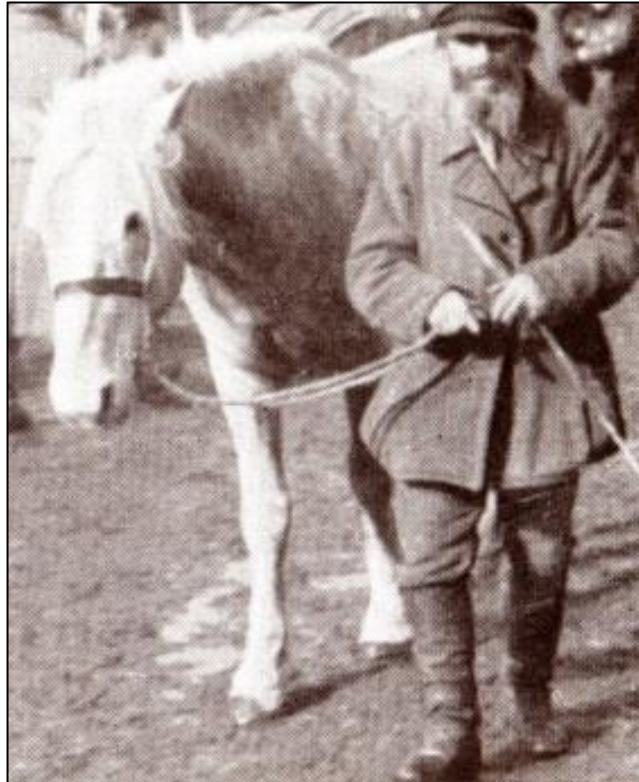
Ein starker Eindruck geht von den Menschen aus. Die Gesichter dieser Bauern sind knochig, hager und von einer beinahe wilden Energie beseelt. Diese Gesichter erinnern fast an gewisse südamerikanische Indianertypen. Bestimmt ist es nicht der schlechteste Vergleich, den ich von einem weitgereisten ostpreußischen Maler hörte, der die Bewohner der Memelmündung mit den Batakern auf Sumatra verglich. Sicher war die Erregung, die sich in ihren Gesichtern spiegelte, ungewöhnlich: es bedeutet viel von dem Bauern, wenn er von einer Kuh sich trennt, wenn er ein Pferd kauft oder tauscht. Da stehen Mann und Frau bei der Kuh, die sie verkaufen wollen. Die Frau hält die Kuh ganz fest beim Kopf und der Mann hält sie ebenso fest bei der Schwanzwurzel. Über den niedrigen Rücken der kleinen Kuh hinweg blicken ihre besorgten Gesichter sich an. Sie wollen verkaufen, aber sie wollen doch sich von der Kuh nicht trennen. Der Handel geht sehr schleppend. Es scheint, daß weder Käufer noch Verkäufer den selbständigen Mut haben, ein Geschäft zu machen. Freunde und Nachbarn umstehen sie als Eideshelfer; zerren ihnen die Hände hoch, wenn es zum Zuschlag geht. Schlagen sie ineinander mit Gewalt, klopfen ihnen auf die Schultern – und dann steuert die ganze Gesellschaft dem Wirtshaus zu.





Die Kleidung ist nach west- und süddeutschem Begriff zerlumpt. Der Eindruck entsteht zum Teil durch die Schafpelze, deren wirre Zottel an den Gestalten der Männer herunterhängen. Die Frauen tragen bunten Kattun und große, dunkle Wolltücher, die Kopf und Gesicht fast ganz umhüllen. Jüdische Pferdehändler mit langen, gauen Lockenbärten und Schläfenlöckchen, gekleidet in lange, graue Schulmeisterröcke, führen Schindmähren am Zügel hinter sich, die sie aufkaufen für den Schlächter. Junge Burschen führen die Gäule den Käufern im Trab vorbei an flächsernen Trensens. Aber nur wenig Tiere werden gekauft. Die Preise sind außerordentlich gedrückt. Eine gute Kuh gilt etwa 100 Mark. Der Haupthandel ist Tausch.

Wenig Schlaf in dieser Nacht: Draußen tobt ein Frühlingssturm und drinnen im Gasthaus ein Gesangverein.



Irrfahrt nach Ruß. Ohne viel auf den Weg zu sehen, schwinge ich mich am anderen Morgen in den Sattel. Die Straße ist noch schlechter als gestern. Nach drei Kilometern Fahrt scheint das Land vollkommen im Wasser zu versinken; immer weiter werden die Strecken überschwemmten Landes, immer dichter rückt das Wasser an den Straßenrand, und mit einemmal mündet der Weg in einen meilenweiten See hinein.

Ein Landbriefträger, der mit hohen schwarzen Schmierstiefeln, mit Knotenstock und Soldatenrock seltsam an einen friederizianischen Soldaten erinnert, ruft mir zu: "Mit dem Boot können Sie noch weiterfahren." Ich warte und sehe den Maulwürfen zu, die unruhig von einer Seite des Straßendamms zu anderen laufen. Sie suchen Erde, um sich einzuwühlen, aber die Erde ist überschwemmt. Jetzt gleitet ein Boot, gestakt von zwei Fischern, zwischen den Stämmen des überschwemmten Waldes hervor. Das Rad wird auf den flachen Boden gelegt; die Schiffer staken los. Eine Kette von Eisschollen bezeichnet die Linie der Straße. Die Schollen haben sich festgefahren an dem erhöhten Straßendamms. Ein eisiger Wind weht uns entgegen, die Stakstangen verschwinden gut einen Meter im Wasser, es ist schwere Arbeit. Die Fischer fragen mich aus nach Deutschland. Das Reich erscheint ihnen als das gelobte Land. **Hitler ist für sie eine Persönlichkeit von mystischer Größe.** Sie fragen genau, wie er aussieht. Der eine der

Männer war im Krieg Soldat; es war mir seltsam, zu sehen, wie der Krieg in dem Gedächtnis dieses einfachen Mannes schon wieder zum Mythos geworden war. Er hatte an beiden Fronten gekämpft, aber er wußte schon nicht mehr, welche Ortschaften in Frankreich und welche in Rußland gelegen hatten.

Am Horizont steigt jetzt die Silhouette einer Ortschaft auf hinter einer hohen Bogenbrücke. Wir fahren mitten in ein überschwemmtes Gehöft hinein und landen am Misthaufen. Die Fischer fragen: Wann fahren Sie zurück?

"Ich fahre nicht zurück, ich will nach Memel."

"Aber da ist doch alles überschwemmt, Sie kommen nicht weiter, Sie sind in Ruß<sup>72</sup>, nicht auf der Straße nach Memel."

Wir lachen, trinken einen Schnaps zusammen und fahren, diesmal unter Segel, zurück nach Atmath, dem Ausgangspunkt der Irrfahrt.

Es regnet weiter. Die Nachrichten von der Strecke nach Memel lauten ungünstig, an vielen Stellen ist die Straße überschwemmt. Ich verzichte darum auf den Ehrgeiz, die fünfzig Kilometer gegen Wind und Regen anzuradeln und fahre mit der Bahn. Hier begegnet mir zum erstenmal litauischer Nationalismus: Die Bahnbeamten verstehen demonstrativ kein Deutsch.

Der Zug ist voller Kinder, die von der Schule nach Hause fahren, sie wiederholen lärmend eine litauische Lektion. *Die Bestrebungen zur Litausierung des Memellandes dürfen keineswegs unterschätzt werden.* Die memelländer Bauernjungen werden als gute Soldaten in der litauischen Armee besonders geschätzt und rasch befördert, sie denken gern an diese Soldatenzeit zurück. Mit litauischen Lehrern kann auch die litauische Sprache tiefer in das Volk des Memellandes eindringen. *Man wird versuchen müssen, das Schwergewicht der Erziehung wieder mehr ins Elternhaus zu legen.*<sup>73</sup>

Memel zeigt wie alle Ostseestädte seine beste Seite an der Wasserfront. Mit den riesigen Holzstapel, die die ganze Uferfront besäumen, mit den Schloten ihrer Sägewerke und Werften macht die Stadt einen beinahe großartigen Eindruck. Das Stadttinnere ist trotz vieler schöner alter Bauten wenig eindrucksvoll, weil die Stadt ungeheuer weitläufig angelegt ist. Obwohl Memel eine alte Hansestadt ist, der alle möglichen Errungenschaften der Kultur und der Zivilisation zugebilligt werden müssen, gewinnt man den Eindruck einer jungen Stadt. Das machen die großen freiliegenden Flächen und der etwas kolonisatorische Charakter der Zivilisation: es gibt immer nur

<sup>72</sup> Immanuel Kants Urgroßvater Richard Kant (etwa 1575-1635) war Krugpächter (das ist ein Gasthaus) in Ruß bei Heydekrug: <https://www.geni.com/people/Richard-Kant/363624393870013538>.

<sup>73</sup> Wer: *man*? Das Memelland ist litauisches Staatsgebiet..

*das Hotel, das Café, das Kino, das gute Krankenhaus.* Wie überall im Osten liegt das Viertel der Neubauten in der Bahnhofsgegend.

Am interessantesten ist das Leben und Treiben auf dem Markt. Hier fahren am Sonnabendmorgen Tausende von Bauernfuhrwerken auf; die Marktstände dehnen sich bis in die anliegenden Straßen hinein, so daß die ganze Stadt in einen großen Markt verwandelt scheint.

Da sind Holzschuhe reihenweise zu Regimentern auf dem Pflaster aufgebaut. Jedes Paar trägt ein anderes Schnitzwerk, oder ein anderes Muster bunter Blümchen. Da ist viel Kinderspielzeug, Holzgeschirr, Leitern, Faßpunde, Zuber, Besen, Harken und andere Erzeugnisse ländlicher Heimarbeit. Die Bauernfrauen, die in langen Reihen am Rand des Bürgersteigs vor ihren Milchkanen, Quarkschüsseln und Butterpaketen sitzen, geben jedem, der will, Kostproben ihrer Ware. Von den Wagen herab, die zu großen Burgen aufgefahren sind, verkauft man Gemüse und Eier. Die Fischhalle birgt ungeheure Mengen von Haffischen, Hecht und Barsch, Aal und Plötz. Es scheint, daß die Stadt sich für ein Jahr verproviantieren könnte mit den Lebensmitteln, die auf diesem einen Markt angefahren sind. Die wirtschaftliche Not, die dem Memelland durch die Abtrennung von Deutschland erwachsen ist, wird hier mit einem Schlage ganz deutlich, wenn man die Preise betrachtet. Ich gebe hier einige auf deutsche Währung umgerechnet.

Eier 2 ½ Pfennig das Stück, frische Butter 60 Pfennig das Pfund, Rindfleisch 25 Pfennig das Pfund, Schinken 35 Pfennig das Pfund.

Wahrhaftig, das Leben ist billig hier. Aber wie soll der Bauer bei diesen Preisen bestehen? Dabei sind alle Waren, die der Bauer einkaufen will, Metallwaren, Stoffe, Kleidung, durch hohe Zölle überteuert.

Gespräch mit einem Schuster: Ich habe im Memelland mit vielen Menschen gesprochen, um mir ein Bild der Lage zu verschaffen. Ich sprach mit Konsuln, Redakteuren, Landtagsabgeordneten, Lehrern und anderen Würdenträgern. Aber in keinem dieser Gespräche habe ich ein so deutliches Bild bekommen wie durch die Unterhaltung mit einem alten Schuhmacher.

Er gehörte zum alten Schlag des Handwerkers, der heute im Aussterben begriffen ist. Er sah aus wie eine Heiligenfigur auf einem alten Bild: strahlende blaue Augen in einem Gesicht von gesunder Röte, umgeben von einem Vollbart, der so blond war, daß er beinahe strahlte. Er war von der stillen nachdenklichen Art; seine Meinung war etwa die folgende:

Nicht die Völker sind schuld, wenn im Memelland eine mit Zündstoff geladene Atmosphäre herrscht, nicht die Deutschen und nicht die Litauer, sondern das unglückliche Memelstatut. Das Verhältnis der deutschen und der litauischen Bevölkerung ist von Natur ein gutes und freundliches Verhältnis. Aber ein Unglück ist es, wenn das Volk der niederen Kulturstufe, die Litauer, über das Volk der höheren Kulturstufe, die deutschen Memelländer herrscht.

Wenn ein Volk wie das litauische nach einer langen Zeit der Unterdrückung eine freie selbständige Nation geworden ist, so ändern sich gewisse Züge seines Wesens. Die junge Nation gewinnt an Selbstbewußtsein. Es verschwinden die erzwungene Demut und Unterwürfigkeit und damit auch die "Falschheit", die nach dem Urteil des Herrenvolkes stets ein Charakterzug der unterworfenen Völker ist. Dies junge litauische Nationalgefühl meldet heute Ansprüche an und schießt dabei in vieler Beziehung über das Ziel hinaus. Die Existenz dieses Nationalgefühls und die Veränderung des litauischen Nationalcharakters ist aber der Bevölkerung des Memellandes noch nicht richtig zum Bewußtsein gekommen.

Für den deutschen Memelländer war der Litauer immer der Muschik, das Bäuerlein, das dreckig und zerlumpt zum Markt gefahren kam mit seiner Holzfuhr, einen unwahrscheinlich langen Weg, und das eine unwahrscheinlich kleine Summe für sein Holz bekam. Der arme Kerl, dem die trockene Brotkruste aus der Tasche herausguckte, der nicht lesen und nicht schreiben konnte, vor dem man sich aber hüten mußte, damit er nichts stahl.

Auf der anderen Seite ist die Erinnerung des Memelländers an Deutschland eng verknüpft mit den glücklicheren Zeiten der Vergangenheit. Man entschließt sich ungern von einem gewissen geistigen Hochmut herabzusteigen; aus einer überlieferten Haltung, die Deutschsein gleichsetzte mit Herrsein.

Von einer eigentlichen Unterdrückung und Bedrohung der deutschen Kultur, wie etwa in Polen, kann wohl in Zukunft nicht die Rede sei, nachdem die Wahlen die große Ernüchterung gebracht haben.<sup>74</sup> Die große Gefahr liegt nur in der massenweisen Einwanderung von Litauern im Memelland. Diese Einwanderung wird von der litauischen Regierung gefördert; sie brauchte aber gar nicht gefördert zu werden: sie vollzieht sich zwangsläufig, weil das Memelland dem litauischen Proletariat als ein gelobtes Land erscheint. Dort gibt es Arbeitsgelegenheit, soziale Einrichtungen, wie gute Krankenhäuser und Arbeitslosenunterstützung. Die Memelländer wiederum stellen gern litauische Arbeitskräfte ein, weil deren Ansprüche geringer sind. Das Deutschtum

---

<sup>74</sup> "Die Wahl zum Landtag 1925 erbrachte sehr hohe Stimmenanteile (ca. 95 %) für die Deutschsprachigen, die Autonomie oder einen Anschluss an das Deutsche Reich vertraten. Im Dezember 1926 wurde per Kriegsrecht die Autonomie weitgehend aufgehoben, die weiteren Wahlergebnisse fielen aber weiter eindeutig gegen die Litauer Militärdiktatur von Antanas Smetona aus." (Wikipedia)

des Memellandes hat es also selber in der Hand, der Einwanderung von litauischem Proletariat Grenzen zu ziehen, indem es sich in der Verwendung von litauischen Arbeitskräften Beschränkung auferlegt. Die Lage des Memellandes ist im Grunde die gleiche wie die der Insel Ostpreußen: Es gibt kein polnisches und kein litauisches Problem: es gibt nur ein deutsches Problem.

Das war die Philosophie des Schusters und ich glaube, es ist keine schlechte Philosophie.

### **Nasse Nehrungsfahrt**

Das Schwert: Eine Stunde nach Mittag setze ich mit der Fähre vom Markt in Memel nach der Süderspitze der Nehrung über. Das Rad lehnt an der Reling. Die Mauern der Straßen sinken zurück, die Ränder der Stadt zerdehnen sich; eingefäßt in das Dach des Decks und die Stützen der Reeling sehe ich jetzt den Schattenriß von Memel wie ein gerahmtes Bild. Sehr stattlich sieht die Stadt vom Wasser aus. Die Mauern tauchen langsam hinter Stapel von gelblichem Holz, die die ganze Uferfront besäumen, Schlote stechen spitz, wie Bajonette hinter einer Palisadenwand, daraus hervor. Rückwärtsschauend erwarte ich den Augenblick, wo die Stadt unterm Horizont versinkt, aber nein: ihr Bild bleibt stehen, mit einem Ruck sozusagen. Die Fähre hat am andern Ufer angelegt.



Jetzt wird es ernst: Vor mir liegt die Kurische Nehrung in ihrer ganzen Länge von 130 Kilometern.<sup>75</sup> Autos und Eisenbahnen kennt sie nicht. Auf dem Haff treiben noch kleine Eisberge von der Schneeschmelze umher und in den Waldschatten liegen noch Mauern von verharschtem, schwärzlich aussehendem Schnee. Die Poststraße ist eben erst abgetaut; sie hat genau das Aussehen und die Festigkeit von Schokoladenpudding.

Auf der Karte sieht die Nehrung aus wie eine Säbelklinge. Die Faust der Halbinsel Samland hält sie fest. Ihre Schneide, der Ostsee zugekehrt, ist von den Wogen gehämmert und vom Wind geschliffen; eine absolut ebenmäßige, sanft geschwungene Linie. Ihr Rücken, dem Haff zugekehrt, ist gezackt wie eine Säge. Die alte Poststraße, die die ganze Länge der Nehrung durchzieht, kann man die Blutrinne der Säbelklinge nennen. Der Strand, der Ostsee zu, ist ebenmäßig flach. Auf der Haffseite zieht sich eine Kette hoher Dünen von Memel bis fast nach Cranz, runde Hügel, die auf der

<sup>75</sup> "Die Kurische Nehrung (litauisch Kuršių nerija, russisch Куршская коса/Kurschskaia kossa) ist eine 98 km lange Halbinsel an der Nordküste des Samlands. Sie beginnt in Lesnoi und endet am Memeler Tief. Seit 1945 gehören die nördlichen 52 km zu Litauen und die südlichen 46 km zur russischen Oblast Kaliningrad." – Südwestlich davon (getrennt durch die Halbinsel des Samlands mit Königsberg): "Die Frische Nehrung (polnisch Mierzeja Wiślana, russisch Балтийская коса Baltijskaja Kossa) ist eine schmale Landzunge (Nehrung) von rund 70 km Länge und einigen hundert Metern Breite (größte Breite 1,8 km), die in nordöstlicher Richtung verläuft und das Frische Haff von der offenen Ostsee abtrennt. Quer über die Frische Nehrung verläuft die Grenze zwischen Polen (Woiwodschaft Pommern) und Russland (Oblast Kaliningrad)." (Wikipedia)

memelländischen Nehrungsseite bis Nidden bewaldet sind, von da ab bis Rossitten aber nackter, gelber Sand.

Schwindlige Landschaft: Schwarzort liegt 20 Kilometer entfernt, Schwarzort muß heute noch erreicht werden, es ist die einzige Übernachtungsmöglichkeit.

Menschen, die nicht gewohnt sind, auf Landwegen zu radeln, wissen nicht, was Waldarbeiter, Förster und Landbriefträger mit ihren Rädern leisten. Wo ein Mensch überhaupt noch gehen kann, da kann er auch noch radeln.

Ich entsinne mich der alten Kniffe, fahre auf der äußersten Kante der Poststraße, die auch in trocknen Zeiten nie besser als ein Holzabfuhrweg gewesen ist. Hier schaffen die Wurzeln der Kiefern einen festen Untergrund. Tief muß man sich über die Lenkstange beugen, daß die struppigen Zweige über den Rücken streifen. Seltsame Landschaft: der Wind weht hart und sausend von der See über Hügel, die wie erstarrte Wogen sind. Am Himmel ziehen eilig große Wolken, die Kiefern schütteln ihre Zweige – die ganze Landschaft scheint zu wandern, zu wogen, zu strömen. Man wird schwindlig von dem Anblick.

Der Weg steigt, erreicht den Kamm der Hügel. Da steht mit einemmal die hohe Wand des Meeres, gestreift von weißen Bändern der Brandung, als müßte diese hohe Wasserwand im nächsten Augenblick herunterstürzen.

Das macht das seltsame Licht, das sind die Spiegelungen in dem weißen Dünensand, die schwindelnde Fahrt der großen Wolkensegel, das betäubende Brausen des Windes; sie täuschen die Augen.

Die Straße wendet sich zum Haff. Jede Biegung öffnet einen neuen Blick: Wiesenhänge beckt mit Wintergras, das in der Sonne wie reife Getreidefelder leuchtet. Wacholderbüsche, ein so dunkles Grün, das es beinahe schwarz erscheint, stehen gruppiert in seltsam dramatischen Gesten. Wie eine große Bühne, auf der so etwas wie ein Sturm auf die Bastille oder ein Hexentanz auf dem Brocken spielt, so sehen diese Wiesen aus.

Dahinter das Haff, hellblau, ein Spiegelbild des Himmels. Wie am Himmel die Wolken, so segeln auf dem Haff große, weiße Eisschollen.

Gläserne Kugel: Ein Mann kommt mir entgegen, jung, braunverbrannt, in einem blauen Anzug. In der Hand trägt er eine große Glaskugel, die in der Sonne glitzert. Wie er schon vorbei ist, fällt mir ein, daß ich ihn gern gefragt hätte, was die Glaskugel bedeuten sollte. Jetzt muß ich immerfort über diese Sache nachdenken: War es ein Schuster auf der Wanderschaft, der seine Schusterkugel bei sich trug? War es ein Bauer, der die spiegelnde Kugel als Zierat in seinen Garten setzen wollte? – Nein, er sah mehr



wie ein Seemann oder wie ein Fischer aus. Jetzt weiß ich: die Kugel ist ein Schwimmkörper, wie ihn die Fischer brauchen für ihre Schleppnetze.

Der salzige Seewind laugt die Haut, macht durstig. Ich kratze die schwarze Oberschicht von einer Schneewächte fort; lassen einen Klumpen grobkörnigen weißen Schnee im Mund zergehen. Die Kälte brennt den Gaumen. Merkwürdig wenig Tropfen Wasser stecken in einem Mundvoll Schnee.

Die Sonne sinkt, zieht alle Wärme aus der Luft mit sich. Es wird kalt. Die Gegend wird flach und sumpfig. Die Gräben an der Straße fließen über. Flache Bäche spülen über den Straßendamm. Absteigen und waten. Nebelkrähen schreien im Baumgestrüpp. Sie sitzen auf den Zweigen, die der Wind peitscht, mit gebreiteten Schwingen, mühsam Gleichgewicht haltend. Keine fünf Schritt sieht man im dichten Unterholz. Sollten hier nicht Elche oder Schwarzwild sein? Aber da sind nur Habicht und Bussard, die am Himmel kreisen.

Schwarzort taucht auf aus einem dunklen Tannenwald, als ich den Ort schon gar nicht mehr erwartete. Ein kleiner Hafen linker Hand; schwarzgeteerte Boote und Fischernetze, strohgedeckte Katen. Dahinter, dem Hang des Hügelks angelehnt, ein kleiner Badeort mit dem Villen- und Pensionshäuserstil der neunziger Jahre, zum Glück in den Tannen einigermaßen versteckt.

Marsch durch die Wildnis: Von Radfahren kann nicht mehr viel die Rede sein. Seit die Sonne hoch steht und der Boden auftaut, ist alles Sumpf. Man muß mit dem Rad einen Anlauf nehmen, sich abstoßen, aufstützen auf die Rahmenstange, ihn halb fahrend, halb im Weitsprung überfliegen. Manchmal glückt es, manchmal nicht. Nun sieht die Landschaft aus wie eine Salzsteppe: kahle Bodenwellen, Dünengras und graue Flechten, Weidengestüpp, die Rinde beinahe weiß. Sumpflöcher mit Schilfgürteln, Zwergwälder von Kiefern, vom Seewind geknickt, gebeugt, verkrüppelt.

Es singen die einsamen Telegrafendrähte wie Äolsharfen unter dem gleichmäßigen Anprall des Sturms, es dröhnen ihre Stangen. Der stuppige Wald knackt, quietscht, reibt seine Äste aneinander, als wäre er ein ungeheurer Besen, der den Himmel fegt. Die Vögel unter der wandernden grauen Wolkendecke segeln wie Schiffe am Wind; sie stellen ihre Schwingen schräg, die Weihen, Bussarde und Reiher. Bloß die Krähen, die schlechten Flieger, gleiten schwankend, mit hastigen Flügelschlägen dahin, ärgerlich schreiend.

Begegnung der Urzeit: Ich schiebe das Rad einen steilen Hügelkamm hinauf, anstampfend gegen den Wind, den Kopf tief über die Lenkstange gebeugt. Auf einmal im Grau der Steppe – ein schwarzer Hügel – er bewegt sich! – Im nächsten Augenblick liegen Rad und Mann platt am Boden.

Elche! Keine dreißig Meter entfernt.

Mit Herzklopfen auf Händen und Füßen bis zum Hügelrand, Kopf heben, Zoll um Zoll, vor Erregung zitternd. Es sind vier Stück, ein großer Schaufler, zwei Kühe und ein Kalb, friedlich äsend. Ich wage meinen Augen kaum zu trauen. In ihrer Ruhe sind die Formen dieser Leiber der Landschaft so verwachsen, daß man sie für Hügel oder Bäume halten könnte. Trotz ihrer auffallend dunklen Färbung vermählen sie sich schattenhaft den Bodenfalten, dem Gestrüpp.

Der große Schaufler wirft den Kopf und windet. Was für ein Haupt! Unter der schwarzen Kuppe des Widerrists schwingt es von einer Seite auf die andere, selbst jetzt, in der Bewegung noch einem Stück der Landschaft, einem windgeschüttelten Buschwerk ähnlich. Grau ist die Mähne, grau sind die hohen, dünnen Säulen seiner Beine, schwarz ist der Leib. Jetzt kommt die dunkle Masse in ziehende Bewegung, die hellen Stämme der Beine knicken ein, langsam, weitgreifend in Schwung. Die großen Lauscher zucken, der Zackenrand der Schaufeln hebt sich deutlich gegen den Himmel ab. Schräg zieht er mir entgegen, wachsend mit jedem Schritt. – Steht, keine zwanzig Meter mehr entfernt, hoch auf dem Kamm des Hügel, sieht auf mich herab. Ruhig, unbeirrt, als hätte er längst von mir gewußt. Eine wundervolle Würde liegt in seiner Haltung; etwas von der Trauer, die stets die letzten eines adligen Geschlechts umweht. Reglos, das schwere, gekrönte Haupt gegen die ziehenden Wolken gestellt, gleicht er einem lebenden Denkmal.

Die Kühe haben die Köpfe aufgeworfen, sie setzen sich in Gang, einen ziehenden, zeitlupenhaften und doch seltsam fördernden Gang. Sie halten sich weit überm Wind. Ein unerhörtes Schauspiel, dieser federnd-schwingende Trab, etwas Gespenstisches. Man begreift mit einemmal, wie diese riesigen Leiber über die schwankende Decke der Moore mehr schweben als laufen.

Jetzt zieht der Schaufler mit langsamen, unendlich langen Schritten quer über die Straße. Er verschwindet im Wald. Die Kühe folgen. Minutenlang sehe ich noch ihre Häupter hocherhoben durch die Zweige wippen. Dann ist die Erscheinung entschwunden.



Quelle: Willy Kramp: OSTPREUSSEN, WESTPREUSSEN UND DANZIG (München 1962, Bild 175)

Dies ist die Gegend zwischen Perwelk und Preil, zwei kleinen Fischerdörfern, die in etwa fünf Kilometer Entfernung am Haffstrand liegen. Diese flache, sumpf- und gestüpfbedeckte Landschaft ist die Zufluchtsstelle für die letzte geschlossene Elchherde, die etwa hundert Stücke zählt.

Nachträglich habe ich gehört, daß man im Sommer die Badegäste mit Wagen ins Elchrevier zu fahren pflegt. Ich bin froh, daß ich nichts davon wußte; es hätte dem Erlebnis etwas weggenommen.<sup>76</sup>

Schilderhaus im Wald: Am Nachmittag erreiche ich Nidden, ein ziemlich weitläufiges Dorf und ein Badeort.<sup>77</sup> Obwohl die Grenze des Memellandes noch einige Kilometer südlich liegt, muß man sich hier bei der Behörde melden und einen Paß visieren lassen. Es ist Sonntag, der litauische Zollbeamte hat einige Mühe, den Geldbetrag zu finden, den ich an der Tilsiter Memelbrücke als Zoll für mein Rad

<sup>76</sup> Der elch kommt in nördlichen nadelwäldern und taigagebieten vor (nordamerika, Nordeuropa, nordasien) und gilt als nicht gefährdet. In polen sollen derzeit (2017) um 28.000 tiere leben. Von dort aus siedeln sich elche zunehmend in ostdeutschland und bayern an.

<sup>77</sup> "Die Künstlerkolonie Nidden war eine bedeutende Künstlerbewegung in Ostpreußen. Durch seine exponierte Lage auf der Kurischen Nehrung zwischen Ostsee und Kurischem Haff sowie durch die eindrucksvolle Dünenlandschaft zog Nidden neben vielen auswärtigen Malern und Literaten zumeist Schüler und Lehrer der Kunstakademie Königsberg an, die in der Abgeschiedenheit des Ortes Ruhe und Inspiration suchten. Bis in die 1930er Jahre vergab die Akademie sogenannte Blode-Stipendien, die mit einem kostenlosen Aufenthalt im Gasthof Blode in Nidden verbunden waren." (Wikipedia)

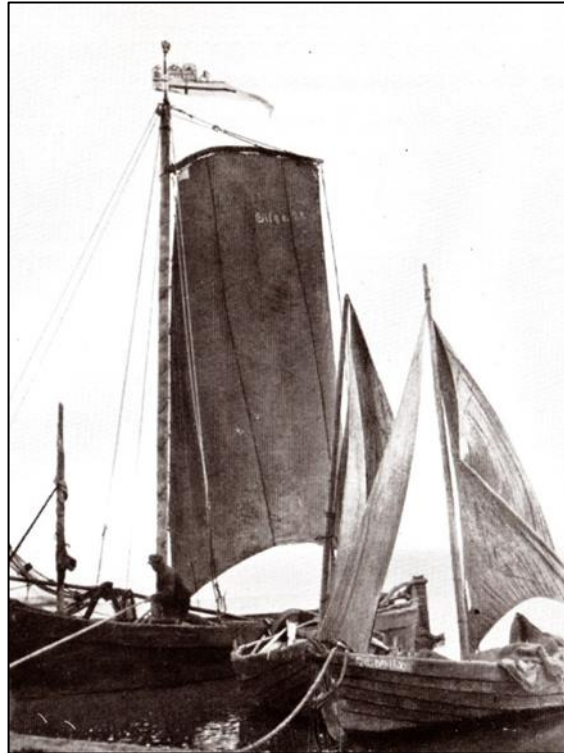
hinterlegte. Aber der freundliche Mann entledigt sich der Aufgabe mit der größten Liebenswürdigkeit.

Bei strömendem Regen und sinkendem Licht Marsch durch den Sumpfwald. Müde und abgekämpft von der beständigen Anstrengung, die Füße aus den Lehmlöchern herauszuziehen. Ein geisterhaft toter Wald umsäumt die Straße. Kahle Äste und dichtes Unterholz sind dick mit Moosen behangen. Nebelfetzen hängen an den Wipfeln, Windstöße treiben sie in spitzen Schwaden über den Weg.

Ich atme auf, als freies Land sich öffnet.

Da steht, mitten auf einer großen Wiese oder Steppe, ein Schilderhaus. Ein Hund beginnt zu bellen. Ein Mann tritt aus dem Häuschen, eine Flinte in der Hand – der litauische Grenzposten. Er hat ein Brett vor sein Schilderhaus gelegt, damit er trocken stehen kann, und dies Brett macht, daß er genau so aussieht wie ein Zinnsoldat.

Er besieht den Paß, legt grüßend die Hand an die Mütze: nun bin ich in Deutschland. Ganz unverkennbar. Denn da steht ja ein Schild mit den drei schwarzen Punkten, die bedeuten, daß hier Autofahren verboten ist. Zwar würde auch der Kühnste es nicht wagen, ein Automobil durch diesen Sumpf zu steuern, aber darum ist das Schild doch ebensogut wie irgendein anderes. Zwei Kilometer dahinter liegt der deutsche Schlagbaum über der Straße, und links, gedeckt vom Kiefernwald, am Haff, das Fischerdorf Pillkopen, für heute mein Nachtquartier.



Wikinger: Der Wind hat sich gedreht. Von Osten her braust er über das Haff. Die Brandung des Stauwassers überspült die niedrig gelegenen Uferweiden, schlägt bis fast an die Mauern der Fischerhäuser. In sinkender Nacht ist das ganze Dorf von einer großen Aufregung erfüllt: Die Fischer haben sich im Krug versammelt, sie haben beschlossen auszulaufen. Heute nacht. Zum erstenmal in diesem Jahr, kaum vierundzwanzig Stunden nach dem Aufbruch der Eisdecke.

Im Krug dampft der Grogkessel. Südwester und Ölmäntel hängen zum Trocknen über dem großen, rauchschwarzen Backsteinherd. Der ersten Grog wärmend im Leib, halb betäubt von der plötzlichen Wirkung des Alkohols auf den ermüdeten Körper, laufe ich mit den andern nach dem Strand.

Da, in den Schaumstreifen der Brandung, reiten die schwarzen Fischerkutter, rundleibig, hochgebaut, vor ihren Ankern. Warpanker sind vom Heck aus nach dem Strand geworfen, ihre Taue straffen und entspannen sich im Wiegen der Schiffsleiber. Wild schlagen die Masten vor der dunklen Wand des Himmels hin und her. Zwei Masten auf jedem Fahrzeug, ein kleiner am Bug, ein Hauptmast im Mittelschiff, der den sonderbaren Flügel der kurischen Schiffer trägt. Diese Wetterfahnen sind geschmiedet, oder aus Holz geschnitzt. Figuren von Schattenspielen ähnlich, zeigen sie die Silhouette einer Ortschaft, eines Schiffes, eines Tieres, Elch, Hund und Hirsch und stilisierte

menschliche Gestalten, die wie Kinderzeichnungen aussehen. Die Wetterfahnen sind die Volkskunst der Nehrung und die Erkennungszeichen der Boote.<sup>78</sup>



Es ist, als teilte sich die Wildheit des Wetters, der Tanz der Schiffe den Menschen mit. Gegen den helleren Himmelstreif im Westen sieht man die Fischer, scharfgeschnittene Schatten, hoch auf Wagen stehend mit geschwungenen Peitschen. Sie treiben die Pferde an mit lauten Rufen und platschend traben die Hufe durch das seichte Wasser bis zu den Schiffen heran. Die Nehrungspferdchen gehen ins Wasser wie Fische. Mit vorsichtigen Hufen steigen sie über die gespannten Ankertaue, treten ruhig in die Brandung, die ihnen die Brust umspült. Da stehen sie, mit gesenkten Köpfen, lassen sich die Wellen um die Mäuler spülen, geduldig wartend. Um die Boote toben Stimmen, die das Sausen des Windes zu übertäuben suchen. Männer auf den Wagen werfen Männern in den Booten Ballen von Netzen und Gerät herüber. Frauen lenken Wagen; ihre Kleider wehen, ihre hohen Stimmen klingen schrill wie Möwenschrei.

<sup>78</sup> "Um die Fischerei auf dem Kurischen Haff kontrollieren zu können, wurde 1844 ein System von Erkennungszeichen eingeführt. Die 62 mal 31 Centimeter grossen Blechschilder mit ihren farbigen Flächen liessen die Herkunft des Kahns erkennen - schwarzweiss für die Dorfer auf der Nehrung, rotweiss für die auf der anderen Seite des Haffs, blaugelb für die Kahne aus dem Samland. Die Wetterfahnen, von den Fischer selbst als "Flagge" oder "Wappen" bezeichnet, hatten eine Krone, eine dem Wind zugewandte und eine dem Wind abgewandte Seite. Letztere war meist reich geschmückt mit Motiven aus dem heimlichen Dorf (die Kirche, das Haus, ein Elch, ein Schiff u.a.). Besonders eindrucksvoll waren die Wetterfahne aus Pilkoppen, Nidden, Purvin und anderen Dorfern der Nehrung mit ihren durchbrochenen Schmuck aus geschnitzten Elchen, Vogel oder Haussilhouetten. Die Wetterfahnen wurden in den wenigen ruhigen Stunden geschnitzt, wenn das Netz ausgeworfen war und man auf den Fang warten musste. Jedes Motiv hatte seine symbolische Bedeutung. Eine Kirche stand für den Glauben, ein Elch war ein Symbol von Stärke, ein Kreis am höchsten Punkt der Wetterfahne bedeutete eine Frau, ein Kreuz einen Mann - so konnte man sogar ablesen, wer zur Familie gehörte." (<http://www.autentic.lt/index.php?id=8&L=2> )

Jetzt sieht man vorn am Bug, wild mit ihm auf- und niedertanzend, Gestalten, die Hand über Hand die Ankertaue einholen. Fahrt kommt in das Fahrzeug, es gleitet hinaus, legt sich in den Wind; mit mächtigem Flattern beginnt der dunkle Flügel des Segels jetzt zu schlagen, knatternd und knallend, bis die Spritstange es strafft und die Schot es hereinholt. Nun treibt das Schiff seitwärts, vor der Kette der andern, man sieht den Schiffer, wie er mit rasender Hast das Steuerruder einsetzt. Jetzt schießt es hinaus, eine dunkle Masse in Schaum und Gischt gehüllt. Hoch aufgerichtet steht ein Mann am Mast. Das hohle Blatt eines Ruders taucht er in die Wellen und wie aus einer Kelle schleudert er in weitem Wurf Wasser gegen die Segelfläche, wieder und wieder, bis das Rot der geteerten Leinwand sich schwarz färbt, bis das Segel gedichtet ist gegen den Wind.

So segelt Schiff auf Schiff hinaus, taucht in die Dunkelheit der Nacht. Auf den Wagen stehen verlassen die Frauen, sie winken und weinen. So und nicht anders war das vor mehr als tausend Jahren, wenn die Wikingerschiffe ausliefen auf Beutefahrt. – Es macht mein Herz schwer und wild vor Sehnsucht, mit hinauszufahren.

Aber ich ging ins Dorf zurück und schlief in dieser Nacht in einem tollen Staatszimmer voll ausgestopfter großer Vögel und vor einem geöffneten Klavier, auf dem die Noten standen: *Schön ist die Jugend – sie kommt nicht mehr.*



Segelflieger: Hinter Pillkoppen beginnt die große Düne. Man muß die Augen zusammenkneifen, sie zu sehen, so stark blenden ihre hohen Wände von gelbem Sand mit Millionen funkelnder Quarzkörnchen. Über dem satten Gelb schweben die silbernen Tupfen der Weidenkätzchen, helle Flammen über einer warmen Glut.

Womit kann man die Form der Dünenwand vergleichen? – Mit einem gespannten Segel, bauchig unter dem Druck vom Wind, mit den gewölbten Flanken eines Schiffs, mit den Schwingen eines großen Vogels, mit dem kantig geschnittenen Leib eines Delphins. Mit allem, was Wind formt und Wasser schleift.

Tief in sie hineingebettet liegt das Lager der Segelflieger. Mit den runden Dächern seiner beiden Flugzeughallen sieht es selber wie ein Stück der Düne aus, ein Stück gewachsener Natur, wie ja auch die Flugzeuge selbst großen Vögeln gleichen.

Woraus ist es gewachsen?

Gewachsen ist es aus dem Geist eines Vogelmenschen, der besessen war von seiner Idee, wie Otto Lilienthal. Arm war er und verlacht, und für verrückt erklärten ihn die Leute, als er mit seltsamen Gestellen aus Holz und Leinwand in den Dünen herumkroch – der Narr, der ohne Motor fliegen wollte.

Er hieß Schulz und war ein Volksschullehrer.<sup>79</sup> Aber er rang sich durch. Er gewann das traumhaft-ungeheure Glück des Schwebeflugs, errang von den Winden der großen Düne das Geheimnis ihrer tragenden Kraft; – sein Flugzeug segelte, gleich den großen Fliegern der Natur. Er riß eine ganze Generation von jungen Menschen in den Bann seiner Idee. Er zeigte einen Weg, der **aus den Fesseln eines unwürdigen Vertrags heraus** in eine neue Freiheit führte.<sup>80</sup> Und er starb den Fliegertod.

Aber es lebt sein Werk.

Eine seltsam breite Spur führt vom Fliegerlager den Dünenhang hinauf, als wären sie da mit einem Raupenschlepper gefahren. Vom Gipfel her weht die Rauchfahne eines Startfeuers. Das ist ein zähes Gehen im Sand, wie in tiefem Gletscherschnee. Auf einmal geht ein Sausen durch die Luft: Vom Rand der Düne löst sich ein gewaltiger Schatten, eine Kette von winzigen Menschen taumelt unter ihm hervor, abwärtsrollend,

<sup>79</sup> "Ferdinand Schulz (\* 18. Dezember 1892 in Pissau/Waldensee, Ermland; † 16. Juni 1929 in Stuhm) war ein deutscher Pionier des Segelflugs. Aus dem Ersten Weltkrieg kehrte er mehrfach ausgezeichnet als Führer einer Flugstaffel zurück. Mit einfachsten, selbst gebauten Segelflugzeugen (ab 1923) schaffte er im Aufwind der Dünen von Rossitten Rekordflugdauern. 1927 hielt er alle Weltrekorde im Segelflug. Er gründete eine Segelflugschule und trug wesentlich zur Begeisterung für den Segelflug im In- und Ausland bei. In Nida (Litauen) (deutsch Nidden) wurde 1998 ein zweisprachiges Denkmal errichtet. Jedoch gab es zeitgleich und einige Jahre zuvor andere erfolgreiche Konstrukteure von Segelflugzeugen." (*Wikipedia*)

<sup>80</sup> "Mit der rasanten Entwicklung von Ottomotoren mit hoher Leistung und geringem Gewicht gelang der motorisierte Flug, und der Segelflug geriet zunächst in Vergessenheit, bis der Versailler Vertrag in Deutschland den Motorflug verbot. Die Sieger des Weltkriegs hatten den Besiegten den Himmel gesperrt. Zahlreiche Flugbegeisterte, zum Teil die Piloten des Ersten Weltkriegs, aber auch einfach nur Fluginteressierte, vom Jugendlichen bis zum reichen Erben, versammelten sich seit 1919 auf der Wasserkuppe in der Rhön, um hier den motorlosen Flug zu untersuchen und in der Praxis auszuprobieren. Hier erprobten sie völlig unterschiedliche Konzepte von Segelflugapparaten, Starttechniken und Auftriebsnutzungen." (*Wikipedia*)



übereinanderfallend wie Kegel. Schon ist der Schatten über mich geglitten; sausend, schwankend und in Wellen sinkend gleitet das Flugzeug dem Fuß der großen Düne zu, setzt auf, mit Schlittenkufen gleitend, in einer Wolke von stiebendem Sand.

Und jetzt taucht aus einer Bodenfalte hervor ein seltsames Gefährt, anzusehen wie ein Streitkarren der Assyrer, zwei ungeheuer breite Walzenräder mit Pferden bespannt. Die Pferdeköpfe nicken durch den tiefen Sand dem gestrandeten Vogel entgegen. Ameisengestalten auf zwei Beinen bewegen sich mit vielen Gesten aufeinander zu, und jetzt werden die weißen Schwingen auf das plumpe Gestell gesetzt. Halb kollernd und halb rollend gleitet es den Hang hinauf.

Da oben sind Menschen. Sie liegen flach am Boden um das Startfeuer. Braune, lachende Gesichter, weiße Zähne und graue Overalls, die die Gestalten in komischer Plumpheit umhüllen wie Taucheranzüge. Das sind die Segelflieger, die neue Jugend, die nach uns kommt. Nach uns, den Alten, die wir mit dem Auto groß geworden sind.

Hier traf ich das erste Mädchen, mit dem man über vernünftige Dinge, wie die Konstruktion von Flugzeugflügeln, vernünftig sprechen konnte.

Die blinkenden Flügel des Windmessers schwirren im Seewind; sechs Meter Windgeschwindigkeit in der Sekunde. Jenseits des gelben Dünenrückens dehnt sich das Blau des Haffs, gepunktet mit den Segeln der Fischerboote. Ich versuche sie zu zählen und komme bis 56.

Aber da tönt das Kommando zum Start: es hockt sich einer in den Führersitz und nimmt den Steuerknüppel, einer mit jungem, lachendem Gesicht; Mann oder Mädchen – ja, das weiß man nicht so genau. Und wieder dehnen sich die Gummiseile und wieder läuft die Startmannschaft in zwei gefächerten Kolonnen aus und wieder schnellt, mit einem gewaltigen Ruck und einem Sausen, das Flugzeug über den Rand der Düne.



Vogelwarte: Ich stehe nicht an zu erklären, daß Rossitten zu den merkwürdigsten Orten der Welt gehört. Ich bekam das Gefühl, als ich beim Gemeindevorstand, an einen Baum genagelt, folgende Bekanntmachung fand: *Herr Professor Sowieso hat in den Dünen einen afrikanischen Flitzbogen verloren. Wiederbringer erhält Belohnung.*

Ich stand und schüttelte den Kopf. Aber da fiel mir die Vogelwarte ein, und sofort malte ich mir das Bild aus: Einen Ornithologen mit fliegendem Vollbart und schwankendem Pincenez, ausgerüstet mit einem afrikanischen Flitzbogen und einem Köcher voll Pfeilen. Ich sah ihn, eine Art gealterten Amor, zwischen den Dünen kriechen und mit dem Flitzbogen auf Krähen und andere Vögel schießen, um sie dann mit beringtem Bein in den Dienst der Wissenschaft zu entlassen.

Es mag verwerflich sein, aber es ist begreiflich, daß ich nach einem so schönen Traumbild jeder Aufklärung aus dem Wege ging. Ich sah die Störche, die Reiher, die Adler, Uhus und Falken, die in den große Gehegen von Professor Thienemann<sup>81</sup> in halber Freiheit leben, aber ich weiß nicht, wie er sie gefangen haben mag. Ich weiß nur, wie er die kleinen Vögel fängt.

---

<sup>81</sup> Johannes Thienemann (\* 12. November 1863 in Gangloffsömmern, Thüringen; † 12. April 1938 in Rossitten, Ostpreußen) war ein deutscher Ornithologe, Gründer der Vogelwarte Rossitten, der ersten Vogelwarte der Welt (1901).

Einige Kilometer hinter Rossitten, nach Sarkau zu, traf ich am Weg ein Kiefernestrüpp, ganz überspannt von einem großen Netz. Ich sah, wie es sich hinter dem Gestrüpp zu einem Sack verengte und wie der Sack in einen großen gläsernen Kasten mündete, eine Art Terrarium. Von der andern Seite des Gestrüpps näherte sich Geräusch, ein lautes Klappen und Knarren, ein Scheuchen und Rufen. Es wurde unruhig im Holz. Dutzende von kleinen Vögeln schwirrten durch die Zweige, ratlos, aufgeregt. Immer näher kam das unheimliche Klappen, Händeklatschen, Rufen, und immer tiefer flogen die Vögelchen ins Netz. Jetzt tauchten zu beiden Seiten des Gestrüpps zwei junge Männer auf, gekleidet wie Wandervogel mit kurzen Hosen und nackten Knien. Sie nahmen einen Anlauf, laut schreiend, als gelte es, den bösen Feind zu jagen, und trieben alle kleinen Vögel aus dem Netzsack in den Glaskasten hinein.

Einer holte einen Sack aus der Tasche und nun griffen sie die Vögel vorsichtig aus dem Kasten, steckten sie in den Sack und forderten mich auf, mitzukommen.

Im Wald, am Rand der Dünen, stand ein kleines Haus. Es hatte einen hübschen Giebel, eine offene Veranda, auf der ein buntes Wandervogelmädchen mit langen blonden Zöpfen hantierte. Sie kochte Reis in einer großen Schüssel.

Sie sagte, daß sie alle drei Studenten und Ornithologen wären. Sie nahmen mich in eine Kammer mit und ließen mich sehen, wie sie mit winzigen Zangen geschickt die Vögelchen beringten. Es waren lauter Rotkelchen, ein freches, kleines Volk; eins fing schon aus dem dunklen Sack heraus zu piepsen an.

Auf einmal klingelte ein Telefon, sehr überraschend, sozusagen mitten in der Wildnis. Das Mädchen sprach, und zwar mit allen Anzeichen eines Herolds, der eine wichtige Meldung zu verkünden hat, sie hätte eine Krähe nordwärts fliegen sehen und einen Storch nach Osten. Am anderen Ende der Leitung war die Rossittener Vogelwarte, zu der sie hier gehörten.

Ich sagte Lebewohl. Und wie ich weiterfuhr, zwischen Dünen und Meer, da dachte ich: was für ein sonderbares Land ist unser Land und wie verschieden sind doch die Gesichter seiner Jugend. Die jungen Segelflieger auf der Düne und die jungen Wandervogel, die hier als Ornithologen leben – was für ein seltsamer Gegensatz, und doch, wie ähnlich sind sie sich in ihrer Begeisterung für eine Idee.

Cranz: Hier beginnt die geballte Faust des Samlands, die das blanke Schwert der Kurischen Nehrung fest umschließt. Hier endet meine Wanderfahrt, denn hier beginnt die Eisenbahn.

Nach dem Erlebnis einer großen einsamen Natur treffen mich um so härter alle Schaurigkeiten eines kleinen Badeortes. Der geschwollene Protzenstil dieser Pensionsvillen und Hotels, an denen die Ornamente und Balkons wie Därme hängen! Wie sie sich alle gegenseitig die Luft abwürgen und wie bleichsüchtige Kellergewächse nach oben drängen, um einen schielenden Seeblick zu erhaschen!

Zum Trost und Abschied noch ein Blick über das Meer? – Aber was ist das? Sie haben ein Plakat davorgestellt, auf dem steht über großen, giftig aussehenden Pfeilen: *Oststrand – für Hunde verboten.* – *Weststrand – für Hunde erlaubt.* Und das Meer davor sieht aus wie ein künstlicher Teich.



## Das Land der tausend Seen

Die Amerikaner hätten einen *Nationalpark* aus Masuren gemacht mit zementierten Autostraßen und feinen Hotels, die ihren Komfort sorgfältig hinter der künstlichen Wildheit von Blockhauswänden verstecken. Die Engländer hätten ein Golf- und Jagd- und Fischereirevier daraus gemacht; wir Deutschen haben noch gar nichts aus Masuren "gemacht" und darum ist Masuren noch so schön.<sup>82</sup>

Rudczanny: Nach einem Blick auf die Karte habe ich Rudczanny als Hauptquartier erwählt. Hier ist die größte zusammenhängende Waldfläche Masurens; die Johnnesburger Heide. Rudczanny grenzt an zwei der schönsten Seen, den Niedersee und den Beldahnsee. In Rudczanny schneiden sich außerdem drei Eisenbahnlinien. Anfahrt entweder von Königsberg ohne Umsteigen über Sensburg, oder mit Umsteigen über Allenstein oder Johannesburg. Der schönste Weg ist der mit der Bahn nach Lötzen und von dort aus Weiterfahrt mit dem Dampfer.

Auf der Bahnlinie über Allenstein fährt man die ganze Zeit an der Blockhauslinie entlang, die sich von Angerburg bis Neidenburg zieht. Das ist die alte Verteidigungslinie gegen Rußland, ein System von festen Blockhäusern, manchmal auch Zementtürmen, die in Abständen von etwa einem Kilometer halb versteckt im Walde liegen. Sie sind mit Schießscharten versehen und verbunden durch breite Stacheldrahtverhaue. Es macht einen ganz seltsamen Eindruck, wenn man in den Wäldern Masurens auf diese Stacheldrahtverhaue stößt, oder auf Gräber deutscher und russischer Soldaten, oder auf die verlassenen Schanzen am Seeufer, die kaum anders aussehen als die primitiven Ringwälle aus der Steinzeit, mit dem einzigen Unterschied, daß eine eiserne Pumpe in ihrer Mitte steht.

---

<sup>82</sup> Masuren (polnisch Mazury) ist eine Region des ehemaligen Ostpreußen in der im Norden Polens gelegenen Woiwodschaft Ermland-Masuren. – Moderne Verwaltung und allgemeine Schulpflicht bewirkten seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine zunehmende Eindeutschung der Masuren: Um 1875 gebrauchten noch etwa 66 Prozent der damals etwa 400.000 Bewohner Masurisch oder Polnisch, während 34 Prozent Deutsch sprachen. Im Rahmen der Volkszählung von 1910 gaben etwa 29 Prozent der Bewohner Masurisch, 13 Prozent Polnisch und 58 Prozent Deutsch als Muttersprache an. – Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs (inoffiziell schon vorher) erhob Polen Anspruch auf Masuren. Aufgrund des Versailler Vertrages wurde am 11. Juli 1920 im westpreußischen Abstimmungsgebiet Marienwerder und im südlichen Ostpreußen unter der Aufsicht einer Interalliierten Kommission eine Volksabstimmung abgehalten. Wenige Tage vorher hatte sich im Polnisch-Sowjetischen Krieg nach polnischen Anfangserfolgen das Blatt zugunsten der Roten Armee gewendet. Im eigentlichen Masuren entschieden sich 99,32 Prozent[4] für den Verbleib bei Ostpreußen und damit bei Deutschland. Im gesamten Abstimmungsgebiet Allenstein (einschließlich Ermland) stimmten bei 87,31 Prozent Wahlbeteiligung 97,86 Prozent für Ostpreußen (363.159 Stimmen). Nur 7.924 Stimmberechtigte (2,14 Prozent) votierten für Polen. Im Rahmen der Volkszählung von 1925 gaben 82 Prozent der Bewohner Masurens Deutsch, 11 Prozent Polnisch und 7 Prozent Masurisch als Muttersprache an. (*Wikipedia*)

Aussteigen in Rudczanny. Der herrliche starke Holzgeruch der Sägewerke erfüllt die Luft. Zwei große Sägewerke, ein Laden, ein Gasthaus, ein Dutzend weitverstreuter Häuser, das ist schon ganz Rudczanny; aber halt: man darf das neue Kurhaus nicht vergessen, das liegt etwas entfernt vom Ort am Beldahnsee. Mit eigener Elektrizitätsanlage, mit Badewannen, Telefon, fließendem Wasser, Theaterbühne und sogar mit Stahlmöbeln. Das hat eine reichliche Viertelmillion gekostet, größtenteils aus Mitteln der Osthilfe, und kein Mensch weiß, wie sich das je rentieren soll, denn das sogenannte *Internationale Publikum* hat Masuren Gott sei Dank noch nicht entdeckt.

Wohnung im Wald bei einem Förster. Ein stiller Mann mit seltsam dunkler Haut und Augen, die genau de gleiche Farbe wie die seines Jagdhundes haben, ein Mann wie ein Stück Wald. Aber das Zimmer, das er mir gibt, sieht nach jungverheirateten Leuten aus, mit weißen Eisenbetten und einer hellblauen Vergißmeinnicht-Tapete. In Masuren ist man beim Förster meist viel besser aufgehoben als in den landläufigen Gasthäusern.



Nach Nikolaiken: Wir setzen das Faltboot zusammen. Das ist ein zauberhafter Vorgang. Wie zuerst die Haut ganz schlaff am Boden liegt neben einem Haufen von Stäben und Rippen. Wie man das Skelett von Vorderschiff und Hinterschiff zusammensetzen, nach roten und blauen Nummern; jedes Einzelteil sitzt zunächst ganz locker. Dann aber steifen sich Spanten, Kielleitern, Stäbe und Latten gegenseitig ab. Das Ganze wird unverrückbar fest. So ein Faltboot hält viel mehr aus, als man denken

sollte. Es ist herrlich, wenn die Bootshaut sich strafft und prall wird, wenn die Kielgabeln ineinanderschnappen. Herrlich, wenn es fertig vor uns liegt, sozusagen vor dem Stapellauf, ein schwarzer Rumpf, ein rotes Deck, herrlich, wenn man die letzte Ausrüstung besorgt: Paddel und Segel, Proviant und Werkzeug, Ölzeug und Angelgerät. Fische gibt es genug, das Angeln hat nur eine Schwierigkeit: man muß schon halb Masuren umgraben, um ein paar Regenwürmer zu finden.

Ein klares, freies Fahrwasser ist der Beldahnsee und überall sind seine sandigen Ufer umsäumt von herrlichen Wäldern. Hier ist die Tierwelt so reich, wie wir es uns im Reiche nicht vorstellen können. Das Rehwild blickt kaum auf, wenn das Boot vorüberfährt, Fischreiher fliegen mit Schilfstengel im Schnabel ihren Kolonien zu. Am Ufer sieht man oft ein Dutzend Reiher in Gemeinschaft fischen: mit beinahe menschlicher Intelligenz sperren sie eine kleine Bucht ab, waten konzentrisch dem Ufer zu, treiben die Fische vor sich her in flaches Wasser, wo sie sie aufschnabeln können.

In fast allen masurischen Seen liegen unbewohnte Inseln, hohes Land in runden Kuppen, bestanden mit Laubwald und Kiefern, lockend zum Zelten und Lagern; – auf Meilen in der Runde lebt kein Mensch.

Von allen Ufern kommt das Gurren der wilden Tauben, tief, kehlig, voller Frieden. Die Enten haben jetzt gerade ihre Flitterwochen, man sieht sie immer paarweise: das unscheinbare Braun der Dame und die prächtig weiße Weste unter dem flaschengrünen Rock des Herrn. Am Himmel kreisen die breitgefächerten Silhouetten von Bussard und Habicht. Die Haselbüsche wachsen hier mit prachtvoll langen und geraden Ruten. Ich sehe sie wieder mit den Augen eines Jungen an: ob sie was taugen zu Angelruten, Bogen oder Pfeil, oder zu Zeltständen und Bootshaken.

Die Sonne, der starke Widerschein der spiegelnden, gleißenden, auf- und niedertauchenden Wasserfläche, das sanfte Rauschen und Plätschern am Rand des Bootes – das alles betäubt die Sinne, macht schwindelig-benommen: man wird ganz Körper und gibt den Geist vorübergehend auf.

Nun ist es Zeit, von Wind und Wetter zu reden. Man mag auf allen Meeren gesegelt sein; die masurischen Seen halten doch noch neue Überraschungen bereit. So wechselnde Winde, die sich in wenigen Minuten um die ganze Kompaßrose drehen können, habe ich noch nie erlebt. In den Morgen- und in den Abendstunden kann man noch am ehesten auf eine gewisse Stetigkeit des Windes rechnen, und zwar wehen die Winde abends auch meist in der gleichen Richtung wie sie am Morgen wehten. Aber in den Mittagsstunden kann man eigentlich keinen Augenblick in der aufmerksamen Bedienung der Segel nachlassen, am wenigsten wenn eine totale Windstille über dem Wasser liegt, denn mit unglaublicher Schnelligkeit steigt oft die "Eilung" herauf, die

weiße Gewitterwolke, die einen wahren Wirbelsturm entfesselt und einen Seegang, dem, zumindest auf dem großen Spirdingsee, ein Faltboot kaum gewachsen ist.

Wir segeln den Beldahnsee hinauf: Ausrüstung für zwei Tage, Schlafdecken, Proviant, Primuskocher, die kleine Kamera (am siebenten Spann hinter meinem Rücken festgebunden, damit sie nicht gleich absäuft, wenn das Boot mal kentert). Mit Wind von Süden geht die Fahrt herrlich, daß der Boden unserer Bootshaut brummt. Wir passieren die Bucht von Wigrinnen und kommen glatt bis zur Höhe, wo die Kruttinna in den Beldahnsee einmündet. Wir sahen sie schon einmal von Alt-Ukta aus; ein kristallklares, schnellfließendes Wasser in gewundenem Lauf zwischen Wiesen und Wald, eins der schönsten Paddelreviere Ostpreußens.

Hier verläßt uns der Wind, wir treiben am Land, lagern, warten auf bessere Gelegenheit. Die herrliche Einsamkeit, die ungestörte Ruhe dieser Wälder, der klare weiche Sand der Buchten machen, daß man überall anlegen kann. Bisher sind wir das einzige Fahrzeug auf dem See gewesen, aber jetzt eben passiert ein kleiner Raddampfer aus Großvaters Zeit und zieht ein Floß von ein paar hundert Meter Länge hinter sich. Das Floß ist schmal, damit es durch die Schleusen geht. Gelenkig sind die Stämme verbunden, so daß es sich wie eine ungeheure Schange windet. Nach einer Weile springt der Wind von neuem auf: diesmal aus West. Kaum aber sind wir unterwegs, da geht er plötzlich ganz nach Nord herum und bläst uns kräftig um die Zähne. Beim Kreuzen treibt ein Faltboot zu stark ab, also hole ich das Segel ein, binde es an den Mast: wir paddeln.

In der Ferne winkt das Fährhaus von Wiersba, eins der wenigen Gasthäuser der Gegend, die auch mit bescheidenen Mitteln nett und freundlich eingerichtet sind. Die Lage auf einer Halbinsel am Zusammenfluß von drei großen Seen, dem Spirdingsee, dem Beldahn- und dem Nikolaikersee, ist eine der schönsten Stellen von Masuren und das will etwas heißen.

Nach dem Kaffee springt zum meinem größten Erstaunen der Wind von neuem nach Süden um. Ich lasse die Großschoot schießen: leicht wie ein Luftballon treiben wir vor dem Wind an der Einfahrt des Spirdingsees vorbei auf Nikolaiken zu. Der Kurs ist nicht zu verfehlen: die kantige Säule des Wasserturms ragt wie ein Wolkenkratzer über dem kleinen Ort.

So wie die Häuser von Nikolaiken sich an dem steilen Ufer übereinandertürmen, mit ihren Balkenwänden und den wabenförmigen Holzstößen davor, das erinnert beinahe an Italien. Jedes Haus hat seinen Anlegesteg und auf jedem Steg hocken Kinder mit Angelruten.

Schön ist das: Einkaufen gehen in einer kleinen Landstadt – das Geld in der Hand, weil der Trainingsanzug keine Taschen hat, und lautlos auf den Gummisohlen der Bootsschuhe. Herrlich sind die Läden; jeder ein *general store*, in dem es alle Waren



gibt. Der Laden ist meist quer durchs Haus gebaut, damit man vom Hof ebenso wie von der Straße hinein kann. Das ist wichtig, weil die Bauern ihre Wagen während des Einkaufs gern auf den Hof stellen. Die Theke ist schief und krumm vor Alter und schief und krumm sind auch die viereckigen Warenkästen, verschlossen durch eine Lattentür mit Vorhangschloß. Von der Decke herab hängt allerhand Gerät, wie Zinkeimer, Hacken, Schaufeln, Milchkannen, Harken, Herdringe; das Eisen in Papier gewickelt. Aber auch Fuhrmannsstricke, Zaumzeug, Angelruten, Emailgeschirr und Stallaternen. In einer Ecke ist Porzellan gehäuft, in einer anderen stehen Säcke mit Mehl und Hülsenfrüchten. Der Handel geht langsam, aber getrunken wird schnell. Gesprochen wird meist masurisch; man meint, man müßte es verstehen, weil so viele deutsche Worte eingeflochten sind, aber man versteht es doch nicht.<sup>83</sup>

Wir kaufen: eine Kerze, einen Viertelliter "Weißen", Kartoffelschnaps (denn es wird kalt am Abend), und ein Bund Stroh.



---

<sup>83</sup> "Masurisch gilt allgemein als eine polnische Mundart, die in der südostpreußischen Landschaft Masuren, das heißt in den preußischen Stammesgebieten Pogesanien, Barten, Galinden und Sudauen, verbreitet war. Jedoch gibt es auch die gegenläufige Ansicht, dass es sich um eine eigenständige slawische Sprache handelt. – Die Ursprache der Masowier (Masuren) dürfte ein protopolnischer Dialekt gewesen sein. Der masurische Dialekt im südlichen Ostpreußen ging auf polnische Wurzeln zurück und war je nach Region stark mit anderen Sprachen vermengt: Im nordöstlichen Teil gab es ein Gemisch aus Litauisch und Polnisch, im westlichen Teil dagegen eine starke Vermischung mit Deutsch. Im Innern Masurens kamen sehr unterschiedliche Mundarten vor." (*Wikipedia*)

Dann gehen wir den Proviant ergänzen. In einem uralten Haus mit Säulenvorbau sehe ich ein Schild *Maränen-Räucherei*. Maränen, das ist die große Spezialität der Gegend, ein Fisch, den es nur in diesen Seen gibt; er hat Nikolaiken berühmt gemacht. Er ist etwa so groß wie ein Hering, hat eine glatte goldenschimmerne Haut, die leicht abspringt, fast keine Gräten, und ein helles, sehr fettes Fleisch, und er schmeckt – ganz unbeschreiblich gut.<sup>84</sup>

Mit ihm verknüpft sich eine alte Fischersage: an der Brücke von Nikolaiken muß man nachsehen, ob der "Stinthenst" noch angebunden ist, der Urgroßvater aller Maränen, den die klugen Nikolaiker Fischer an ihre Brücke gekettet haben. Und richtig: da schwimmt er. Ein riesenhaftes Fischgespenst, halb Krokodil, halb Seeschlange, mit einem schiefen Goldkrönchen auf dem Kopf. Der Götze ist an einer langen Kette an einem Brückenpfeiler angebunden.

Unser Boot sieht jetzt aus wie eine Vogelscheuche, so ist es ausgestopft mit Stroh, wir sitzen auf einmal ganz hoch darin. Wir nehmen die guten Ratschläge der Nikolaiker Fischer mit auf den Weg: *Nur nicht draußen schlafen, Sie holen sich den Tod bei der Kälte.*

Wir paddeln der Einfahrt zum Spirdingsee entgegen. Hinter uns versinkt die Sonne in einem schrägen, düster-durchgluteten Wolkenbalken, der wie ein Kometenschweif sich aufwärts in den Himmel streckt. Unglaublich schwarz liegt die Spitzenkante der Wälder unter dem apfelgrünen Abendhimmel.

Vom Spirding her rollt eine regelrechte Dünung entgegen. Seltsam ist das, wenn die elastische Bootshaut sich wie eine lebendige Schlange bewegt. Wir wählen die Landspitze am rechten Ufer, denn sie liegt unterm Wind: Sandstrand, Buschwerk, Grasstreifen in einer Bodensenke – mehr braucht man nicht. Wir schaffen das Boot herauf. Der eine macht Abendbrot. Der andere macht die Betten. Das Boot ist über fünf Meter lang. Wenn der eine mit den Füßen unter das gedeckte Vorschiff, der andere unter das Achterdeck kriecht, dann kann man ganz gut zu zweit darin schlafen. Ähnlich wie in einem Schlafsack. Ich habe das Boot mit Stroh so ausgestopft, daß man die Rippen nicht spürt. Ich habe es sorgfältig gelagert, damit der Druck der Menschenleiber sich auf eine große Fläche verteilt, ich habe Holzstücke zu beiden Seiten angeschoben und Erde von Maulwurfshügeln; nun kann ihm wohl nichts geschehen. Die Paddel werden kreuzweis über dem Boot zusammengesetzt, in diese Gabeln wird der Mast gelegt und darüber wird das Segel gezogen. Jetzt haben wir über der offenen Bootswanne ein Dach. Sitze und Steuer werden herausgenommen: Betten und Zelt sind fertig.

---

<sup>84</sup> Maränen (nicht zu verwechseln mit muränen) gibt es auch woanders.

Wir essen Maränen und trinken Schnaps dazu. Die Kerze haben wir in eine Tüte gesteckt. Angelockt vom Licht senken sich Spinnen aus dem Buschwerk herab, baumeln an langen Fäden über unseren Köpfen. Ein Mäuschen raschelt im Laub. Die Melodie der Wellen schläfert ein; wir sind sehr müde.

Wir gehen zu Bett, drücken mit den Füßen das Stroh tief in die Bootsenden hinein, ziehen die Decken über uns, so ist es warm. Letztes Aufrichten, um die Kerze auszupusten. – *Gute Nacht!*

Wir erwachen gegen sechs Uhr in einer ganz verwandelten Landschaft: Gras und Gebüsch sind weiß bereift. Wir drehen uns auf die andere Seite und schlafen noch eine Stunde weiter.

"Gut geschlafen?" – "Ausgezeichnet."

Wir wissen jetzt, daß wir die kältesten Frühjahrsnächte Masurens ohne Zelt und ohne Frieren überstehen können.



Wir paddeln in den Spirdingsee hinein. Das ist ein allmächtiges Wasser, 120 Quadratkilometer groß. Der bekannte Wannsee hat wohl kaum den zehnten Teil dieser Fläche.<sup>85</sup> Vom niedrigen Faltboot kann man das jenseitige Ufer sehen. Starker Wellengang. Wir kreuzen in den See hinein, der aufgehenden Sonne entgegen. Am Himmel ziehen große, schwarze Wolkenmassen in sausender Fahrt. Wilde Schwäne fliegen vorbei; sie gleichen Fregatten unter vollen Segeln. Ihre starken Schwingen peitschen die Luft mit einem Geräusch, als schnitte eine große Säge sausend ein in weiches Holz. Im Uferschilf vollführen ganze Entenvölker einen erstaunlichen Lärm mit Wasserplantschen, Quarren und Geschrei. Noch sind die Wälder kahl, der Boden braun von gefallenem Bättern, aber überall ist dies matte Braun schon blau gesprenkelt von Leberblümchen.

Nebel überfällt uns mit erstaunlicher Plötzlichkeit. Um den letzten Richtpunkt nicht zu verlieren, wende ich das Boot zur Heimfahrt. Sie ist ein beständiger grotesker Kampf mit dem tückischen Wind. Unentwegt muß ich die Augen auf unsere kleine Windfahne gerichtet halten. Der Wind springt von Minute zu Minute um, dabei sind die ankommenden Böen recht hart, so daß das Boot sie gerade eben noch verträgt. Schließlich geben wir den Kampf auf, holen die Segel ein und paddeln.

Mittags. Anlegen bei einem Bauernhof.

Die Kühe werden gerade gemolken, da müssen wir warten, bis es Milch gibt. Wir sitzen auf dem Hof. Menschen sind nicht zu sehen, aber welche Mengen von Tieren! Auf dem Dach ein Storchenpaar, auf dem Hof das Volk der Hühner, der Hund und mehrere Katzen. Im Garten, wo die Wäsche auf dem Rasen bleicht, die Enten und zwei zahme Rehe. Unter dem Dach des Stalles nisten ganze Siedlungen von Schwalben, auf dem Dach des Wohnhauses zwitschern die Stare, ein Flug Tauben senkt sich vom Himmel auf den Hof herab. Was nährt und beschirmt nicht alles so ein Bauernhof! Zum erstenmal ist mir dies enge Zusammenleben von Mensch und Tier, die Verantwortung des Menschen für die Arche Noah, die so ein Hof darstellt, vollkommen klar geworden.

Wir bekommen Brot und Milch. Aber es sind weder Eier noch Butter da: der Bauer ißt Margarine, weil er die Butter verkaufen muß. Was für ein widersinniger Zustand! Wie wir das Brot anschneiden, finden wir es durchsetzt mit großen Kartoffelstücken. Es ist ein Brot, wie wir es im Kriege kannten; ein solches Brot redet von der Not des Bauern deutlicher als alle Statistik.

Dicht am Waldrand paddelnd, da, wo das Wasser am stillsten ist, erreichen wir gegen Abend die Försterei. Alle Muskeln tun weh, aber das tut gut, zu spüren, wie der

---

<sup>85</sup> Der śniardwy (deutsch: spirdingsee) ist 114 km<sup>2</sup> groß. Der große + kleine wannsee haben zusammen 4,1 km<sup>2</sup>, größter berliner see ist allerdings der müggelsee mit 7,4 km<sup>2</sup> wasserfläche. Der bodensee (obersee) ist 472 km<sup>2</sup> groß. (*Nach wikipedia*)

ganze im Winter faul und träge gewordene Körper durchknetet wird. Bei sinkender Sonne das erste Bad des Jahres. Das Wasser brennt wie Feuer; es ist so eisig und kristallklar, daß man bei den ersten Schwimmstößen Angst bekommt, das Herz könnte stillstehen – aber dann brennt die Haut und wird heiß beim Dauerlauf im Wald.



Masurisches Dorf: Die winzigen Häuschen sind fast alle aus Planken gebaut, so daß sie mit ihren verzinkten Ecken eigentlich wie große Kisten aussehen. Ein solches Holzhaus nennen sie seltsam seemännisch "Chaloupe". Schaut man hinein in das ärmliche Innere, dann wirken die blanken Messingschilder über der Tür, auf denen steht, daß das Mobilar bei dieser oder jener Feuerversicherung versichert sei, wie Hohn. Diese Armut ist nicht verwunderlich bei einem Ackerbesitz, der nur zehn bis zwanzig Morgen umfaßt. Man lebt von Waldarbeit und Wanderarbeit und (wenn man den Fischmeistern und Förstern glauben darf) zuweilen auch von Diebstahl. Das ist durchaus nicht verwunderlich, denn hier ist eine Bevölkerung von Fischern von ihren Seen abgedrängt, aus denen sie Jahrhunderte hindurch Nahrung und Einkommen gewonnen haben.<sup>86</sup> Wer will, kann überall beim Bauern im Heu schlafen. Der masurische Bauer ist gastfrei bei aller fast unvorstellbaren Armut. Man muß den Bauer aufsuchen, wenn man ihn kennenlernen will.

---

<sup>86</sup> "Die überwiegende Mehrheit der Landseen befand sich im Besitz des preußischen Fiskus und waren von Berufsfischern gepachtet." ([http://wiki-de.genealogy.net/Fischer\\_aus\\_dem\\_Memelland](http://wiki-de.genealogy.net/Fischer_aus_dem_Memelland)) Das wird auch für masuren gegolten haben.

Hier ist das Land der Kerze und des Kienspanns – die Petroleumlampe ist schon ein zu großer Luxus. Man findet wieder die schrägen Holzgestelle an den Wänden, in denen abends der Kienspann festgeklemmt wird: aus den Wurzelstöcken der Kiefer geschnitzt, verwittertes Holz, aber reich an Harz. Es brennt mit klarer, wenig rußender Flamme; aber schwach leuchtet sie unsern lichtverwöhnten Augen.

Die Urzeit kehrt zu uns zurück. Auch neue Siedlungen werden heute oft ohne elektrische Leitungen angelegt. Es wird bei uns gesagt, daß die Rückkehr zum Kienspann, das Zurücksinken des ganzen Landes in Armut zugleich auch einen Rückgang der Kultur bedeuten müsse. Ich kann daran nicht glauben. Ich habe auf Wanderungen in Irland gesehen, daß ein Dorf in größter Armut leben und doch auf einer erstaunlichen Höhe der Kultur sich halten kann. Kultur und Zivilisation bedingen sich gegenseitig keineswegs so sehr, wie man uns glauben machen möchte.



In einem masurischen Dorf sind die Häuser der Deutschen leicht von denen der Masuren zu unterscheiden, denn jene sind aus Stein gebaut. Es ist im Grunde sehr bedauerlich, daß die Wertschätzung der deutschen Bevölkerung Masurens das Steinhaus höher als das Holzhaus setzt. Holz ist das natürliche Baumaterial Masurens, während Stein durch weiten Transportweg die Baukosten ganz unnötig verteuert.

Über den im Grunde heiteren Charakter der masurischen Bevölkerung werden hier viele Geschichten erzählt. Mitunter soll es auch bei Begräbnissen recht fröhlich zugehen, ja, es wird selbst dann schon getanzt, wenn die Leiche sich noch im Haus befindet. Ein neuer Landrat, aus dem Westen herversetzt, hörte von solcher Untat und ließ sich den betreffenden Bauern kommen: "Wie konnten Sie nur tanzen, solange die Leiche noch im Hause war?" – "Ach," sagte der Bauer, "zuerst war uns die Leiche ja im Wege, aber dann, wie wir den Sarg hochkant stellten, da ging es ganz gut."



## Birkhahnbalz in der Johannisburger Heide

Nachts um halb eins weckt mich der Förster. Ich richte mich auf große Kälte ein mit dickem Unterzeug und Mantel, aber die Nacht ist lau, wie noch keine in diesem Jahr. Wir holen die Räder aus dem Schuppen; der Förster hat eine Karbidlampe, bei mir summt ein Dynamo. Aus dem Wald kommt ein zweiter Dynamo angeschwirrt, ein Forstgehilfe, von dem ich vorläufig nichts sehe wie die dicken Ballonreifen seines Rades. Wir fahren in Richtung Johannisburg. Den schwachen Widerschein unseres kleinen Bahnhofs sieht man noch 7 Kilometer über den Kiefernwipfeln. Am Horizont voraus ein grünes Eisenbahnsignal, sehr unheimlich, ein Auge der Nacht.

Nach einer Stunde Fahrt biegen wir von der Straße links ab in die Heide. Diese großen Kahlfächen im Wald sind durch Eulenfraß entstanden. Vereinzelt stehen noch die großen, alten Kiefern mit ihren gefächerten Schirmgipfeln wie Palmen in einer Oase. Sonst ist alles Schonung, vierjährige, fünfjährige Kiefern, untermischt mit Birke, Erle und Wacholderbüschen.

Es ist noch stockdunkel, wie wir an einem Busch die Räder niederlegen. Wir stolpern über Saatfurchen. Nach einiger Zeit bleibt der Förster stehen, vor einer dunklen Masse, die mir wie ein Wacholderbusch erscheint. Aber da geht eine Tür auf: es ist ein Ansitzturm, der beste, den ich je gesehen habe: kreisrund, mannshoch, aus Fichtenzweigen aufgebaut, oben offen und mit Schießscharten in den Wänden.

Wir hocken uns auf Jagdstühle, ich lehne mich bequem in eine Ecke.

Aus dem noch ganz dunklen Himmel kommt von Zeit zu Zeit schüchterner Lerchentriller. Ich versuche durch die Wand der Tannenzweige zu spähen, mir ist, als sähe ich draußen dicke Nebel.

Mit flüsternder Stimme erzählt der Förster Geschichten vom Wilderer Kleinschmidt. Kleinschmidt war im Krieg vier Jahre lang der Schrecken der Gegend. Ein *Deserteur*, der nichts mehr zu verlieren hat. Er schrieb den Förstern Briefe, wie etwa: "Morgen, am Heilig Abend 5 Uhr sind Sie ein toter Mann." Der Förster nahm die Drohung ernst genug, er blieb im Haus und war auf der Hut. Aber Kleinschmidt fand ihn doch, erschöß ihn durch das Fenster. Er schoß ohne Notwehr, rücksichtslos, mit der Grausamkeit einer



wilden Bestie.<sup>87</sup> Er traf einmal im Wald einen Forstbeamten, der sein Schulkamerad gewesen war. Er rief ihn an: "Du Hund, du mußt jetzt sterben!" Der Mann fiel auf die Knie und bat ums Leben für seine Frau, für seine sieben Kinder.

"Gut," sagte Kleinschmidt, "du sollst leben, aber einen Denkkzettel gebe ich dir." Er schoß den Mnn aus nächster Nähe mit Rehposten durch beide Oberschenkel und ließ ihn liegen in seinem Blut.

Militär wurde aufgeboten. Man suchte wochenlang die ganze Heide ab. Ohne Ergebnis.

Ein Oberförster, der nachts von Patrouille gekommen war, hörte im Wald einen Schuß. Er sprang aus dem Bett und eilte ins Revier. Im ersten Morgengrauen sah er auf der Landstraße in großer Ferne einen Mann. Das konnte Kleinschmidt sein nach der Beschreibung. Der Jäger legte sich, Gewehr im Anschlag, hinter einen Stubben.

Der Mann kam näher – es war der Wilderer. Der Jäger sah, wie Kleinschmidt schon aus großer Entfernung sein Auge auf den Stubben gerichtet hielt, hinter dem der Jäger sich verbarg. Als er bis auf 200 Meter herangekommen war, blieb er an einer Schneise stehen, unschlüssig, ob er abbiegen sollte.

Der Jäger hinter dem Stubben flehte im Stillen: daß er bloß nicht abbiegt, wenn er bloß hierherkommt!

Und Kleinschmidt kam, kam geraden Schrittes auf den Jäger zu. In einer Entfernung von etwa 80 Mettr blieb er stehen, er nahm die Mütze ab, holte einen Kamm aus der Tasche und kämmte sich sehr sorgsam Haar und Bart. Dann ging er weiter, den Stubben unentwegt im Auge haltend.

Auf 40 Meter ruft der Jäger: "Halt! Flinte runter!"

Das Gewehr des Wilderers rasselt zu Boden. Der Jäge steht auf und kommandiert: "Kehrt marsch!" Kleinschmidt folgt. Der Jäger ihm nach, bückt sich, will das Gewehr aufheben – da ertönt ein fürchterliches Gebrüll: Im Augenwinkel sieht er den Kleinschmidt auf sich zurasen, ein Messer in der Hand, gefletschte Zähne, wie ein Raubtier im Sprung. Blitzschnell ist er heran, da aber hat der Jäger die Flinte hochgeworfen: ein Knall! Vornüber stürzt der Wilderer, schlägt mit dem Kinn auf die Stiefelspitzen des Jägers auf. Der Schuß ging ihm durchs Herz.

---

<sup>87</sup> Der mensch ist unter den säugetieren die einzige "wilde bestie", die in dieser weise artgenossen tötet. Kaum vorstellbar, daß gerade ein förster eine derartige metaphor gebraucht hat. Es hört sich für mich an wie seemannsgarn/jägerlatein, nicht selten bei heinrich hauser. Diesmal allerdings mit politischer botschaft: *Deserteure können eigentlich nur verrückte verbrecher sein*. Möglicherweise handelt es sich hier – und an anderen stellen – auch um hinzufügungen des lektorats. (Das buch wurde zuerst in fortsetzungen in der NS-protagonistischen zeitschrift OSTLAND veröffentlicht.)

Der Himmel ist jetzt etwas heller geworden; mit einemmal reißt die geflüsterte Erzählung ab. Wir lauschen: ganz in unserer Nähe klingt etwas wie ein Flügelschlag – und jetzt ein unbeschreibliches Geräusch: eine Art Pfiff kurz und fragend. Und nun scheint aus dem Schoß der Erde ein zarter, süßer Ton zu kommen, zagend und lockend, ein melodisches Kullern ganz entfernt dem Gekoller des Truthahns ähnlich. Wir nicken uns zu und lächeln: der Birkhahn. Es verstummt – kehrt wieder, unterbrochen von dem seltsamen Wetzsteingeräusch des Schleifens. Jetzt findet es Echo: Weit hinten in der Heide kullert ein zweiter Hahn und jetzt ein dritter rechts; nach wenigen Minuten können wir ein halbes Dutzend balzender Hähne abhören.

Die Balz ist eine süße Musik, nicht nur für das Ohr des Jägers; es ist die Stimme der Heide, es ist die Erde selbst, die tönt, den Frühling kündigt und Liebe, und die weiten Wälder ringsum sind der Resonanzboden, der den Klang bewahrt und weiter gibt.

Vorsichtig, ganz langsam richte ich mich auf und spähe durch die Schießscharte. Grau ist die Heide wie Nebel, und unbestimmt sind die Umriss der Dinge. Wieder Flügelschlag: Und jetzt sehe ich etwas Schwarzes, es bewegt sich, hockt am Boden in ganz unbestimmbarer Entfernung. Es schleift und kullert und auf einmal zeigt es einen hellen Fleck: das sind die weißen Federn des Spiels.<sup>88</sup> Wieder flattert es auf und tanzt wie ein schwarzer Teufel auf der Heide. Ungeheuer groß kommt mir der Vogel vor.

Wir warten, warten, daß die Dämmerung sich etwas lichte, gerade genug, um Korn und Kimme zusammenzubringen. Der schwarze Teufel tanzt und kullert. Wenn er bloß aushält, wenn er nur nicht abstreicht. Das Kullern und Schleifen der Hähne auf der Heide hat etwas unsagbar Erregendes.

Jetzt meine ich, das Licht reicht aus. Schon kann man in der Nähe Grashalme unterscheiden und die Formen der Kiefern. Langsam, langsam, immer nur während des Kullerns und Schleifens schiebe ich den Drillinglauf aus der Schießscharte, backe an: Grau schimmert der Lauf, das Korn ist kaum zu sehen, aber es schiebt sich doch dem schwarzen Klumpen entgegen, hält ihn fest: Der Finger tastet den Druckpunkt ab am Hahn und jetzt: rollt der Donner des Schusses über die Heide. Der schwarze Klumpen zuckt am Boden, "er liegt", ruft der Förster.

Er zuckt in meinen Händen. Wie warm er ist – und wie klein. Kein schwarzer, tanzender Teufel mehr, sondern ein armer Vogel, kaum größer als eine Krähe. Der Förster zählt die Federn des Spiels; 4 Jahre ist der Hahn alt. Das Gefieder ist sehr weich und von wunderbarem Glanz. Der Kamm rötetestes Hellrot, wie Lungenblut. Stahlglanz in Blau und Schwarz am Rücken; auf den Flügeldecken ein zartes, dunkles Grau.

---

<sup>88</sup> Spiel = auffällige schwanzfedern (jägersprache)

Den warmen Vogelleib zwischen den Händen sehe ich mich um: Hinter den Schirmen der Kiefern zieht sich im Osten der rote Streif der Dämmerung. Der Mond steht als hauchdünne Sichel am Himmel. Lange, schmale Wolken steigen auf, wie Luftschiffe. Es ist ein herrlicher Morgen.

Auf der Rückfahrt holen wir den verschlafenen Bahnhofswirt von Rudczanny aus den Federn. Der Hahn muß waidgerecht begossen werden. Das Getränk dazu heißt Koks; der pure Rum mit Zucker, von durchschlagender Wirkung.

Zwei Tage später bringt die Förstersfrau den Hahn gebraten auf den Tisch. Er schmeckt – ganz unbeschreiblich schön. Würzig wie alle Kräuter der Heide zusammengenommen und stark wie ein Rausch.

## Wetter im Osten

Wir haben jetzt Juni. Im März, als ich nach Ostpreußen kam, standen die Obstgärten der Bergstraße in Blüte, aber die Erde Ostpreußens lag unter einer dicken Scheedecke. Um sechs bis acht Wochen waren Klima und Vegetation gegen die Landschaften westlich der Elbe zurück.

In einem einzigen Monat, im Mai, hat Ostpreußen dies riesengroße Nachbleiben im Wachstum aufgeholt. Die Verwandlung der Natur, wie sie um die Pfingstzeit in Ostpreußen vor sich geht, ist ein so erstaunliches Naturereignis, wie das Ergrünen der Steppe über Nacht, nach dem ersten Regenfall. Von einem Tag zum andern schieben sich die fleischigen Köpfe des Rhabarbers us der Erde. Von einem Tag zum andern verwandelt sich der rötliche Flaum der Saat in sattes Grün, mit einem bläulichen Schimmer, fast wie Schilf. Die Wälder geraten in Brand; wie in Flammen stehen die Birken in ihrem jungen Laub. Das Gras kann man fast wachsen sehen. Elastisch fühlt sich der Boden unter der Sohle an, lebendig von treibendem Wurzelwerk der Pflanzen. Wenn man die Hand in den mürben Ackerboden schiebt, so ist es, als griffe man in den Leib eines frisch getöteten Tiers; so warm und feucht.

Der Tierwelt hat sich eine ungeheure Geschäftigkeit bemächtigt, ein Gebrüte und ein Gebäre ohne Ende. War es nicht erst gestern, als die Störche kamen – und schon recken sich

die Köpfe der Jungen über das Wagenrad des Scheunendachs. Überall an den Feldrainen hoppeln die Junghasen und versuchen das langknochige Ungeschick ihrer Gliedmaßen in tollen Sprüngen. Sie stecken voll Neugier, und die ganze Welt scheint ihnen ein gutes Futter, nur mit etwas Angst vermischt. Von allen Weiden tönt das Blöken der Kälber. Da stehen sie noch etwas wacklig auf den Beinen, die großen runden Augen halb verträumt, halb überrascht von so viel Neuem auf der Welt. Ein bißchen zerfetzt sehen ihre Ohren aus; man hat sie gemarkt und eingekerbt, damit sie ihren Stammbaum mit durchs Leben tragen. So jung sie sind: ihre Geburt ist amtlich registriert, ganz wie bei Menschenkindern. Die Fohlen, blank wie frisch aus der Schale gebrochene Kastanien, spielen auf der Koppel, und ihre Mütter haben den sorgenden Ausdruck und den milden Wahnsinn aller Mutteraugen; hager sind ihre Flanken und schlaff: sie haben ihre ganze Kraft dem Fohlen abgegeben. Hart sind die Gesetze der Natur: dem einen gibt sie, was sie dem andern nimmt.

Und wie mit der Erde, den Pflanzen und den Tieren, so verhält es sich auch mit den Menschen: Blank und glatt macht der Frühling die Jugend, aber die Erde drängt, kreißt und gebiert, die Erde will umbrochen werden, will Stoffe empfangen, um Stoffe herzugeben, die Saat will geeggt, gehackt, gehäufelt, von Unkraut reingehalten werden. Schon naht die Ernte. Schon ist das Sensendengeln das Abendlied des Bauernhofs, schon sind die Gesichter gebadet in Schweiß und gebräunt unter der flammenden Sonne, wenn der gekrümmte Stahl mit knirschendem Sausen die Halme vom Boden weht.

Schon rattern die Leiteragen, vierspännig, in scharfem Trab zum Hof heraus und kehren zurück, schwankende Berge über schwer knarrenden Rädern in Wolken von Heuduft und Pferdeschweiß gehüllt.

Wie gut, daß die Nächte jetzt kurz sind. Beinahe bis Mitternacht färbt das Abendrot den Himmel, und schon um die erste Stunde des jungen Tages hebt sich Lerchentriller über die Felder: Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang sind die Menschen auf dem Feld, schaffend im Wettkampf mit der Erde, im Wettlauf mit der Sonne, besessen vom Fieber der Ernte. Es zehrt sie auf, dies Fieber: es zieht ihnen alle Reserven aus dem Körper.

Die vollen Augen werdn hohl, lange Faltenfurchen von Energie und Anspannung umziehen die Gesichter. Kein Gramm von überschüssigem Fett findet sich am Körper dieser Bauern und Ackerknechte. Die jungen Mädchen, drall, zwanzigjährig, wie Blut und Milch im Frühling, sehen nach der Ernte wie Frauen von vierzig aus.

Die scharfe Ausprägung der Jahreszeiten, der Zusammendrang des Wachstums, die Gewalt des Frühlings, die Glut des Sommers, die so jäh erlischt in den stürzenden Güssen der Herbstregen, die schwere Last des Winters, der den Menschen in der Erinnerung wie eine einzige lange Nacht erscheint – dies mordsmäßige, tolle Klima hat den Charakter des ostpreußischen Menschen geprägt. Sein Heiß und Kalt, sein Stürmen übers Ziel, seine Lebenskraft, die sich erhält durch alle Widrigkeiten. Seine wetterweise Umsicht, die in guten Zeiten Vorrat speichert, um in mageren Zeiten davon zu zehren. Seine Fähigkeit, sich zu beschränken, Not zu ertragen. Seine Fähigkeit, ebenso zu gehorchen wie zu befehlen.

Seine Unerbittlichkeit und strenge Kälte, wenn es um Dinge des Geistes geht. Sein Berserkertum in Schaffen und Zerstören, in Liebe und Haß. So sind im Charakter des ostpreußischen Menschen die Züge des deutschen Volkscharakters verschärft, vertieft, verdeutlicht ausgeprägt. Vom Charakter her gesehen ist Ostpreußen Kernprovinz des Reichs.

Die Jahreszeiten, das Wetter im Charakter – dies Kennzeichen aller nordischen Völker ist es, was uns den Völkern des Westens und des Südens fremd und unheimlich macht. Sie spüren das Wetter, fühlen den Sturm, aber sie erkennen seine Gesetze nicht. Darum müssen wir jungen Völker uns noch sehr zurückhalten und Verbindungen mit Völkern eines anderen Klimas scheuen.

Wenn wir zurückblicken in die Geschichte unseres Volks: wie kurz sind da die Blütezeiten! Nachdem wir in den zwei oder drei Jahrzehnten vor dem Krieg so eine Blütezeit erlebten, haben wir den langen schweren Winter schon gespürt.

Je weiter wir uns von der Lebenshaltung der westlichen Völker durch Armut entfernen, um so weiter rücken wir für diese Völker in die Ferne. Deutschland ist heute "dunkler" als das dunkelste Afrika zu Stanleys Zeit. Es ist gut, daß es so ist. Es ist gut für den kranken Volkskörper, in der dunklen Ecke der Welt zu liegen, unverstanden, allein mit sich selbst, im Kampf mit sich selbst, in Zuckungen, Krämpfen und den tausend Schmerzen des Fegefeuers, durch das die Seele unsres Volkes geht.

Die Insellage Ostpreußens hat einen tiefen Sinn: An diesem gewaltsam losgerissenen Stück Deutschland wird die Probe auf den Bestand des Reiches gemacht. Geht Ostpreußen verloren, so geht Deutschland auch verloren. Auf den kleinen Zeitraum, der vielleicht dazwischen liegt, kommt es nicht an. In Ostpreußen wird das Schicksal Deutschlands auf des Messers Schneide gelegt. Darum ist alles, was in Ostpreußen geschieht, für Deutschland wichtig, gewinnt eine Bedeutung, die über das Örtliche weit hinausgeht. Eine Bodenreform in Ostpreußen, die kommen wird, weil sie kommen muß, bedeutet darum nicht nur die Erhaltung Ostpreußens, sondern vielleicht die Rettung Deutschlands.

Vergeßt nicht: Wir sind mitten im Krieg. Der Krieg hat viele Namen. Handelskrieg, Zollkrieg, Geldkrieg, Kulturkrieg, Krieg der Industrien, der Rechtstitel, der Bevölkerungüberschüsse. Es ist verhältnismäßig unwichtig, ob auch noch ein Krieg der Waffen daraus werden wird.

Denn alles sind nur verschiedene Formen eines Kampfes; es sind die Lebenskräfte des deutschen und des slawischen Volksstammes, die da miteinander ringen.

Wir im Reich müssen die Aufgabe erkennen, alles, was wir an Kräften freisetzen können, an die bedrohte Front zu schicken, Das Wetter im Osten? Wir können uns selbst gut Wetter machen. Wenn wir nur wollen.

## Nachwort

Ostpreußen? - Das war mir kaum mehr als ein wort. Irgendwann in grauer vergangenheit kolonisiert von deutschland, ein seltsamer dialekt (*in meiner jugendzeit in kirchheim/teck der zoothändler flatzek, und kuntsch, einen geografielehrer; jetzt in berlin-köpenick edith kreplin, eine uralte nachbarin*), erbitterte kommentare von angehörigen meiner elterngeneration (revanchismus? oder-weiße-linie? NS-apologien?): das war's. – Dann fiel mir heinrich hausers hier erstmals wiederveröffentlichte reportage von 1932 in die hände! Zumindest eines wurde mir deutlich bei der lektüre: ostpreußen ist in jedemfall (auch) ein stück deutsche geschichte, was aber im öffentlichen bewußtsein keinen stellenwert mehr hat. Hausers reportage ist ein stück ethnografie, sie hat etwas museales – aber als solche ist sie bewahrens- und lesenswert.

Die preußische provinz ostpreußen war von 1871 bis 1945 der östlichste landesteil deutschlands. Hier herrschten adelige gutsbesitzer, die große ländereien besaßen, getreide und kartoffeln anbauten und oft auch pferdezucht betrieben. Um 1900 hatte ostpreußen etwa zwei millionen einwohner, rund drei viertel der bevölkerung lebten von der landwirtschaft.

Bereits um 1900 wurden in ostpreußen moderne agrar-techniken entwickelt und angewandt. So gab es ein ausgeklügeltes drainagesystem mit pumpen und kanälen, um der weit verbreiteten moorlandschaft das wasser zu entziehen und diese als agrarfläche nutzbar zu machen. Den daraus resultierenden reichen ernten verdankte ostpreußen seinen namen als *kornkammer deutschlands*.

Doch immer wieder befand sich ostpreußen während kriegen zwischen den fronten. Im ersten weltkrieg wurde die provinz aufmarschgebiet für den deutschen feldzug gegen polen und zeitweilig von russischen truppen besetzt.

Nach dem ersten weltkrieg beschlossen die siegermächte im versailer friedensvertrag von 1918, große teile westpreußens, danzig, die ostpreußische stadt soldau und das memelgebiet vom deutschen reich abzutrennen und dem polnischen staat zu übertragen. Ostpreußen wurde durch den *polnischen korridor*, einen 30 bis 90 kilometer breiten landstreifen, der polen den zugang zur ostsee ermöglichte, vom deutschen reich getrennt und somit eine exklave.

Ostproußen geriet durch den korridor in eine wirtschaftliche isolation, die sich in der weltagrarkrise 1928 zu einer notlage entwickelte. Durch den preisverfall von rogggen und kartoffeln sowie wegen höherer steuern drohte vielen gutshöfen der bankrott. Das hätte hunger und elend für die mehrheit der bevölkerung bedeutet. Deshalb beschloß die regierung der

Weimarer Republik die *Osthilfe*. Sie beinhaltete steuersenkungen, kredithilfen und frachtkostenerstattung für großbetriebe. Ostpreußen hing fortan am tropf des reichshaushaltes.

Hitlers besuch in ostpreußen (1932) war ein triumph; von weiten kreisen der bevölkerung wurde er als retter verstanden. Innerhalb der kriegtreiberischen und rassistischen NS-ideologie vom *volk ohne raum* (hans grimm) kam ostpreußen ein wesentlicher stellenwert zu.<sup>89</sup>

Im und nach dem zweiten weltkrieg wurden millionen deutsche aus ostpreußen vertrieben. Vorbehaltlich einer endgültigen friedensregelung wurde die region geteilt, bekam neue grenzen, neue bewohner und neue städtenamen. Der nördliche teil wurde sowjetisch (region kaliningrad oblast), der südliche polnisch (region ermland-masuren). Beide regionen entwickelten sich in den folgenden jahrzehnten sehr unterschiedlich.

In der BRD wurde *ostpreußen* jahrzehntelang zum nostalgischen symbol für menschen, die von dort vertrieben worden waren, sowie zum ideologem für reaktionäre vertriebenenverbände.

1990 erfolgte die endgültige friedensregelung im *zwei-plus-vier-vertrag*. Dieser legte dann die *oder-neiße-linie* als ultimative grenze zwischen deutschland und polen fest.

Bei der vorbereitung dieser wiederveröffentlichung hatte ich nicht den anspruch, mich umfassend über die situation des damaligen ostpreußen zu informieren, so habe ich nur einige quellen herangezogen, die mir repräsentativ erschienen für einzelne blickwinkel. Natürlich gehörten dazu veröffentlichungen von zeitzeugen aus der ehemaligen ostpreußischen bevölkerung, wie sie in den 50er- und 60er-jahren im umkreis der sogenannten *Landmannschaften* und vertriebenenverbände erschienen. Diese haben allerdings häufig einen hymnisch-verklärenden habitus und tragen deshalb nur eingeschränkt zur information bei. Gelegentlich findet sich dort auch der bekannte NS-Jargon. So schreibt der ehemalige general otto lasch noch 1961 in einem an sich seriösen sammelband von der "asiatischen Barbarei", der die königsberger bevölkerung ausgesetzt gewesen sei.<sup>90</sup>

Wir sind nicht mehr im *Kalten Krieg*; heutzutage ist es ein gemeinplatz, daß auch deutschen unrecht zugefügt wurde. Bedeutungsvoll ist das noch immer, wo es um individuelle psychische traumatisierungen geht, die sich noch bei zwei generationen von nachgeborenen auswirken können. Bedeutungsvoll bleiben diese fragen auch für die geschichtswissenschaft. Aber sonst? Die meisten der auf der website der *Landmannschaft Ostpreußen*<sup>91</sup> proklamierten ziele dieser interessengemeinschaft könnte ich unterschreiben – aber wozu immer wieder dieser von verbitterung, ressentiment, stammtischverbissenheit geprägte duktus? Vieles klingt, als seien die schreiber persönlich vor weniger als 10 jahren aus ostpreußen vertrieben worden. (Der aktuelle sprecher der *Landmannschaft Ostpreußen* wurde 1964 in detmold geboren!) Was bringt die nachkommen von menschen, die vor 60 jahren aus dem osten und südosten europas vertrieben wurden, zu einem exklusiven anspruch auf ostpreußen (oder schlesien oder dem ehemaligen sudetenland)? Völkerverständigung: ja! Aber auf der grundlage der akzeptanz eines historischen status quo. Dann, im zweiten und dritten schritt, können verschiedenste

<sup>89</sup> Dazu erwähnt heinrich hauser: "*Geredet wird nur über Politik, man setzt alle Hoffnung auf die radikale Rechtspartei. – Gäbe es die nicht, so würde man alle Hoffnung auf die radikale Linkspartei setzen.*"

<sup>90</sup> Martin Borrmann (Hrsg.): EIN BLICK ZURÜCK (München 1961: Gräfe und Unzer, S. 145).

<sup>91</sup> <http://www.ostpreussen.de/lo/lo-startseite.html>

brücken geschlagen werden - auch diejenige einer früheren zugehörigkeit zu deutschland, der existenz von menschen deutscher zunge dort. Aber nicht auf grundlage einer vor 60 jahren verlorengegangenen zugehörigkeit, eines verlusts, der, das werden vielleicht auch die heutigen aktivisten der vertriebenenverbände als geschichtliche wahrheit anerkennen, auf die militärische aggressivität eines deutschen staates zurückging.

Heutzutage ist *ostpreußen* ein historischer begriff, der in der medialen öffentlichkeit keine streitgespräche oder emotionalen aufwallungen mehr stimulieren kann. Die regionen wurden zum ziel von urlaubsreisen, auch zu meist behutsamer anknüpfung an individuelle familiengeschichte(n). Wer sich fragt, wie war es denn damals wirklich, findet (auf deutsch) wenig mehr als nostalgisch geprägte erinnerungsliteratur. Heinrich hausers hier erstmalig wiederveröffentlichte reportage von 1932 geht weit darüber hinaus. Dabei verringert auch seine NS-apologetische tendenz kaum den informationsgehalt.<sup>92</sup>

Zu den NS-apologetischen aspekten des buches gehört, daß die existenz von polen, litauern, juden und roma (zigeunern)<sup>93</sup> in dem von hauser bereisten gebiet nahezu ausgespart wird.<sup>94</sup> Allerdings dürfte es wenige historische dokumente geben, die das – wie auch immer problematische – alltägliche miteinander von deutschen und anderen in diesen ländern beheimateten völkern vermittelt. Zumindest bei der internetrecherche konnte ich auch heute noch nahezu nichts über die alltägliche situation der polnischen, litauischen und jüdischen bevölkerung in der deutschen provinz ostpreußen finden. Allenfalls in erzählenden werken findet sich etwas von dem zweifellos schwierigen, aber offenbar auch vielschichtigen verhältnis der volksgruppen.<sup>95</sup> Zudem scheint es eine vielzahl von definitionen zu geben, nach denen teile der bevölkerung dieser gebiete (die wiederum nach verschiedenen historischen definitionen voneinander abgegrenzt werden) als deutsch, polnisch oder litauisch verstanden werden. Zweifellos gab es zumindest seit gründung des *Deutschen Reichs* 1871 heftige germanisierungsbemühungen, nach der vertreibung der zweifelsfrei deutschen bevölkerung gab es polonisierungsversuche der verbliebenen (*autochtonen*) bevölkerung, in litauen war es ähnlich. Nach ernst wicherts autobiografischer darstellung (fürs ende des 19. jahrhunderts)<sup>96</sup> agierte deutschland in ostpreußen offensichtlich als kolonisationsmacht. Die litauische bevölkerung war einigermaßen hilflos verstrickt in die bükratischen und juristischen finessen der reichsdeutschen administation.

<sup>92</sup> Nationalchauvinistisch, völkisch, rassistisch und NS-apologetisch wirksame ideologeme und passagen wurden für die wiederveröffentlichung braun eingefärbt.

<sup>93</sup> Nach randbemerkungen in nebensätzen mancher publikationen läßt sich der schluß ziehen, daß gerade auch roma zur traditionellen bevölkerung ostpreußens gehörten; ähnlich wie juden stellten sie offenbar oft die viehhändler und waren auch auf jedem woche markt zu finden.

<sup>94</sup> WETTER IM OSTEN, offenbar eine auftragsarbeit für den *Eugen Diederichs Verlag Jena*, wurde parallel dazu in fortsetzungen veröffentlicht in der NS-protagonistischen zeitschrift OSTLAND. WOHENSCHRIFT FÜR DIE GESAMTE OSTMARK, hrsg. von e. ginschel und dr. franz lüdke (*Verlag deutscher Ostbund e.V.*, Berlin 1932/33). Grundlage dieser wiederveröffentlichung ist die originalausgabe (jena 1932).

<sup>95</sup> Vgl. die bücher von jan christ, johannes bobrowski sowie (für die angrenzende, bis 1920 bestehende preußische provinz posen) theo harych (*HINTER DEN SCHWARZEN WÄLDERN*; berlin/DDR 1951, neuausgabe berlin 2015: A+C).

<sup>96</sup> Ernst wichert: *LITAUISCHE GESCHICHTEN* (berlin/DDR 1983). Vergleichbares berichtet theo harych (a.a.o.).



Hauser beschreibt: *"Für den deutschen Memelländer war der Litauer immer der Muschik, das Bäuerlein, das dreckig und zerlumpt zum Markt gefahren kam mit seiner Holzfuhr, einen unwahrscheinlich langen Weg, und das eine unwahrscheinlich kleine Summe für sein Holz bekam. Der arme Kerl, dem die trockene Brotkruste aus der Tasche herausguckte, der nicht lesen und nicht schreiben konnte, vor dem man sich aber hüten mußte, damit er nichts stahl."*

*"Auf der anderen Seite ist die Erinnerung des Memelländers an Deutschland eng verknüpft mit den glücklicheren Zeiten der Vergangenheit. Man entschließt sich ungern von einem gewissen geistigen Hochmut herabzusteigen; aus einer überlieferten Haltung, die Deutschsein gleichsetzte mit Herrsein."*

Es sollte zu denken geben, wenn selbst jemand wie Heinrich Hauser, der in diesen Jahren explizit die NS-Bewegung begrüßt hat, derart unmißverständlich die Unterdrückung der abhängigen Landbevölkerung in Ostpreußen kritisiert. Während der Weimarer Republik war die SPD staatstragende Partei; um die Situation der ostpreußischen Landbevölkerung hat sie sich offenbar kaum gekümmert. Hauser dokumentiert in vielen Aspekten, daß der deutsche Staat im Laufe der Jahrhunderte zunehmend schindluder getrieben hat mit dieser Provinz. Schritt für Schritt wurde das Land offenbar zur Pfründe der ansässigen Gutsherrn und der Steuerbehörden des Deutschen Reichs.

Hausers Bericht über den sozialen Status der unfreien Landarbeiter gegenüber den Gutsbesitzern klingt wie Darstellungen der Situation der Farbigen aus den US-amerikanischen Südstaaten, auch noch in den Jahrzehnten nach Abschaffung der Sklaverei.<sup>97</sup> Als 1939 polnische Kriegsgefangene zur Zwangsarbeit auf ostpreußische Höfe kommen, erinnert sich Arno Surminski: *"Ein ganz neues Gefühl überkam die einfachen Jokehner Menschen. Deutsche brauchten nur noch höherwertige Arbeit zu leisten, den Dreck erledigten die Fremden. Das war der natürliche und gottgewollte Lauf der Dinge und die Bestätigung einer Überlegenheit, die seit Jahrhunderten als ausgemacht galt. Der dreckige Pollack und der naive, brutale Russe hatten jahrhundertlang staunend zuschauen können, wie die Deutschen aus Steinen Brot machten."*<sup>98</sup> – Heinrich Hauser schreibt über die Landarbeiter von 1932: *"Ich sah ihre armseligen, feuchten und ungesunden Katen, die Kinder davor, nicht rotbäckig gesund, sondern schlecht genährt, schlecht gehalten, scheu und gedrückt in Gegenwart des 'Herrn'. Wie die kleinen Mädchen knickten und wie die Jungen mit gesenktem Kopf die Kappe in der Hand drehten, das war schon genau wie bei den Alten. Da war keine Entwicklung, kein Aufstieg in eine freiere, menschlichere Haltung. Ich hörte, wie der Gutsherr mit ihnen sprach – wie der Gott des Alten Testaments, ein strenger, eifernder, strafender Gott. Ich hörte die Frau des Gutsherrn mit den Mägden zanken: 'Wenn es auch schlecht geht, so kommt das nur davon, daß ihr Sozialdemokraten seid! Wozu schickt ihr eure Kinder auf die Mittelschule? Wenn eure Kinder auch zehnmal in dieselbe Schule gehen, so werden sie darum noch lange nicht dasselbe wie*

<sup>97</sup> Vgl. Lillian Smith: *FREMDE FRUCHT* (Zürich 1947, Neuausgabe Berlin 2018: A+C)

<sup>98</sup> Arno Surminski: *JOKEHNEN ODER WIE LANGE FÄHRT MAN VON OSTPREUSSEN NACH DEUTSCHLAND?* (Bertelsmann Buchgemeinschaftsausgabe, o.o., o.j. S. 57/8)

*unsre Kinder. Laßt eure Kinder doch Dienstmädchen und Knechte werden, dann werden sie auch geachtet in ihrem Stand.' – Es klang wie ein Märchen, aber es war grauenhaft wahr."*

Ostpreußen vollzog zwischen den Weltkriegen eine bemerkenswerte Entwicklung. Die Provinz, die seit 1918 durch den polnischen Korridor vom deutschen Kernland abgetrennt war, avancierte zum Schauplatz einer rasch erstarkenden Heimatschutzbewegung mit bald 120.000 Mitgliedern. Diese Heimatschutzbewegung veränderte tiefgreifend die mentale Entwicklung Ostpreußens, konstatiert der polnische Historiker Robert Traba.<sup>99</sup> Er untersuchte, wie sich zwischen 1914 und 1933 vor dem Hintergrund der Heimatschutzidee ein neues Ostpreußisches Selbstverständnis herausbildete. In diesem Prozess engagierten sich national orientierte deutsche Politiker, Wissenschaftler, Pfarrer, Lehrer, Journalisten und Dichter. Ihnen ging es darum, Ostpreußen in ein Bollwerk gegen die – wie es hieß – *slawenflut* zu verwandeln.

Zunächst galt Russland als Hauptgegner. Schließlich waren russische Truppen zu Beginn des Ersten Weltkriegs nach Ostpreußen eingedrungen und wurden für Flucht und Vertreibung der deutschen Zivilbevölkerung sowie für zahlreiche Zerstörungen verantwortlich gemacht. Als deutsches Militär unter dem Kommando Paul von Hindenburgs die Russen in der Schlacht von Tannenberg Ende August 1914 zurückschlug, war ein neuer Mythos für die aufkeimende deutsch-ostpreußische Bollwerkmentalität geboren.

Doch das Bollwerk Ostpreußen richtete sich bald weniger gegen Russland als gegen Polen. Denn Polen, als souveräner Staat nach über einem Jahrhundert der Teilungen 1918 wieder auf der Landkarte erschienen, war mit Deutschland sogleich in einen Dauerstreit über Grenzen und Minderheitenrechte verstrickt.

Traba zeigt, wie mit dem Konzept Ostpreußische Heimat eine bemerkenswerte regionale Kultur aufblühte – andererseits, wie die Heimatschutzbewegung für die Ziele der deutsch-nationalen, später auch der nationalsozialistischen Propaganda instrumentalisiert werden konnte.

Die Vertreter der großen polnischen sowie der kleineren litauischen Minderheit, aber auch die deutschen Kommunisten und viele einflussreiche Sozialdemokraten schenken der Heimatschutzbewegung und dem Bedürfnis nach Identität und Zusammengehörigkeit mit dem übrigen Deutschland kaum Aufmerksamkeit.

Die vorliegende Reportage ist – trotz der offen ausgesprochenen nationalistischen und NS-orientierten Haltung – weitgehend an pragmatischen Sachfragen orientiert, wie auch andere Arbeiten des Autors. Hauser will verstehen, wie der soziale Alltag funktioniert, das Miteinander von Mensch & Natur & Technik: Arbeitsabläufe, Handwerkszeug, Geräte, Vieh, dessen Nahrung und Milcherttrag, Kleidung, Hausbau, Finanzen, Wetter und unzählige weitere Bestandteile des einfachen Lebens. Das alles bildet in Hausers Buch nicht nur ein folkloristisches Gewürz, sondern ist die Essenz seines Interesses, seiner Zustimmung oder seiner Kritik.

<sup>99</sup> Robert Traba: OSTPREUSSEN – DIE KONSTRUKTION EINER DEUTSCHEN PROVINZ (osnabrück 2010). Ich habe das Buch selbst nicht gelesen; meine Darstellung stützt sich auf eine Rezension von Martin Sander: [http://www.deutschlandradiokultur.de/bollwerk-ostpreussen.950.de.html?dram:article\\_id=138859\\_](http://www.deutschlandradiokultur.de/bollwerk-ostpreussen.950.de.html?dram:article_id=138859_)

Dabei versucht er meines erachtens relativ vorurteilsfrei, sich in ostpreußen zu informieren über politische umstände, kräfte, intentionen. Seine einigermaßen idealistisch-naive affinität zu NS-ideologischen axiomen ist unverkennbar; vor allem ein "*Bevölkerungsdruck*" im deutschen reich sowie eine notwendigkeit, das deutsche reich durch einen "*Menschenwall*" im osten vor "*den Russen*" zu schützen, sind ideologische axiome, in denen er sich wiederfindet. Das diskreditiert die redlichkeit seiner reportage nicht mehr als jedes andere soziale, gesellschaftliche, politische axiom, wie sie jeder von uns, auch jeder reporter, in sich hat.

Hausers inflationärer gebrauch von superlativen sowie seine neigung zur animistischen metaphern findet sich auch in seinen anderen werken.<sup>100</sup>

Ein schwerpunkt des buches liegt in hausers überlegungen zur ostpreußischen siedlungspolitik. Die praxis der *siedlungsgesellschaften* kritisiert er ebenso wie die bürokratische konkurrenz zwischen reichs- und preußischer verwaltung zu lasten der ostpreußenhilfe. Siedlungsgesellschaften waren offenbar immobilienunternehmen, die natürlich an ihrem privatwirtschaftlichen nutzen interessiert waren. Unterstützung beim prozeß der eingewöhnung bekamen siedler aus dem reichsgebiet offenbar kaum. Dazu kam – nach hauser – ein "*unausrottbares Staatsrentnertum*" bei vielen neusiedlern. Demgegenüber standen die meist adligen großgrundbesitzer, die häufig über ihre verhältnisse gelebt haben und ihre landarbeiter extrem schlecht behandelt haben. Derartige kritik an den "ostelbischen junkern" kam ansonsten gemeinhin von der politischen linken.

Ein weiteres problem sieht er im fehlen von genossenschaftlicher zusammenarbeit, dem gemeinsamem nutzen von landwirtschaftlichen maschinen. Die schuld daran sieht hauser vor allem in ressentiments einer "*engstirnigen Politik*" mit "*romantisch-reaktionären Vorstellungen vom Wesen eines Bauern*", die jede gemeinschaftliche nutzung von arbeitsgeräten als "*kommunistische Ideen*" diskriminierte. Viele Neusiedler waren – so hauser – als ehemalige industriearbeiter längst gewohnt, maschinen kollektiv zu nutzen. Der autor plädiert unmißverständlich für *landwirtschaftliche produktionsgenossenschaften* (wie es später in der DDR hieß: LPG), die zudem die erfahrung des kollektiven arbeitens aus dem damaligen *Freiwilligen Arbeitsdienst (FAD)*, - seit 1931) nutzen könnten.

Gegenüber der einseitigen verherrlichung des bauernstands bei den nazis findet sich hier (und in anderen werken hausers) eine umfassende wertschätzung aller handwerklichen tätigkeiten /produkte /werkzeuge einschließlich der industriearbeitern gegenüber handel und kapitalismus. Zugleich zeigt sich hier wie in anderen arbeiten des autors seine grundlegende sensibilität und achtung der natur gegenüber.

Aus hausers reportage läßt sich (zumindest für mich als geschichtswissenschaftlichen laien) der schluß ziehen, daß ostpreußen eine reichsdeutsche kolonie war, keineswegs eine wie auch immer sozial eigenständige provinz. Retrospektiv hatte hauser nicht unrecht: das schicksal ostpreußens war eine probe auf das schicksal des deutschen reichs; wegen seiner

<sup>100</sup> Siehe hierzu im biografischen nachwort zur neuveröffentlichung seines autobiografisch orientierten buches KAMPF.

wirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen abhängigkeit vom "Reich" wirkten sich selbstzerstörerische politische und gesellschaftliche tendenzen des wilhelmischen deutschlands und nachfolgend der Weimarer Republik in ostpreußen besonders deutlich aus. Dazu passte dann der überdurchschnittlich hohen wahlstieg der NSDAP in ostpreußen.

Hausers reportage vermittelt – anhand der modellhaften situation ostpreußen – das gesellschaftliche klima, in dem die massenhafte zustimmung zu den nazis in gesamtdeutschland zum naheliegenden nächsten schritt wurde. Dieses klima setzt sich zusammen aus unzähligen färbungen des alltagsbewußtseins, die als einzelne relativ belanglos sind. (So, wenn hauser von der "Deutschen Volkswirtschaft" schreibt, statt von der deutschen Volkswirtschaft, wenn er vornehmlich von der "eigenen Scholle" schreibt; dies ist ein altertümlicher begriff, der jedoch im rahmen der *blut-und-boden*-ideologie der nazis popularisiert wurde.) Auf diese weise funktionieren ideologische prozesse in jeder gesellschaft, dieses subtile einfärben von aussagen gehört zum handwerkszeug der allermeisten politiker und bestimmter massenmedien. Am anfang steht jedoch immer ein genuiner prozeß der affektiven besetzung individueller meinungen.<sup>101</sup>

Soll die wiederveröffentlichung dieses buches also verständnis heischen für damalige NS-anhänger? In einer weise durchaus. Aus zeitzeugenberichten wie der hier vorliegenden könnten wir lernen, welche folgen es haben kann, wenn eine mehrheit der bevölkerung sozialem abbau, diskriminierung durch die eigene bürokratie und struktureller hoffnungslosigkeit unterworfen ist – und dann eine rattenfängerpartei zur agitation bereitsteht. Das gilt damals wie heute, hier wie dort.

Mondrian graf v. lüttichau

---

<sup>101</sup> Vgl. zu diesem sozialpsychologischen prozeß der affektiven machtergreifung der nazis auch von ernst glaeser: DER LETZTE ZIVILIST (zürich 1935, neuausgabe berlin 2017: A+C).

## Literaturhinweise

- Klaus Bednarz: Fernes nahes Land (Hamburg 1995)  
Johannes Bobrowski: Levins Mühle. 34 Sätze über meinen Großvater (Berlin/DDR 1964)  
Johannes Bobrowski: Litauische Claviere (Berlin/DDR 1966)  
Martin Borrmann (Hrsg.): Ein Blick zurück. Erinnerungen an Kindheit und Jugend, an Leben und Wirken in Ostpreußen (München o.J. [1961])  
Christa Anita Brück: Der Richter von Memel (Berlin 1933) (*Wiederveröffentlichung bei A+C vorgesehen*)  
Dies.: Schicksale hinter Schreibmaschinen (Berlin 1930); *Neuaufgabe mit Nachwort*: Berlin 2012: A+C  
Jan Christ: Anna Wentscher (Stuttgart 1995)  
Gordon A. Craig: Über die Deutschen (München 1982)  
Alexander Fürst zu Dohna-Schlobitten: Erinnerungen eines alten Ostpreußen (Berlin 1989)  
Max Fürst: Gefilte Fisch (München 1973)  
Theo Harych: Hinter den schwarzen Wäldern (Berlin/DDR 1951); *Neuausgabe mit Nachwort*: Berlin 2015: A+C  
Heinrich Hauser: Kampf. Geschichte einer Jugend (Jena 1934); *Neuausgabe mit Nachwort*: Berlin 2014: A+C  
Kluge, Friedemann (Hrsg.): "Ein schicklicher Platz"? Königsberg/Kaliningrad in der Sicht von Bewohnern und Nachbarn (Osnabrück 1994)  
Wolfgang Koeppen: Jugend (Frankfurt/M. 1976)  
Andreas Kossert: Ostpreußen. Geschichte einer historischen Landschaft (München 2014)  
Willy Kramp (Einführung): Ostpreußen, Westpreußen und Danzig. Das große Bilderbuch der Erinnerung (München 1962)  
Hermann Pölking: Ostpreußen – Panorama einer Provinz (5 DVD/be.bra Verlag 2014)  
Hermann Sudermann: Die Reise nach Tilsit und andere Litauische Geschichten (München 1989)  
Arno Surminski: Jokehnen oder Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland? (Stuttgart 1974)  
Ernst Wichert: Litauische Geschichten (Berlin/DDR 1983)  
Ernst Wiechert: Wälder und Menschen (München 1936)

### Links:

- <http://www.koenigsberger-express.com/index.php>  
<http://www.ostpreussen.de/nc/ostpreussen/startseite.html>  
<http://www.bildarchiv-ostpreussen.de/index.html.de>  
<http://wiki-de.genealogy.net/Portal:Memelland>  
[https://de.wikipedia.org/wiki/Stiftung\\_Borussia](https://de.wikipedia.org/wiki/Stiftung_Borussia)  
<http://www.ostpreussen-info.de/index.htm>

## Anhang

### **Klunkermus und Schmand mit Glumse – Ostpreußische Spezialitäten <sup>102</sup>**

Jedes Land hat gewisse Spezialitäten auf seiner Speisekarte, die nur dort so ganz richtig schmecken, wo sie bodenständig sind. Ostpreußen war besonders reich an solchen Speisen und Getränken, deren Zubereitung zum Teil auf uralte, nur mündlich weitergegebene Rezepte zurückging, die in keinem Kochbuch richtig zu finden sind. Jeder Ostpreuße wird daher zunächst einmal ein misstrauisches Gesicht machen, wenn er etwa in West- oder Süddeutschland Königsberger Klops essen soll. Was ihm da in einer farblos-durchsichtigen Soße mit Kapern vorgesetzt wird, entspricht durchaus nicht dem, was er aus der Heimat als Königsberger Klops kennt. Dort nämlich war die Hauptsache an diesem Gericht eine lange, weiße etwas säuerliche Soße, in der die Klops wie in einer Suppe schwammen. Dazu wurden meist Pellkartoffeln gegessen, und vielfach nicht mit Messer und Gabel, sondern wegen der Menge der Soße gleich mit dem Löffel. Die echten Königsberger Klops, die in ihrer Heimat übrigens „gekochte Klops“ hießen, waren ebenso sehr Tellergericht wie Suppe.

Außerhalb Ostpreußens weniger bekannt, aber noch bezeichnender als ausgesprochene Spezialität war ein Gericht, das den Besuchern des Landes im ersten Augenblick fast immer ein bedenkliches Kopfschütteln abnötigte. Wenn ihnen Königsberger Fleck vorgesetzt wurde, mussten sie gewöhnlich erst ein halbes Dutzend Vorurteile überwinden, ehe sie den Löffel zur Hand nahmen, um sich von dem Wohlgeschmack dieses eigentlichen Königsberger Leib- und Magengerichts zu überzeugen. Königsberger Fleck bestand aus Rinderdärmen und gewissen Teilen des Rindermagens, die sorgsam gereinigt, in kleine Stücke geschnitten, lange gewässert und dann 24 Stunden lang gekocht wurden, wobei den Töpfen zunächst kein sehr angenehmer Duft entstieg. Aber ihr brodelnder Inhalt machte zuletzt eine wunderbare Verwandlung durch und schmeckte ausgezeichnet, wenn er je nach Geschmack mit einem Schuss Essig, etwas Senf und auf jeden Fall mit Majoran vermischt wurde. Unter der Bezeichnung „Kutteln“ ist die Fleck auch in anderen Gegenden heimisch, aber sie erreicht nirgendwo die Feinheit der Zubereitung, die in Königsberg zu Hause war.

Wenig zu sagen ist über zwei weitere Spezialitäten, die zwar ihrem Namen und ihrer Herstellung nach mit Ostpreußen verknüpft sind, sich aber über ganz Deutschland, wenn nicht gar über die ganze Welt verbreitet haben. Gemeint sind der Tilsiter Käse und der Königsberger Marzipan, die sozusagen zu den repräsentativsten Erzeugnissen Ostpreußens gehörten. Immerhin ist der echte Tilsiter Käse mit seinem charakteristischen Geschmack gar nicht so häufig anzutreffen, denn was im Allgemeinen unter dieser Bezeichnung verkauft wird, hat mit dem Original oft nicht viel mehr als den Namen gemein. Der Königsberger Marzipan wurde früher zur Weihnachtszeit in alle Welt versandt; einige Königsberger Konditoreien, die jetzt im Westen ansässig sind, setzen diese

---

<sup>102</sup> Quelle: Ostpreußen-Warte, Folge 12 vom Dezember 1953, S. 4

Tradition fort. Im Gegensatz zu dem ebenfalls recht bekannten Lübecker Marzipan wird der Königsberger Marzipan im Ofen gebacken, so dass er von der Oberhitze schöne braune Ränder erhält. Sonst wird er ebenso aus fein geriebenen Mandeln, Puderzucker und Rosenöl hergestellt. In ihm findet der Jahrtausende alte Mautopan der Araber und Perser seine höchste Veredelung.

Nun aber zu den eigentlich bodenständigen Gerichten, die Ostpreußen in großer Fülle aufzuweisen hatte. Da ist zunächst das Klunkermus zu nennen, ein grober Brei aus Roggenmehl mit vielen kleinen „Klunkern“, der mit Specksoße übergossen wurde. Nicht weniger beliebt waren graue Erbsen mit Speck; gekochte, unzerdrückte dunkle Erbsen, die trocken auf den Tisch kamen und mit einer süß-sauren Soße gegessen wurden. In manchen Gegenden wurden sie auch mit Sahne oder frischer Butter angerichtet, und auf jeden Fall gehörten Spirkel — gebratene Streifen Räucherspeck — dazu. Die Spirkel waren auch unentbehrlich bei den Heilsberger Keilchen: Klößen aus rohen und gekochten Kartoffeln, die länglich geformt wurden. Mit Vorliebe wurde überall in Ostpreußen Beetenbartsch gegessen, eine dicke Suppe aus verkochten roten Beeten, der kleingeschnittenes Rindfleisch und Pellkartoffeln beigegeben wurden. Kalt oder warm, jeweils im Gegensatz zu der gerade herrschenden Jahreszeit, kam Sauerampfersuppe auf den Tisch, die durch einen Eierauflauf oder klein gehackte hartgekochte Eier schmackhaft gemacht war. Ostpreußisches Schwarzsauer wurde aus Gänse- oder Entenklein zubereitet. Die Kochbrühe wurde mit getrockneten Pflaumen, allerlei Gewürzen, Salz und Zucker versetzt, und als wesentlichster Bestandteil kam dann das mit Essig verquirlte Gänse- oder Entenblut hinzu. Sehr erfrischend schmeckte Schmand mit Glumse: trockener Quark in süßer oder saurer Sahne. Die Glumse allein, die stets krümelig sein musste und nicht glatt verrührt werden durfte, wurde auch gerne zu Bratkartoffeln gegessen und zu Glumskuchen verbacken.

Alle diese Gerichte stellen nur eine kleine Auswahl aus der Vielzahl der ostpreußischen Spezialitäten dar. Überall gab es noch weitere Besonderheiten und Abarten dieser allgemein beliebten Speisen. Erwähnt werden muss auch der Reichtum des Landes an wohlschmeckenden See- und Süßwasserfischen, von denen die Cranzer Räucherflundern, die Nikolaiker Maränen und der Maifisch, der bei Pillau gefangen wurde, die bekanntesten waren. Und schließlich die lange Reihe der ostpreußischen Getränke! Ihre schier endlose Zahl reichte vom berühmten Bärenfang, der nach altem Rezept aus Sprit und Honig unter Zusatz von Tannenknochen hergestellt wurde, bis zum Kosakenkaffee, der in Ostpreußen erfunden wurde und heute als Kaffee- oder Mokkalikör überall bekannt ist. Außerdem gehörten hierher — um nur einige Beispiele zu nennen — Pepperrines, ein Pfefferschnaps; Machandel, ein reiner Wacholder; Pillkaller, ein „Weißer“ mit einer Scheibe Leberwurst und Mostrich; Dreidraht, eine Mischung aus Korn, Bitterm und Ingwer; Flüssiges Heu, Elefantendups mit Setzei, Kartoffelsupp, Windstärke 11, und wie sie sonst noch alle hießen. Ostpreußens Spirituosen waren weit und breit beliebt — nicht nur in ihrem Ursprungsland. Der Ostpreuße selbst trank jedoch mindestens ebenso gerne seinen Grog, der auch Maitrank oder Wasserpunsch genannt wurde.